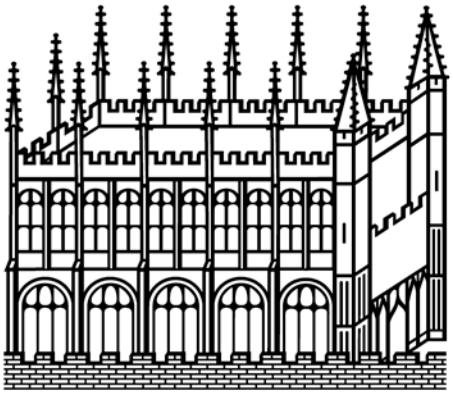


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

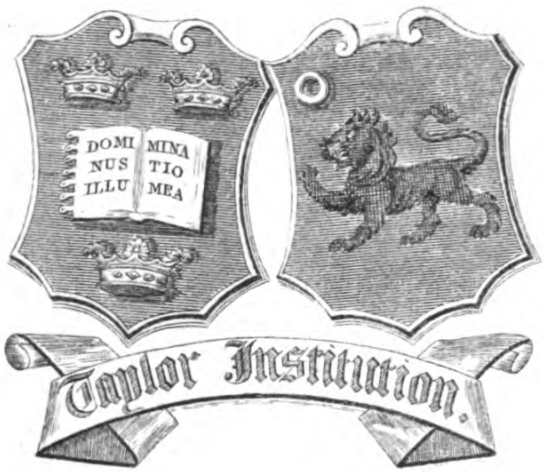
For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

~~414 a 5.~~
~~Ark. II X~~
~~e 16~~



Arch. 8° G. 1795

Die Horen

Jahrgang 1796

Erſtes Stück

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Innhalt des erſten Stücks.

I.	Iduna, oder der Apfel der Verjüngung.	Seite	1
II.	Zwo Gattungen des Epigramms.	—	28
III.	Elegien von Properz.	—	29
IV.	Der unſterbliche Homer.	—	53
V.	Ueber Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache.	—	54
VI.	Der Dichter an ſeine Kunſtrichterin.	—	74
VII.	Beſchluß der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichter, nebſt einigen Bemerkungen einen charakteriſtiſchen Unterſchied unter den Menſchen betreffend.	—	75
VIII.	Der Löwe und die Kuh.	—	122
IX.	Der Fiſcher, der Aal und die Schlange.	—	123

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Erſtes Stück.

I.

Iduna,
oder
der Apfel der Verjüngung.

Vor einigen Jahren ertönte unten am Parnaß ein Ruf, daß oben auf dem Parnaß einige Deutſche Dichter für unſre Nation und Sprache den Gebrauch der griechiſchen Mythologie abſchaffen, dagegen aber die Isländiſche einführen wollten. Für Apollo ſollte künftig Braga, für Jupiter Thor oder Odin, für den Olymp Walhalla gelten u. ſ. f.

Wiewohl nun dieſes Gerücht durch ſich ſelbſt nichtig war, indem ja kein Dichter mit ſeinen Geſängen der Nation Geſetze, am wenigſten verbietende Abolitions-Edicte vorſchreibt; und Einer dieſer angeklagten Dichter, der mit dem ſüßeſten Wohlklange und einem Reichthum von Dichtungen in unſerer Sprache die feinſte Kritik und einen Reichthum von Dichtungen mehrerer gebildeten Sprachen verbindet, ſeinen Skalden * eben dazu

* Gedicht eines Skalden, Kopenhagen, Odenſee u. Leipz. 1766. 4.

erweckt hatte, daß er ſinge und ſage, wie alle ſeine alten Götter gefallen, und daß dieſe ganze nordiſche Ideenwelt wie ein Zauberbild, wie ein Traum verſchwunden ſey: ſo hätte doch die ganze Erſcheinung dieſer Dichtungsart, die ſich von Dännemark aus als ein wunderbares Nordlicht zeigte, wenigſtens Känntniſſe und Unterſuchungen veranlaſſen können, die ſie damals wahrſcheinlich nicht veranlaßt hat. War es nicht der Mühe werth, es auf's Reine zu bringen: was dieſe Mythologie ſey? woher ſie ſey? wiefern ſie uns angehe? worinn ſie uns dienen könne? u. ſ. Dieſe Fragen betreffen ja eine Sache ganzer Nationen, einen Schatz menſchlicher Erfindungen, Sprache und Gedanken. Uns iſt darüber ein Geſpräch zu Händen gekommen, das dieſen Gegenſtand zwar nicht erſchöpfet, aber von mehreren Seiten in Betracht nimmt. Es ſoll nicht entſcheiden, aber Gedanken veranlaſſen und Entſchlüſſe fördern.

Erſte Unterredung.

Alfred.

Meynſt Du nicht auch, Frey, daß wenn eine Nation eine Mythologie haben muß, es ihr daran gelegen ſei, eine in ihrer eignen Denkart und Sprache entſproßene Mythologie zu haben? Von Kindheit auf wird uns ſodann die Ideenwelt dieſer Dichtungen näher und inniger; mit dem Stammwort jeder derſelben vernehmen wir ſogleich ihren erſten Begriff und verfolgen ihn in ſeinen Zweigen und Ableitungen leicht

und vernünftig. Alles in der Einkleidung Enthaltene dünkt uns glaubhafter, natürlicher; der dichteriſche Sinn, einer Sprache genialiſch eingepräget, ſcheint mit ihr entſtanden, mit ihr gleich ewig.

Frey.

Ich wollte, daß keine Dichtungen in der Welt wären! Wir mühen uns mit dem Gerüſt, und vergeſſen das Gebäude. In der Kindheit, wie viel Zeit wird auf's Lernen der Mythologie verwandt und verſchwendet. Vor lauter Hüllen lernen wir den Kern, vor lauter Dichtungen die Wahrheit nicht finden; an jenen verwöhnen wir uns dergeſtalt, daß wir zuletzt mit den heiligſten Sachen tändeln. Wir wollen immer Hülle, Einkleidung; was ſich nicht in einer ſchönen Geſtalt zeigt, iſt auch nicht wahr; es wird vergeſſen und verachtet. Selbſt der eigne Dichtergeiſt erliegt unter einer hergebrachten Mythologie; vielmehr der Sinn, der die reine Wahrheit ſucht, und den man bei Dichtungen immer doch in ein Schattenreich alter Perſonificationen verweiſet.

Alfred.

Ich hätte nichts dagegen, wenn wir anders organiſirt wären; nun ſind wir aber, was wir ſind, Menſchen. Unſre Vernunft bildet ſich nur durch Fictionen. Immerdar ſuchen und erſchaffen wir uns ein Eins in Vielem und bilden es zu einer Geſtalt; daraus werden Begriffe, Ideen, Ideale. Gebrauchen wir ſie unrecht, oder werden wir gar gewöhnt, falſch zu configuriren; ſtaunen wir Schattenbilder an, und ermüden

uns wie Lastthiere, falsche Idole als Heiligthümer zu tragen: so liegt die Schuld an uns, nicht an der Sache. Ohne Dichtung können wir einmal nicht seyn; ein Kind ist nie glücklicher, als wenn es imaginirt und sich sogar in fremde Situationen und Personen dichtet. Lebenslang bleiben wir solche Kinder; nur im Dichten der Seele, unterstützt vom Verstande, geordnet von der Vernunft, besteht das Glück unsres Daseyns. Laß uns, Frey, diese unschuldigen Freuden; laß sie uns. Die Fictionen der Rechtswissenschaft und der Politik sind selten so erfreulich, wie sie.

Frey.

So dichte denn fort, Alfred.

Alfred.

Ich fragte Dich, ob es einem Volk nicht angenehm, bequem und nützlich sei, eine in seiner Sprache entsprossene Mythologie zu haben; mich dünkt, die Geschichte der Völker gebe darüber Auskunft. Was z. B. gab den Griechen die schöne Uebereinstimmung ihrer Bilder in Kunst, Weisheit und Dichtkunst? woher, daß ohngeachtet aller Local- und Zeitverschiedenheiten eine gewiße große Regel des Geschmacks in allen ihren Werken feststehet? Unter andern daher, daß Alles, was sie auch von andern Nationen nahmen, sie sich eigen machten. Sie originirten es bei sich, sie idiotisirten es in ihrer Denkart und Sprache. Die Römer dagegen hatten für sich eine harte Mythologie, bei welcher sie griechische Dichtungen und Bilder zwar oft als

ein fremdes Spielwerk brauchten, dagegen aber zu einer eignen Poeſie, Philoſophie und Kunſt nie gelangten. Ihre Fictionen waren kriegeriſch und Geſezgebend; eingebohren oder congenialiſch ward ihnen die griechiſche Muſe ſelten.

Gehe einmal die Zeiten hinter den dunkeln Jahrhunderten durch, als der freye Geiſt der Wiſſenſchaften in Europa wieder erwachte; Du wirſt finden, daß die Dichter und Weiſen aller Nationen am glücklichſten in ihrer Mutterſprache imaginirt haben. Dante, Petrarca, Arioſt waren unter den Alten erzogen; der letzte ſchrieb ſelbſt beinah klaſſiſches Latein, und Petrarca erwartete nicht aus der Hand der Italieniſchen ſondern ſeiner lateiniſchen Muſe den Kranz der Unſterblichkeit. Indeſſen hat ihn die Zeit widerleget. Die Ideen und Dichtungen, die den Werth dieſer Dichter auf die Nachwelt brachten, waren aus der Denkart der Nation genommen und ihrer Mutterſprache einverleibet. Bei den Britten wars nicht anders. Erinnere Dich, wie mühſam ſich Spenſer und Shakeſpear unter der Mythologie der Alten winden; wie leicht und glücklich aber ſie denken und dichten, wenn ſie, inſonderheit Shakeſpear aus Sagen, aus dem Aberglauben ſeines Volks Begriffe ſchaffen, Geſtalten dichten. Du kennſt Miltons klaßiſche Denkart und ſeine ſchöne lateiniſche Verſe; die ſtärkſten und beſten Stellen indeß ſeiner beiden Paradieſe, ſeiner Ode auf die Chriſtnacht, ſeines *allegro* und *penseroso* ſind rein Gothiſch.

Frey.

Da ſchickſt Du mir einen unglücklichen Traum, Alfred. Unſre Meiſterſänger, wie elend ſchleppten die ſich mit der Geſchichte und Mythologie der Alten umher! und als unſer gelehrter Opitz dichtete oder reimte, war er mehr Ueberſetzer oder mehr Dichter? Was iſt gegen Shakeſpear unſer Andreas Gryphius? u. ſ.

Alfred.

Und doch waren bereits trefliche Erzählungen, Kern- und Lehrſprüche in der Deutſchen Sprache; nur ſie ſtanden in ihr ohne Imagination da. Es fehlte der Sprache an einer eignen Mythologie, an einer fortgebildeten Heldenſage, an poetiſcher Darſtellung und Ausbildung ihrer urſprünglich ſo vielfaßenden, vollen und ſchönen Stammes-Ideen. Willſt Du Dich davon überzeugen, wie niedrig ſie dieſen einſt beſeſſenen Reichthum veruntreuet habe, ſo gehe mit mir ein deutſches Wörterbuch durch, welches Du willſt, Scherz, Wachter, Friſch, Haltaus, Adelung, und verfolge den Gebrauch unſrer lieblichſten Stammworte. Du wirſt erſtaunen, wie knechtiſch die Sprache geworden, wie nicht etwa der kirchliche, ſondern ein viel ärgerer, der juriſtiſche, und der ärgſte von allen der Hofſtyl (stylus curiae) dergeſtalt die Herrſchaft über ſie gewonnen, daß er ihre ſchönſten Ableitungen bis zur Quelle verderbt hat. Gerechtſame und Feierlichkeiten herrſchen in unſrer Sprache; darauf iſt alles gewandt, dahin alles gedeutet. Die vornehmſten, edelſten Worte ſind dergeſtalt in Form-

lichkeiten, oder gar in poſſirliche Niederträchtigkeiten verwandelt worden, daß man ſich ſchämt, die kräftigſten Samenkörner in ſolche Gebüſche, verſchrumpft und verkünſtelt, aufgeſchoſſen zu ſehen. Wollen wir uns die Mühe nehmen, einmal in dieſer Abſicht den Halt aus oder Glafey durchzugehen, um die Wappenzierde unſrer gerichtlich- und höfiſch-gewordnen Sprache ſtattlich zu erwägen?

Frey.

Verſchone mich damit. Ich muß mich täglich in dieſem Styl üben.

Alfred.

Nun vergleiche die ſchönen Stammworte unſrer mit der griechiſchen Sprache, und ſiehe was aus beiden geworden ſei? Haſt Du Schillers Gedicht: die Götter Griechenlands geleſen?

Frey.

Und auch Manches, was darüber geſagt iſt.

Alfred.

Man würde Manches nicht geſagt haben, wenn man das Wort Götter genommen hätte, wie es der Dichter nimmt; ihm ſinds dichteriſche, mythologiſche Götter, Perſonificationen, Ideen, Ideale. Gehe dies Gedicht durch, und vergleiche die Deutſche mit der griechiſchen Sprache. Aus unſrer ſchönen Morgenröthe iſt keine Aurora und Eos, aus unſerm lieblichen Abendſtern kein Heſperus, aus unſerm Wiederhall keine Echo, aus unſrer ſüßtönenden

Nachtigall keine Philomele worden. Die ſchönen Namen unſrer Bäume und Blumen, unſrer Auen und Ströme, unſer Mond und unſre Sonne haben keine Mährchen erzeugt, wie die Erzählungen der Griechen von Apollo und der Daphne, von Apoll und dem Hyacinthus, von einer Luna und Diana mit ihren Nymphen und Dryaden. Unſere alte Mutter Erde (Hertha) iſt erſtorben; die Elfen auf Bergen und Auen ſind Kobolde worden, und was ſich von Hexen und Berggeiſtern, von unterirrdiſchen Zwergen, Nixen, dem Alp, dem wütenden Heer, dem Jäger u. ſ. in Pöbelſagen erhalten hat, iſt zu ſo grobem, rohem Aberglauben ausgeartet, daß es nicht ernſt gnug hat hinweggeſchafft werden mögen —

Frey.

Und nun? —

Alfred.

Wie nun? Wenn aus der Mythologie eines benachbarten Volks, auch Deutſchen Stammes, uns hierüber ein Erſatz käme, der für unſre Sprache gleichſam gebohren, ſich ihr ganz anſchlöße, und ihrer Dürftigkeit an ausgebildeten Fictionen abhülfe, wer würde ihn von ſich ſtoſſen? Wer wollte ihn nicht vielmehr als einen Zaubergarten betrachten, den nach langen Jahren der Dürre und Theurung eine gütige Fee uns geſchenkt habe? Warum wollten wir nicht den höchſten Gott als Allvater, Freia, als die Göttinn der Liebe, Löbna als die Beſchützerinn der ehelichen Eintracht, Saga als

die Göttinn der Geſchichte, Wara als die Aufſeherinn der Gelübde, inſonderheit der Liebesbetheurungen, annehmen, da ihre Namen, was ſie ſind, deutlich und ſchön ſagen? Andre Namen ſind ſo wohllautend, die Erzählungen von den Perſonen, die ſie bezeichnen, ſind unſrer Denkart und Sprache ſo angemeſſen, daß man ja bald lernen wird, wie Thor den Donner, Braga den Gott der Dichtkunſt, Iduna, die Göttinn der Unſterblichkeit und der Neuverjüngung, Lyna, die Erretterinn aus Gefahren, Noſſa die Vortreflichkeit bedeute. Wird man dieſen wiederkommenden Altvätern und Großmüttern, den Ureltern unſrer Sprache nicht gern Stühle ſetzen und den ehrenhafteſten Platz im Hauſe einräumen, ſelbſt wenn dies Haus der wohlverſehenſte Pallaſt wäre?

Frey.

Gib mir die Bücher, die dahingehören; ich will leſen.

Zweite Unterredung.

Frey.

Ich habe geleſen, und mir ſogleich zu Anfang der Edda ein Wort gemerkt, das Gangler (ein guter Name für neugierige Reiſende) ſagte, als man ihn in den Goldbedeckten Pallaſt dieſer Götter einlud. „Man muß, ehe man hineingeht, zuförderſt ſich nach allen Thüren umſehen, wo man wieder hinaus kann.“ Dies dünkt mich, Alfred, iſt auch uns bei dieſer Mythologie zuträglich.

Denn zuerſt ſage mir: ſind wohl alle Namen der

nordiſchen Mythologie ſo Deutſch, daß ſie noch in unſrer Sprache leben? Wer kennt Odin, Aeger, Balder, Forſete, Häner und Hoder, Locke, Tyr, Uller und Widar? Wer die Göttinnen und Jungfrauen, Eyra, Fülla, Gna und Gefiona, Syena, Siphia, Skada und Snotra? Wer die Walkyren, Nornen, die Wald- und Meer-Jungfern, die Elfen, Zwerge, Rieſen, nach ihren Verrichtungen, Arten und Namen? Sollen wir da abermals eine Mythologie lernen? ſoll wiederum ein Natalis Comes, Pomey und Damm geſchrieben, oder ein Heſiodus, Callimachus, Apollodor commentirt werden? Da liebe ich mir die Antwort jenes Weltweiſen, den man um die Bedeutung des Worts Telyn, das unſre Dichter damals oft brauchten, fragte. „Das ſind ſolche Wörter, ſagte er, die neuerdings zur Zierde oder zur Ausfüllung des Verſes gebraucht werden, deren Bedeutung aber man eben ſo genau nicht wiſſen darf.“ — Ich fürchte, daß ohne einen erläuternden, äuſſerſt verdrießlichen Commentar bei den Leſern nordiſcher Gedichte dies lange der Fall ſeyn möchte. Die griechiſche Mythologie lernt man als ein Alphabet in den Schulen; Dichter und Künſtler erinnern uns unaufhörlich daran, und halten ſie veſt in unſerm Gedächtniß; wo aber lernen, wodurch verewigen wir uns dieſe Namen?

Alfred.

Hiezu wäre der Weg leicht. Iſt dieſe Mythologie der Aufmerkſamkeit werth, ſo lerne man ſie, wie die

griechiſche; oder vielmehr, der Dichter führe ſie verſtändlich, angenehm, und behutſam ein. Wenn man das Fach der nordiſchen Litteratur auch blos als einen Theil der Europäiſchen VölkerGeſchichte, als einen Zweig des menſchlichen Wiſſens betrachtet, ſo ſind die ungeheuren, gelehrten und großmüthigen Bemühungen, die eine Reihe Beförderer dieſes Studiums von Verelius, Magnäus und Torfäus an bis zu Thorkelin und Suhm darauf gewandt haben, doch wohl der Aufmerkſamkeit werth. Und da wirklich ſchöne poetiſche Stücke in dieſer Mythologie da ſind, ſo muß, wer jene leſen will, dieſe kennen lernen. In unſern Tagen giebt ſich Gräter * zu ihrer Bekanntmachung eine unſägliche, bisher unbelohnte Mühe; wäre es eine Entweihung der Kunſt, wenn er eine kleine nordiſche Mythologie mit Kupferſtichen ſchriebe? —

Frey.

Mit Kupferſtichen?

Alfred.

Warum nicht? ja ich getraue mir mehr zu ſagen. Nach den Griechen kenne ich auf unſerm ganzen Erdrund keine Mythologie und Geſchichte, die der Kunſt fähiger und würdiger ſei, als dieſe. Die Galiſche, Jüdiſche, Sineſiſche, Indiſche, ſelbſt (wenn man ſie von den Griechen trennt), die eigentlich-Römiſche müſſen ihr an Reichthum, Würde und Fähigkeit zur Kunſt

* Gräter's Nordiſche Blumen. Bragur u. ſ.

nachſtehn. Geh in dieſem Betracht beide Edden und nur einige Sagen durch; Du wirſt über den Reichthum an mahleriſchen Scenen erſtaunen. Kühn und ſanft, trotzig und milde, zu Lande und Waſſer erſcheinen hier Abentheuer der Götter und Helden in beiderlei Geſchlecht, die einen Michael-Angelo, Raphael, Correggio und Titian, einen Guido und Dominichino beſchäftigen könnten; ſo viel Abwechslung giebt es in der Götterſtadt und im Rieſenlande, an Ufern, Bergen, und Thälern. Das Wunderbare iſt mit dem Großen und Lieblichen hier dergeſtalt gemiſcht, daß wenn man, (wie es auch die Griechen thaten), das Rohe und Ungeheure abſondert, ſelbſt die Zaubereien zu den frappantſten Vorſtellungen Anlaß geben. Beſinne dich, Frey. Das originalſte, anziehendſte, wunderbarſte Stück Shakeſpears, Hamlet, iſt es nicht eben aus dieſer nordiſchen Fabel? Die am meiſten mahleriſchen Scenen im Sturm, im Lear, im Macbeth grenzen ſie nicht an dieſe Fabel? Und zu wie manchen dergleichen Stücken liegt noch Stof in ihr! — Wäre ich ein nordiſcher König; ich lieſſe mir, wie die Britten eine Galerie Shakeſpears und Miltons haben, eine Galerie der alten Geſchichte meiner Völker mahlen, und unterſagte meinen Künſtlern die zu oft wiederholte Römergeſchichten. Die Welt iſt groß; die Muſe muß umherziehn, wie mit der Lyra, ſo mit dem Pinſel.

Frey.

Alles zugegeben; wie und woher aber ſind dieſe Sce-

nen für uns Deutſche einheimiſch? Ein Theil der Fabeln iſt fürchterlich nordpolariſch.

Wenn ich z. B. die Schöpfung der Welt leſe: „Von „ihren Quellen entferneten ſich die Ströme der Hölle; „der Gift, der ſie fortwälzte, fror. Ueber ihnen froren „die Dünſte; unter ihnen ſtürmten Wirbelwinde; von „Süden ſprühten Funken und Blitze; in Mitte aller weht' „ein ſchrecklicher, eiſiger Wind. — Da breitete ſich aus „ein wärmender Hauch über die Dünſte von Eis und „ſchmelzte ſie zu Tropfen. Aus dieſen Tropfen ward „der erſte Menſch." — Wenn ich dies leſe, ſo grauſet und friert mich.

„Der erſte Menſch war ein Rieſe; er ſchwitzte, als „er ſchlief. Unter ſeinem rechten Arm ward ein Mann, „unter dem linken ein Weib gebohren. Auch einer ſeiner „Füſſe zeugte mit dem andern; daher das Geſchlecht der „Rieſen des Froſtes." Kein zarter Urſprung.

Alfred.

Für die Rieſen des Froſtes zart genug.

Frey.

„Sobald der Hauch vom Mittag die Eiſesdünſte geſchmelzet, bildete ſich daraus eine Kuh, mit vier Milchſtrömen. Sie nährte den erſten Rieſen, und leckte zu eigener Nahrung die mit Salz und Reif bedeckten Steine. Als ſie leckte, kamen am erſten Tage Menſchenhaare, am zweiten ein Haupt, am dritten ein Menſch hervor, Bure; ſein Sohn hieß Bore."

„Bore's Söhne tödteten den Rieſen; alle Rieſen

des Froſtes erſoffen in ſeinem Blut. Sie ſchleppten den Leib des Erſchlagenen in den Abgrund, und machten die Erde daraus. Waſſer und Meer entſtanden aus ſeinem Blut; die Berge aus ſeinen Gebeinen; aus ſeinen Zähnen die Steine, aus ſeinem Schädel der Himmel, aus ſeinem Gehirn die traurigen Wolken." Iſt dies eine Anſicht der Welt, wie Wir ſie wünſchen?

„Bore's Söhne ergingen ſich an einem Bach; zwei Stücke Holz ſchwammen darauf, eine Eſche und eine Erle. Sie baueten daraus Aſke und Emla, Mann und Weib." Ein harter Urſprung beider Geſchlechter.

Alfred.

Ich will Dir die Mühe erſparen, Frey, und noch ſtärkere Züge des Fremdartigen und von uns Entfernten anführen, als Du gethan haſt. Ein groſſer Theil dieſer nordiſchen Fabelſagen gehört nach Jotunheim, dem Lande der Rieſen, das glücklicher Weiſe unſer Klima nicht iſt. Ein kaltes, gefrornes, oder thauendes Land, voll Eiſenwälder, Ungeheuer, Rieſinnen und Rieſen; uns weit entlegen.

Ich will Dir Züge anführen, von einem uns noch fernern Local der nordiſchen Fabel; ſie ſpielt nicht blos in Norden. Auf der brennenden Südſeite der Welt regiert Surtur der Schwarze mit ſeinem Flammenſchwerte; an der Brücke des Himmels hält Heimdall gegen ihn Wache. Am Ende der Tage wird er mit ſeinen Muspelheimern kommen, die Brücke hinaufreiten, den Pallaſt Odins erobern; da geht dann alles in Trümmer, und eine neue Welt tritt hervor.

Endlich, Frey, der wahre Mittelpunkt der nordiſchen Fabel iſt Odins Stadt, der Aufenthalt ſeines Geſchlechts, Asgard. Er liegt im Mittelpunkt der Erde, Midgard. Da wohnten einſt die Aſen; da wohnt jeder Tapfre mit ihnen nach ſeinem Tode; in Norden waren ſie nur Ankömmlinge, Fremde. Du haſt vom Berge Ida geleſen, auf dem ſich die Aſen verſammlen; und wo er auch liege, es iſt kein nordiſcher Berg. Der Keim der Edda iſt aus dem Vaterlande aller Mythologien und Fabeln, aus Aſien her.

Frey.

Das habe ich bemerkt, und gewünſcht, Aufſchluß zu haben.

Alfred.

So viel über Odins Züge und ſein Asgard geſchrieben iſt, ſo kann ich Dir dieſen Aufſchluß im Kurzen nicht geben. Offenbar iſt dieſe Mythologie nicht an Einem Ort, nicht zu Einer Zeit entſtanden. Große Weltſtriche, lange Jahrhunderte trugen dazu bei; und ich wünſchte von der Geſellſchafft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen die Preisfrage ausgeſetzt: aus inneren und äußern Gründen zu unterſuchen, wo, wann und wie in ihren Hauptvorſtellungen und Sagen dieſe Mythologie entſtanden ſei? zugleich mitbedungen, daß die Beantwortung der Frage ohne alle Rückſicht auf angenommene National- oder geltende Lieblingshypotheſen verſucht werden müßte. —

Aber, wozu dies alles bei unſrer Frage? Sei die

nordiſche Mythologie am Ida in Phrygien, oder am ſchwarzen Meer, am Kaukaſus oder unter dem Nordpol entſtanden; eine ächte, reine deutſche Stammſprache hat ſie aufbewahrt, und deßhalb wollen wir uns etwas von ihr zueignen. Völker von teutoniſchem Stamm haben ſich weit umher getummelt, ſogar nach Afrika verlohren; wir nehmen das, was für uns dient, wo wirs finden.

Frey.

Recht. Und ich wollte eben wiſſen, was in dieſem Vorrath für uns ſei? Sei aufrichtig, Alfred.

Naturdichtungen lieben wir, wenn ſie uns die Entſtehung der Dinge, und ihr Verhältniß zu einander, in angenehmen lehrreichen Einkleidungen, gleichſam wie eine verhüllete Braut zuführen. Sage mir aber, was, als Naturweisheit betrachtet, in dieſen Fabeln angenehm und lehrreich ſei? Eine Schöpfung der Welt aus des Rieſen Ymers Leichnam; eine Schöpfung der Menſchen aus zwo Holzarten, der Eſche und Erle; die Imagination des Regenbogens als einer flammenden und dennoch veſten Brücke; die Vorſtellung des Tages und der Nacht, der Sonne und des Mondes als zweier geraubten Kinder; die Erklärung der Morgen- und Abendkühle durch einen Schlauch, der mit Luft gefüllet dem Roß des Tages und der Nacht zugegeben iſt, um beide in ihrem Lauf zu erfriſchen; die Erklärung des Thaues aus dem Schweiß dieſer Roße; endlich das Ende der Welt durch den Sonn- und Mond verſchlin-

genden Fenris — wahrlich, das iſt eine Phyſik aus Zeiten, die wir auch in Gedichten nicht wiederbringen müſſen.

Oder meinſt Du, Alfred, daß die Sitten dieſer Helden für uns ſind? Im Lande der Rieſen geht es wilde zu; in Odins Pallaſt kämpft, ſpielet, ißt und zecht man. Der Witz dieſer Helden iſt nicht fein; nicht fein ſind ihre Manieren. Gewalt entſcheidet; dem Stärkeren iſt die Welt gegeben; er erſchlägt, raubt, und entführet. — Willſt Du dieſe Sitten preiſen, dieſe Faust-Grundſätze wiederbringen? ſie, die ganz Europa verwüſtet haben, und unter feineren Masken noch verwüſten. Das aſotiſche Heldenleben, da Jemand mit dem Schwert in der Fauſt ſich alles erlaubt hält; das willſt Du preiſen, Alfred?

Oder endlich willſt Du uns die Form dieſer Gedichte und Sagen empfehlen? Welches unter den hundert ſechs und dreiſſig lyriſchen Sylbenmaaſen, die Worm aufgezählt hat, iſt Dir das liebſte? welche Stellung und Harmonie der Anfangsbuchſtaben, auf welche ſie ſo viele Kunſt wandten? —

Oder willſt Du uns die allegoriſche Räthſelweisheit anpreiſen, da weil der Buchſtab A (aar) Korn, der Buchſtab F (Fee) Geld bedeutet, beide zuſammen eine Gabe des Himmels bezeichnen, die Urſache zum Zank wird. Willſt Du die ungeheuren Umſchreibungen loben, da Schwert, Schiff, Schlacht, Blut, Sieg, Wolf, Geier auf tauſendfache Art ſo verblümt, ſo umſchreibend geſagt worden, daß im weiten Umfange der Worte ſich die Wirkung des Bildes an dieſer Stelle

ganz verlieret. Alfred, verderbe Dir den Geſchmack nicht; wir ſind über jene Zeiten, und über eine ſolche Kunſt des Geſangs hinüber. Wir wollen bei dem alten Skalda-Spiller nicht in die Lehre.

Alfred.

Haſt Du die Fabel von der Iduna geleſen, Frey?

Frey.

Sie iſt eine der beſten. „Braga, der Gott der Dichtkunſt, hat eine Gemahlinn, der die Götter die Aepfel der Unſterblichkeit anvertraut haben. Altern die Götter; ſo verjüngen ſie ſich durch den Genuß derſelben.“ Ich fürchte aber, daß dieſe Götter ganz todt ſind, und ſich nie mehr verjüngen werden. Die nordiſche Morgenröthe leuchtet ohne zu erwärmen.

Alfred.

Haſt Du noch Luſt zu Einer Unterredung?

Dritte Unterredung.

Alfred.

Idunens Apfel iſt heut unſre Loſung. Ich verliere alſo kein Wort darüber, daß wir weder aus dieſer noch aus irgend einer andern Mythologie rohe Begriffe, ſie betreffen Natur oder Sitten, roh auftragen müſſen. Auch die Griechen hatten ihre Titanen- und Gigantens Geſchichten; ihre älteſte war eine ſehr rohe Kosmogonie. Jene aber wußten ſie ſchicklich unterzuordnen, und aus dieſer eine beſſere, zuletzt bis zur feinſten Spekulation hervorzurufen. Glaubſt Du nicht, daß aus Ymers

Gebeinen, aus Bure's Söhnen, die Midgard erbauten, aus der Esche des Weltbaums über dem Brunnen der Urzeit und aus den drei Jungfrauen unter ihren Zweigen, der Vergangenheit, Gegenwart, und Zukunft Dichtungen gebildet werden mögen, die dieses Quells der Urzeit werth sind? Hast Du Heimdalls Lied gehört, des schönen Gottes, der an des Himmels heiligem Blau die Welt bewacht und ihrem Untergange zuvorkommt? Hast Du vom Brunnen der Weisheit geschöpft, in dem des höchsten Gottes Auge glänzet? und die feine Bildung der nordischen Schutzgöttinnen bemerkt, in allem was sie verrichten auf der Erde? Hast Du die Geschichte von des guten Balders frühem Tode vernommen, und was für Trauren daraus erwuchs? ja die ganze Zusammenordnung der Dinge zwischen dem Guten und Bösen, dem Himmel und der Hela, endlich den Ausgang der Dinge, jene schrekliche Abenddämmerung, auf welche eine verjüngte Welt ein fröhlicher Morgen folget? Lassen sich daraus nicht Dichtungen schöpfen, die unsterblich sind, sobald sie Idunens Apfel berühret?

Frey.

Zeige sie mir.

Alfred.

Das werd' ich Dir nicht. — Aber Dichtung ist nicht alles; Du sprachst, Frey, auch gegen die Sitten dieser Männer. Suchst Du bei ihnen Sitten nach unsrer Weise? bedörfte es einer Reise ins Land der Hel-

den und der Vorzeit, um Weichlichkeiten zu finden? Weisheit des Mannes iſt ein veſter Muth, ein geſunder Verſtand, Gegenwart des Geiſtes und in Nothfällen, wo Macht nicht helfen kann, Zauberei, die dem Feinde die Augen blendet. Durchgehe die Geſchichten, und ich trotze Dir, daß Du irgend wo einen biederern und ſchärfern Stahl der Seele findeſt, als bei dieſen Jünglingen und Männern. Freundſchaft mit dem Freunde bis auf den Tod, Tapferkeit und ein guter Muth im Leben und Sterben, Redlichkeit in Haltung ſeines Worts, Keuſchheit, Hochachtung und zarte Gefälligkeit gegen die Frauen, ein hülfreich Gemüth gegen die Unterdrückten; das waren Eigenſchaften, die dieſen Volksſtamm von allen Stämmen der Erde unterſchieden. Wir Deutſche gehören zu ihm; ſoll die Tugend, die aus unſern Vätern hervorglänzte, durchaus keine Macht mehr über uns haben? Man vermiſcht uns mit den Galen; man fodert einen Oßian von uns. Nie gab es zwei verſchiedenere Völkerſtämme, als dieſe beiden; ſie ſind daher auch jederzeit gegen einander geweſen. Der Gale ſang weiche, traurige Empfindungen; der Normann ſang Thaten. Möge er damit andern Völkern oft zur Laſt gefallen und bei dem Muth auf ſein Schwert ſtolz geweſen ſeyn; unterdrückend war er nie. Die älteſten Nordländer waren die Befreier der Welt, die von einer feigen, üppigen Knechtſchaft unterjocht war. Das drückende Feudalſyſtem der ſpätern Normannen war eine Uebereinkunft aus Noth, geformt nach den Sitten der Zeit und der Kirche. Und

auch dieſen Zeitraum hat kein Volk romantiſch-glänzender geendigt, als dieſes. Was ſind die Helden vor Theben und Troja, gegen jene in der Normandie, in Sicilien, Neapel und Jeruſalem? An Heldenmuth und Artigkeit waren ſie die Blüthe des Rittergeiſtes aller Völker. Willſt Du davon Proben ſehen in älteren und ſpäteren nordiſchen Sagen?

Frey.

Zeige ſie mir.

Alfred.

Suche ſie Dir ſelbſt. — Du ſprachſt weiter, Frey, gegen die Sitten der Weiber. Geh mit Deinen Griechinnen und Römerinnen; und laß mir das Ideal eines deutſchen Weibes, wie es in den nordiſchen Liedern und Sagen erſcheinet. Das Verſtändige, Sittliche, Keuſche, das Arbeitſame, Leitende, Prophetiſche, das Leben der Mutter für ihren Mann und für ihre Kinder iſt auch hier allenthalben merkbar. Dem Charakter der Sage nach iſt das Deutſche Weib zwar nicht das Gebildetſte, aber vielleicht das Würdigſte und Edelſte ihres Geſchlechts. Sollen Züge dieſer Art verlohren ſeyn? will die verzärtelte Urenkelinn das Bild ihrer Ureltermutter nicht ſehen und davor erröthen? Hier ſind wenig Liebesgeſänge; aber tiefe Züge der Liebe. —

Frey.

Zeige ſie mir.

Alfred.

Suche ſie Dir ſelbſt. — Du ſprachſt ferner vom

rohen Witz dieſer Völker. Glaube mir, daß ſich ſo muntre, treffende Antworten, als muthige Entſchlüſſe, eben ſo lebhafte Spottreden als kühne Thaten in dieſen Liedern und Sagen finden. Nur alles iſt kurz, wie ihr Schritt, wie der Klang ihrer Verſe.

Du ſpotteteſt über dieſe Verſe und nannteſt ſie Buchſtabenwählerinnen; Ordnerinnen des Klanges hätteſt Du ſollen ſagen: denn eigentlich die Vocalen ordneten ſie zu einander, in deren Vorgange oder Gefolg die Conſonanten waren. Manche unſrer Verſificatoren thäten ſehr wohl, darauf zu merken, was für Vocalen in jeder Reihe von Wörtern, einander ablöſen, wie ſie wechſeln, und ob ſie ſich, oder auch die Anklänge der Wörter unangenehm wiederholen. Sie dörfen deßwegen nicht erſt jene alte, ſeitdem ganz veränderte Urſprache, ſie dörfen darüber nur ihr eigenes Ohr fragen.

Endlich ſpotteteſt Du über das Regiſter von poetiſchen Beinamen und künſtlichen Umſchreibungen der Dinge, die dieſe Dichter öfters nennen mußten. Ich hätte hierüber Manches zu ſagen: denn dieſer ganze Apparat zeigt eben auf das eigentliche Vaterland der Cultur dieſes Völkerſtammes; wenigſtens deutet er auf eine alte Kunſt des Geſanges, die in ſpäten Zeiten endlich zum Handwerk geworden war. Denn von wem haben wir dieſe Namen-Regiſter? Von Stopplern; und denen wollen wir danken, daß wir ſie haben. Bei mancher zu künſtlichen Umſchreibung der Sachen, die der Dichter oft nennen muß, erinnere Dich

Pindars. Wer umſchreibt Sieg und Lieder, Ort und Kämpfe abwechſelnder und künſtlicher als Er? und wie laufen ſeine Bilder in einander! —

Geſchmack ſollen wir von den Nordländern nicht lernen, Frey: Dieſer ändert ſich mit Zeiten, Sitten, ſelbſt mit dem Wohnort und Klima eines Volkes; aber Geiſt der Nation im Verſtande, den Sitten, dem Gebrauch der Sprache, der Dichtung ſoll uns anwehen: denn Compoſition, Dichtung iſt hier allenthalben. Siehe die Edda an. Sie iſt bloß eine Sammlung von Fabeln, wie Heſiods Genealogie der Götter, und eben wie dieſe eine ſehr gemiſchte Sammlung. Indeſſen macht ſie ein Ganzes; ſie hat Ein- und Ausgang, wie Heſiodus nicht hat. Die leichteſten Scherzlieder in der zweiten Edda haben Zuſammenordnung, Umriß, Handlung, Eurythmie von Anfange bis zu Ende. Nur müſſen wir billig ſeyn und von keinem Stück fodern, was der Zeit und dem Volk nach in ihm nicht liegen konnte. Durch eine völlige Verjüngung muß für uns die Nachbildung hervorgehn, ſie betreffe Gegenſtände der gegenwärtigen oder der künftigen Welt. —

Frey.

Alſo auch der künftigen Welt?

Alfred.

Auch dieſer. Mich dünkt, daß die Bilder, die in dieſer Mythologie über Hölle und Himmel gegeben werden, unſerm nordiſchen Gefühl angemeſſener ſind, als die morgenländiſchen Bilder. Hela iſt eine unglück-

liche Tochter des Gottes der Verführung, Lock, mit einer Rieſinn gezeugt. Ihre Geſchwiſter ſind Ungeheuer, die der Schöpfung den Untergang drohen. Hela's Aufenthalt iſt die geräumige Unterwelt; ihr Saal heißt Schmerz, ihr Tiſch Hunger; Säumniß heißt ihr Knecht, Langſamkeit ihre Magd; ihre Thür iſt der Abgrund, ihr Vorhof die Mattigkeit, ihr Bette Krankheit, ihr Gezelt der Fluch. Die Feigegeſtorbnen kommen zu ihr. Miſſethäter, Treuloſe, Meineidige, Mörder, Verführer der Ehefrauen und wer ſonſt unter dem Namen der Nichtswürdigen begriffen iſt, den erwartet ein noch ſchrecklicherer Ort, das Leichenufer, der Naſtrand; dagegen die Tapfern, die Würdigen, treue Gatten, redliche Freunde, in den Palläſten der Freude, des Friedens und der Freundſchaft, in Wingolf und Gladheim wohnen. Haſt du bemerkt, Frey, woher dieſe Nordländer an ein Fortleben nach dem Tode ſo veſt glaubten? Weil ſie tapfer und geſund dachten. Nur ein Feigherziger vergehet im Tode; er fühlet oder wünſcht ſich aufgelöſet und vernichtet. Der geſunde Menſch lebt fort; das Nichtſeyn iſt ihm Nichts; es iſt ihm nicht denkbar. Glaubſt Du nicht, daß Erzählungen aus jenen Palläſten des Friedens und der Freundſchaft rührend und gefällig ſeyn werden? Der Freundſchafts Bund bis auf den Tod war dieſen Tapfern der heiligſte Augenblick des Lebens; das Wiederfinden in Wingolf war ihnen alſo auch ein Lohn der Freundſchaft nach dem Tode; ein ſüßer Lohn.

Noch muß ich Dich an jene große Eſche erinnern, deren Zweige ſich über die Welt verbreiten, deren Gipfel über die Himmel hinausreicht. Sie hat drei weit von einander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Rieſen, unter der Hela. An der mittleren Wurzel iſt der Brunn der Klugheit, Mimers Brunn; an der himmliſchen Wurzel iſt die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile kund thun. Immerdar ſteigen aus dieſer Quelle drei ſchöne Jungfrauen hervor, Urda, Verandi, Skulda, das Vergangene, die Gegenwart und die Zukunft. Sie ſinds, die den Rath der Götter, der Menſchen Schickſal und Leben beſtimmen, und durch ihre Dienerinnen, (die wie Genien dem Menſchen, dem ſie zugehören, an Geſtalt gleich ſind), hülfreich oder ſtrafend auf ihn wirken. Glaubſt Du nicht, Frey, daß dieſe Göttinnen und Genien auch uns das Vergangene, die Gegenwart und Zukunft, ja unſer Inneres im Spiegel zu zeigen vermögen? — Und ſiehe, oben auf der Eſche ſitzt ein Adler, der weit umher blickt; ein Eichhörnchen läuft auf und ab am Baum; vier Hirſche durchſtreifen ſeine Aeſte, und benagen die Rinde; die Schlange unten nagt an der Wurzel; Fäulniß an den Seiten des Baumes — und immer ſchöpfen die Jungfraun aus dem heiligen Brunn und begießen ihn, daß er nicht dörre. Das Laub der Eſche thaut ſüſſen Thau, die Speiſe der Bienen; über dem Brunnen ſchwimmen zwei ſingende Schwäne. Wollteſt Du nicht ihren Geſang, nicht Heimdalls Lied vom Schickſal des gro-

ſen Weltbaumes, nicht die Stimme der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter, unter dieſem Baume hören?

Frey.

Laß mich ſie hören.

Alfred.

Wenn Idunens Apfel das Alte wieder verjünget, werden auch ſie nicht ſchweigen.

Frey.

Du haſt viel und manches räthſelhaft geſprochen, Alfred; laß mir Bedenkzeit.

Vierte Unterredung.

Frey.

Mich dünkt, wir könnten Eins werden über unſre Materie.

Alfred.

Das dünkt mich auch; und dazu ſprachen wir eben.

Frey.

Vorausgeſezt alſo, daß Du die griechiſche Mythologie nicht herabſetzen, nicht kränken willſt —

Alfred.

Auf keine Weiſe; ich halte ſie für die gebildetſte der Welt.

Frey.

Vorausgeſetzt, daß Du die Regel des griechiſchen Geſchmacks in Kunſt und Dichtkunſt nicht verkennſt —

Alfred.

Ich weiß, was wir ihr zu verdanken haben. Bil-

dende Kunſt und eine Philoſophie der Künſte war unter dem nordiſchen Himmel nie zu Hauſe.

Frey.

Vorausgeſetzt alſo, daß Du keinen barbariſchen, nordiſchen Ungeſchmack weder in Tönen, noch ſonſt in Worten und Werken aufzubringen Luſt haſt —

Alfred.

Ich habe ſchon bezeugt, daß ich Rohes roh aufgetragen nirgendher wünſche.

Frey.

So kann Dir zugeſtanden werden —

Alfred.

Ich will mir nichts zugeſtanden wiſſen, als was jedem Dichter und Mährchenerzähler aus einem fremden, fernen oder verlebten Volk zuſteht, nämlich daß er den Reichthum, den ihm dies Volk und deſſen Zeitalter gewährt, brauchen dörfe. Einem Dichter z. B. der aus der Ritterzeit erzählt, ſteht alles Wunderbare, alles Eigenthümliche der Ritterzeit zu Dienſt. —

Frey.

Nicht anders.

Alfred.

Deßgleichen dem, der aus der Feenwelt dichtet —

Frey.

Ihm ſteht die ganze Feenwelt zu Gebote.

Alfred.

Und dem, der morgenländiſche Erzählungen und Mährchen ſchreibt —

Frey.

Das Coſtume der morgenländiſchen Erzählungen und Mährchen. In allen dieſen Gattungen haben wir ſo trefliche Proben, daß darüber kein Zweifel obwalten kann.

Alfred.

Ein Mehreres als dies will ich nicht, für meine nordiſche Fabel. Nun möge das Ideal, das in dieſen Sagen, in dieſer Denkart, in dieſer Sprache liegt, hervortreten und ſelbſt wirken.

Frey.

Meinſt Du, auf unſer Leben wirken?

Alfred.

Deßhalb bleibe ich unbekümmert. Verſchaffe uns nur den Apfel Idunens.

II.

Zwo Gattungen des Epigramms.

Dir iſt das Epigramm die kleine geſchäftige Biene,
Die auf Blumen umher flieget und ſauſet und ſticht.
Mir iſt das Epigramm die kleine knoſpende Roſe,
Die aus Dornengebüſch Nektar-Erfriſchungen haucht.
Laß uns beyde ſie dann in Einem Garten verſammeln;
Hier ſind Blumen, o Freund; ſende die Bienen dazu.

III.

Elegien von Properz.

Erſte Elegie

des zweyten Buchs zwölfte.

Wahrlich ein ſeltener Geiſt beſeelte den Pinſel des Künſtlers,
Welcher den Amor zuerſt mahlte in Kindesgeſtalt!
Er ſah ein, daß Verliebte mit unberathenen Sinnen
Leben, ein großes Glück leicht und im Scherze verthun.
Auch gab er mit gutem Bedacht ihm luftige Schwingen,
Ließ mit menſchlichem Sinn ſchweben im Fluge den Gott.
Schaukelt uns nicht die Woge der Liebe bald dahin und dorthin?
Iſt die Luft, die uns treibt, irgend von ſicherm Beſtand?
Und gar wohl hat er ihn mit gegenſpitzigen Pfeilen
Ausgerüſtet, um ihn zierlich den Köcher gehängt.

Siehe ſchon trift das Geſchoß, noch ehe den Feind man gewahr wird;
Keiner geneſet ſobald, dem er die Wunde verſezt.
In mir haftet der Pfeil, mir blieb das kindiſche Bildniß;
Nur die Flügel ſind ihm gänzlich entfallen bey mir.
Ach, er fliegt nicht davon, er ſitzet feſt mir im Buſen,
Und mit meinem Blut führet und nährt er den Krieg.
Was ergötzeſt du dich an dieſem vertrockneten Marke,
Grauſamer! Schleudre den Pfeil irgend auf andere hin!
Steck' ein geſundes Herz mit deinem brennenden Gift an:
Nicht mich ſchlägſt du, du ſchlägſt doch nur den Schatten von mir.
Haſt du dieſen vernichtet, wer ſinget künftig dein Loblied?
Zwar iſt die Muſe leicht, doch dir ein ewiger Ruhm.
Laß ſie das zierliche Köpfchen, die zarten Finger des Mädchens
Singen, ihr ſchwarzes Aug', und den bezaubernden Tritt.

Zweyte Elegie

des zweyten Buchs neun und zwanzigste.

Als ich in geſtriger Nacht von vielem Weine berauſchet;
Trunken die Straßen durchſchwärmt', ohne der Diener Geleit,
Kommt mir ein kindiſcher Trupp von Knaben entgegen: den Schwarm konnt'
Ich nicht zählen, der Schreck nahm die Beſinnung mir weg.
Einige trugen Fackeln, die andern ſpitzige Pfeile,
Noch ein Theil, wie es ſchien, rüſtete Ketten mir zu.
Alle waren ſie nackt, und der muthwilligſten einer
Springt aus der Mitte, und ruft: „dieſen ergreifet mir hier!
„Der iſts, den ihr ſchon kennt! den nannte das zürnende Mädchen."
Und ſchon fühlt ich am Hals feſt mir den Knoten geſchnürt.

Noch ein anderer ſchreyt; „nur fort mit ihm!" wieder ein andrer:

„Der ſoll ſterben, der uns Ehre der Götter verſagt!

„Dieſen Unwürd'gen erwartet in langen Stunden, die Holde!

„Indeß treibt ſich der Thor drauſſen bey andern herum.

„Hauchen nicht, wenn ſie die purpurnen Schleifen der nächtlichen Binde

„Löſet, und ihre vom Schlaf trunkenen Augen bewegt,

„Wohlgerüche von ihr, nicht die der arabiſchen Staude,

„Nein, wie mit Götterhand Amor ſie ſelber erpreßt!

„Doch nun laßt ihn, ihr Brüder! Nun wird er ſchon Treue geloben,

„Denn hier ſind wir bereits an dem bezeichneten Haus." —

Und ſie werfen mir wieder den Mantel über die Schulter:

„Geh, und lerne daß man Nachts aus dem Hauſe nicht ſchweift."

Allbereits nahte der Morgen. Ich wollte ſpähn, ob alleine

Cynthia ſchlafe; ich fand Cynthien einſam im Bett.

Wie erſtaunt ich! So ſchön hatt' ich noch nie ſie geſehen;
Nie, in dem purpurnen Kleid ſchien ſie ſo reizend mir nicht.
Aufſtehn wollt' ſie, und gehn in der Veſta Tempel, zu wenden
Eines ungünſtigen Traums Deutung von ſich und von mir.
Und ſo zeigt' ſie ſich mir, vom Schlummer eben verlaſſen;
Ach was vermag die Geſtalt bloß durch natürlichen Reiz!
„Woher kommſt du ſo früh zu deiner Freundinn auf Kundſchaft?
„Glaubſt du an Sitten vielleicht ähnlich den Männern die Frau?
„Nicht leichtſinnig bin ich, wie du dir denkeſt, mir gnüget
„Ein Freund; ſey es nun du, oder ein treuerer Mann.
„Zeugt mein Lager nicht ſelbſt von der Ruhe der nächtlichen Stunden?
„Nur Ein Körper hat hier ſich in die Pfühle geſenkt.
„Sieh, ob verdächtige Hitze von meinem Buſen emporwallt,
„Oder die athmende Bruſt mich des Verbrechens bezeiht!" —

Alſo ſagt ſie, und wendet mit vorgehaltenen Händen
Von ſich die Küſſe, ſpringt in den Pantoffel behend.
Seitdem ſeh ich mich ganz vom Heiligthume der Liebe
Ausgeſchloſſen, nie kehrt glücklich mir wieder die Nacht.

Dritte Elegie

des ersten Buchs achtzehnte.

Einſam iſt dieſer Ort, und meinen Klagen verſchwiegen,
Nur des Zephyrs Hauch wohnt im verödeten Hain.
Ohne Furcht mag ich hier geheime Leiden erzählen;
Wenn der Felſen mir nur Treue zu halten vermag!
Aber wo ſoll ich beginnen von deinen Kränkungen? Welches
Harte Verfahren von dir, Cynthia, wein' ich zuerſt?
Einſt in der Liebe beglückt, ſo nannten mich alle, nun trag ich
Ach unwillig die Schmach die mir die Liebe verhängt!
Aber was hab ich verbrochen? Womit verdient ich den Kaltſinn?
Welcher neue Verdacht hat dir den Unmuth erregt?

Räche den Frevel an mir, wenn irgend eines der Mädchen
Mir den zierlichen Fuß über die Schwelle geſezt!
Reizt mich dein Vorwurf gleich zu den allerbitterſten Schmerzen,
Soll doch mein äußerſter Zorn nie ſo an dir ſich vergehn,
Daß ich dein Wüthen verdiene, daß deine fallende Zähre
Mich verklage, wenn ſie Wangen und Aug' dir entſtellt.
Iſt dir zu kalt mein Betragen, und nährt daher der Verdacht ſich,
Daß mir der Treue Schwur ſtets von der Lippe nicht ſchallt?
Seyd mir Zeugen, wenn je in Bäumen Liebe gewohnt hat,
Ihr, o Buchen, und du, von dem arkadiſchen Gott
Freundin, o Pinie! wie oft ertönet Cynthiens Nahme
Euren Schatten, wie oft grab' ich den Rinden ihn ein!
Welchen Gram hat mir nicht dein grauſamer Vorwurf erreget!
Stummen Wänden jedoch hab' ich allein ihn vertraut.

Trag ich nicht ſtets den gebiethriſchen Stolz in ſchweigender Demuth?
Wagt' ichs zu klagen wann je neuen Verdruß ſie erſann?
Und was iſt mir dafür? Ihr Götter! die lebenden Quellen,
Und der nackende Fels, und hier mein Lager auf ihm;
Daß ich die bitteren Klagen, wozu mein Elend mich zwinget,
Hier den Vögeln allein noch zu erzählen vermag,
Aber ſey wie du willſt; noch ſollen die Wälder den Nahmen
Cynthia tönen! und noch ſchall er vom Felſen zurück!

Vierte Elegie

des erſten Buchs vierzehnte.

An Tullus.

Magſt du am Ufer der Tiber in weicher Ruhe geſtrecket,
Schlürfen den lesbiſchen Wein aus dem Mentor'ſchen Pokal,
Und mit verwunderndem Aug' den leicht hingleitenden Nachen
Nachſehn, des trägeren Schiffs ſeilegeleitetem Gang;
Mag dein eigener Forſt mit hochaufſtrebenden Gipfeln
Stämme dir zeigen, werth daß ſie der Kaukaſus trägt:
Alles dieſes mag ſich mit meiner Liebe nicht gleichen;
Wer dem Amor gehört achtet nicht Schätze der Welt.
Ruht ſie an meiner Seite in ſüß verlängertem Schlummer,
Scherzt mit der Liebe Spiel leicht ſie den Tag mir hinweg,

Dann fleußt unter dem eigenen Dach mir der gold'ne Paktolus,
Perlen fisch' ich alsdann des erythräischen Meers.
Dann verbürgt mir die Liebe ein Glück das Könige neiden;
Mög es doch dauern so lang' meiner die Parze noch schont!
Wie kann Reichthum ergötzen, wenn ihn die Liebe befeindet!
Ist mir Venus nicht hold, bringt kein Geschenke mir Glück.
Diese vermag auch den Sinn des härtesten Kriegers zu brechen:
Felsenherzen hat sie schmerzliche Wunden versetzt.
Sie tritt ein mit kühnerem Fuß auf marmornem Boden,
Oefnet mit dreister Hand da sich das purpurne Bett,
Um den unglücklichen Jüngling auf rastlosem Lager zu foltern
Armer, was hilft dir anjetzt seidegesticktes Gedeck?
Doch ist die Göttinn mir hold, was frag ich nach stolzen Provinzen?
Auch des Alcinous Reich ist mir des Wunsches nicht werth.

Fünfte Elegie

des zweyten Buchs zweyte.

Frey war ich, dachte für mich allein mein Bettchen zu hüten;
Amor betrog mich, er bot lügenden Frieden mir an.
Solche Menschengestalt warum verweilt sie auf Erden?
Hier zu rauben, o Zevs! würde verzeihlicher seyn.
Dieses blonde Haar, und die längliche Hand, und die hohe
Volle Gestalt; der Gang, würdig der Schwester des Zevs!
So trat Pallas einher, Dulichiens Opfer besuchend,
Das Gorgonenhaupt fest an den Busen gedruckt.
So war Ischomache einst, vom Lapithengeschlechte die Heldinn,
Euch Centauren, ein Raub, unter dem festlichen Mahl!

So ſah an dem Böbriſchen See, von Liebe berauſchet,
Deinen jungfräulichen Leib, göttliche Brimo! *
Merkur.

Weicht ihr Göttinnen alle, die ihr auf den Gipfeln des Ida
Euch dem phrygiſchen Hirt ſchleyerenthüllet gezeigt!

Nichts ſoll dieſe Geſtalt, nichts dieſe Schöne verzehren,
Würde an Jahren ſie dir, kumiſche Prieſterinn, gleich!

* Hekate.

Sechste Elegie

des erſten Buchs neunzehnte.

Furchtlos will ich anjetzt das Reich der Manen beſuchen,
Meinen traurigen Reſt lodernder Flamme vertraun.
Eine Sorge hatt' ich, daß deine Liebe der Leiche
Künftig fehle; dieß war grauſamer mir als der Tod.
Nicht ſo leicht hat der Pfeil des Knaben mein Auge berühret,
Daß nicht die Aſche von mir Liebe noch fühlte für dich.
Auch der phylaciſche Held * konnt' ſeiner anmuthigen Gattinn
Nicht vergeſſen, als er ſtieg in des Tartarus Nacht;
Einmal ſie noch zu umfaſſen, obgleich mit nichtigen Händen,
Kehrte der Held zurück in ſein theſſaliſches Haus.
Wer ich dort unten auch ſey, doch heiß ich dein liebender Schatten;
Ueber des Schickſals Fluth ſchreitet der Liebe Gewalt.

* Proteſilas.

Dort verſammelt ſich dann das ſchöne Chor Heroinen;
Einſt Dardaniens Stolz, dann ein argiviſcher Raub!
Keiner von allen wirſt du an Schönheit, o Cynthia, weichen!
Keine, o Erde vergönn's! ſcheint mir ſo reizend als du.
Sollt' auch über das Ziel dir das Schickſal die Jahre verlängern,
Würden die Reſte von dir immer mir theuer noch ſeyn.
Könnteſt du lebend auch dieß bey meiner Aſche noch fühlen,
Sey auch, wo er mich trift, ſtets mir willkommen der Tod.
Aber wie fürcht' ich, es zieht von meinem verachteten Grabe,
Meinem Staube, zu bald, andere Liebe dich weg,
Zwingt dich, die Thränen um mich, auch wider Willen zu trocknen:
Unter häufigem Droh'n wanket das zärtlichſte Herz.
Drum erfreuen wir uns der Liebe, ſo lang es vergönnt iſt!
Allzuvergänglich nur iſt zärtlicher Liebe Genuß.

Siebente Elegie

des ersten Buchs dritte.

So lag Ariadne, als Theseus Segel entwichen,
Tief im Schlummer versenkt an dem verlaß'nen Gestad;
So lag, eben entfesselt vom Fels, die Tochter des Cepheus, *
Nun, nach langer Pein, wieder der Ruhe geschenkt;
Und so sinkt die Edone, von rastlos tanzenden Chören
Matt, an des Apidanus blumichtem Ufer dahin.
So fand Cynthien ich, in weicher Ruhe gestreket
Schlummerathmend; ihr Haupt stützte der wankende Arm.
Trunken, in später Nacht, schleppt' ich die trägeren Schritte,
Und der Knaben Gefolg schwungen die Fackeln mir aus.

* Andromeda.

Doch ſo gänzlich noch nicht von allen Sinnen beraubet,
Leiſ mit gehaltenem Tritt wagt ich dem Bette zu nah'n;
Und bered'ten mich ſchon die beyden der heftigſten Götter,
Amor und Bacchus zugleich, brennend von zwiefacher Glut,
Unterzuſchieben den Arm der holden Schläferinn, Küſſe
Ihr zu rauben, und ſie ſanfter zu drücken ans Herz;
Dennoch wagt' ich es nicht der Gebieterinn Ruhe zu ſtören,
Eingedenk' nur zu wohl ihres beſtrafenden Zorns.
Aber wie Argus hieng an der Inachis heimlichen Hörnern,
Hieng mein trunkenes Aug an dem entzückenden Reitz.
Und nun lös'te ich mir die Kränze von Stirne und Schläfen,
Legte mit ſachter Hand Cynthien ſie um den Schlaf;
Und nun ringelt' ich auf die herabgefallenen Locken,
Aepfel ſchob ich ſogar ihr in die Höhle der Hand.

Alles ſpendet' ich nur dem unerkenntlichen Schlafe,
Denn es rollten alsbald wieder die Gaben herab.
Regte ſich dann in der Bruſt ein zurückgehaltener Seufzer,
Stutzt' ich, und glaubte ſogleich eine Bedeutung zu ſehn:
Irgend ein Schreckenbild ſey dir erſchienen im Traume,
Irgend ein Frecher vielleicht zwing' dich die ſeine zu ſeyn.
Endlich erreichet der Mond die genüberſtehenden Fenſter,
Und ſein verweilendes Licht breitet er emſig umher,
Oefnet mit leiſem Strale die ſanftgeſchloſſenen Aeuglein;
Alſo begann ſie, indem ſie auf den Pfülben ſich ſtützt:
„Rächet endlich an dir ein anderes Mädchen, die Freundinn?
„Jagt von der Thüre dich weg, drängt zu der meinen dich hin?
„Wo verbringſt du die Stunden, die mir alleine gehören?
„Kehreſt, faſt nun am Tag, matt und entkräftet zurück.

„Möchten, Ungetreuer! doch ſo die Nächte dir werden,
„Wie mir durch deine Schuld immer die meinigen ſind.
„Erſt betrog ich den Schlaf mit der Purpurſpindel, dann nahm ich
„Orpheus Leyer zur Hand, ſang mir ermattet ein Lied:
„Klagte den Zuſtand der armen verlaß'nen in ſchmerzlichen Tönen,
„Deiner Ausſchweifungen Zahl, deinen vergeſſenen Eid!
„Endlich umwehete mich der Schlaf mit leiſem Gefieder,
„Ich ſank hin, und hier fand ich dem Kummer ein Ziel."

Achte Elegie

des erſten Buchs zweyte.

Mag es, o Theure, ſo ſehr dich ergötzen im prächtigen Haarſchmuck,
Unter des koiſchen Flors üppigen Wellen zu gehn?
Soll vom Orontes die Narde durch deine Locke nur düften?
Angebohrenen Reitz giebſt du für fremden zum Kauf?
Und durch erhandelten Putz vernichteſt du eigene Gaben,
Nimmſt den Gliedern ſogar ihre natürliche Zier!
Glaube mir, deine Geſtalt braucht keiner helfenden Mittel;
Amors nackte Geſtalt liebt nicht erkünſtelten Putz.
Schaue die Blumen nur an, die hold dem Boden entſprießen,
Ungezwungen rankt froher der Epheu empor;

Schau wie der Hagedorn um Höhlen ſchöner hervorragt,
Ununterrichtet der Bach ſchlängelnde Pfade ſich ſucht;
Wie ſich die Ufer von ſelbſt mit bunten Steinchen bemahlen,
Süßer Waldgeſang kunſtlos der Vögel erſchallt!
Nicht ſo ſetzten, durch eiteln Schmuck, Helaire und Phoebe,
Jene den Pollux, und die Kaſtorn in zärtlichen Brand;
Zwiſchen Apoll und Idas erregete ſo nicht Morpeſa
Jenen brünſtigen Zwiſt an dem Geſtade Neptuns;
Nicht durch erſchminkten Reiz bezauberte Hippodamia
Ihren Phryger, und flog mit ihm auf Rädern davon.
Ein Geſicht, an Farbe gemiſcht wie die Bilder Apelles,
Borgte vom ſchimmernden Glanz falſcher Geſchmeide noch nichts.
Nicht durch gemeine Kunſt erregten ſie Glut in den Herzen;
Mit der holden Schaam dünkten ſie ſchön ſich genug.

Warlich, ich fürchte nicht, du seyst mir geringer als jene;
Schön ist ein Mädchen genug wenn sie nur Einem gefällt.
Und dir, welcher Apoll den Geist der Lieder geschenkt hat,
Du, der Kalliope selbst willig die Leyer gereicht;
Die du einzigen Reiz der süßen Worte besizest,
Alles was Venus nur giebt, was nur Minerven gefällt;
Damit wirst du, o Liebe, mein ganzes Leben beglücken;
Wirf ihn nur weit von dir jenen verächtlichen Prunk!

Neunte Elegie

des erſten Buchs ſiebzehnte.

Und zwar mit Recht — wie konnt' ich das theure Mädchen verlaſſen?
Sprech ich allein mit des Meers traurigen Vögeln anjetzt?
Meinem Schiffe verſagt den Blick Kaſſiope ſelber;
Hin fällt jedes Gelübd' an dem unwirthbaren Strand.
Cynthia, auch abweſend ſind dir die Winde gehorſam!
Horch, wie gewaltig brauſt fernher der wilde Orkan!
Wird kein günſtiger Blick die raſenden Stürme verſühnen?
Soll ein geringer Sand decken die Leiche von mir?
Aendere doch den Sinn, beſänft'ge den zürnenden Unmuth!
Dieſe Stürme, die Nacht, ſind mir zur Strafe genug!

Könnteſt du meine Leiche mit trockenen Augen beſtatten?
Nicht noch an deiner Bruſt wärmen die Reſte von mir?
Weh ihm, welcher zuerſt ein Schiff und Segel erfunden;
Durch den Abgrund des Meers lehrte die Balken zu gehn!
Wär' der Gebieterinn Launen zu tragen nicht beſſer geweſen?
War ſie grauſam, doch war keine an Schönheit ihr gleich!
Nun erblick' ich die Ufer mit wilden Wäldern umwachſen;
Suche das Zwillingspaar, ach, nur am Himmel umſonſt!
Hätte das Schickſal bey ihr vom langen Schmerz mich befreyet,
Meine Liebe verſcharrt, und mir den Grabſtein geſetzt;
Hätte vielleicht ſie dem Grab die theuren Locken geſchenket,
Unter Roſen vielleicht meine Gebeine gelegt,
Ueber dem letzten Staube noch meinen Nahmen gerufen:
O, ſo deckete dann leichter die Erde den Staub!

Aber ihr, Meererzeugte, der ſchönen Doris gebohrne,
Euer glücklicher Hauch löſe die Segel mir auf!
Bringt an ein freundliches Ufer den Mitgeſellen der Liebe,
Wenn ſich Amor zu euch je in die Fluthen getaucht!

IV.

Der unſterbliche Homer.

Immer noch tönen ſie mir, der Andromache Klagen. In Flammen
Stehet Troja vor uns, ſtürzend in Trümmer und Graus.
Ajax kämpfet noch jetzt vor Ilions heiligen Mauern,
Hektorn ſehen wir noch ſinken in ſchmählichen Staub.
Einer, der Mäonide, gab Allem unſterbliches Leben,
Und ſein Vaterland iſt Jede bewohnete Welt.

V.

Ueber Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache.

Dritter Brief.

(Siehe das Eilfte Stück der Horen, Jahrg. 1795.)

Ein Kayſer von Sina, Nahmens Tſcho-yong, welcher vor vielen Jahrtauſenden lebte, hörte eines Tages auf einem Spaziergange (die Regierungsgeſchäfte mochten ihm wohl einige Muße übrig laſſen) ein Konzert der Vögel. Es gefiel ihm ungemein, er beſchloß auch eins dergleichen anzuſtellen, und erfand durch dieſe Veranlaſſung eine wunderwürdige und unwiderſtehliche Muſik, welche die Leidenſchaften beſänftigte, die unregelmäßigen Wallungen im menſchlichen Körper hemmte, und dadurch ſogar das Leben verlängerte. Seitdem ſind nun die Sineſer, Dank dem klugen und geſchmackvollen Tſcho-yong, im Beſitz einer ſo vortrefflichen Kunſt; und da es unhöflich ſeyn würde, die Erfindungen eines Kayſers unvollkommen zu finden, ſo kann man ſich leicht denken, daß ſie nur weniges werden hinzugeſetzt oder verändert haben. Vermuthlich werden ſie auch, wenn es dem Himmel ge-

fällt, in alle Ewigkeit auf eben den Fuß zu muſiziren fortfahren.

Verachte mir dieß alberne Mährchen nicht zu ſehr, liebe Amalie. Vielleicht iſt es recht paſſend für den Charakter der Sineſiſchen Muſik, deren Langweiligkeit leicht an die Langeweile eines Monarchen erinnern mag. Freylich wird darin nicht erwähnt, ob ſeine Majeſtät den Takt aus eignem Belieben erſonnen; oder ob die Vögel in Sina zur Zeit Tſcho-yongs, welcher der ſechzehnte Fürſt der neunten Periode war, taktmäßig geſungen haben; oder ob dieſe kayſerliche Muſik ganz ohne Takt beſtehen konnte. Allein ich habe in mehreren angeblich philoſophiſchen Schriften, die von der Verwandſchaft der Poeſie und Muſik und von ihrem gemeinſchaftlichen Urſprunge handeln, keinen beſſern Aufſchluß über die Erfindung des Zeitmaaßes gefunden. Man nimmt darinn den natürlichen Hang des Menſchen, ſeine Gefühle durch Töne und Bewegungen des Körpers auszudrücken, für die einzige und hinreichende Grundlage des Geſanges und Tanzes an. In ſo fern man hierunter nichts weiter als ſtarke, leidenſchaftliche Biegungen der Stimme, und wilde Gebährden und Sprünge verſteht, (und nur zu ſolchen beſeelt die bloße Empfindung) gehört die Vorſtellung von einem Zeitmaaße gar nicht dazu. Trägt man aber dieſe gleich mit in die Worte hinein, wie es ihr gewöhnlicher Gebrauch erfodert, ſo verwechſelt man willkührlich die Bedeutungen, und überſpringt die eigentliche Schwierigkeit der Frage, indem man das als ſchon

vorhanden vorausſetzt, wovon die Entſtehung erſt erklärt werden ſoll.

Allerdings läßt ſich eine Muſik von Inſtrumenten ohne Takt gar nicht denken; auch die von Inſtrumenten begleitete Stimme iſt durchaus an die Beobachtung deſſelben gebunden; aber wenn ſie ſich ganz allein hören läßt, ſo darf ſie in dieſem Stücke ihre natürliche Freyheit wieder geltend machen, und darin auch neben dem künſtlichſten Reichthum muſikaliſcher Zuſammenſetzung gefallen wollen. Du ſiehſt, ich rede vom Rezitatif, das beſonders in der Italiäniſchen Oper eine ſo ſchöne Stelle einnimmt, und dem man doch den Nahmen eines Geſanges nicht verſagen kann. Die Kennzeichen, woran das Ohr die ſingende Stimme von der redenden unterſcheidet, (auf welchem verſchiednen Spiel der Organe die Eigenthümlichkeit beyder auch beruhen möge) ſind ein gewiſſes Schweben, das den Tönen Dauer verleiht; ihre Beſtimmbarkeit in Anſehung der Höhe und Tiefe; und der Uebergang von einem zum andern nach beſtimmbaren Zwiſchenräumen oder Stufen. Im Geſange der Nachtigall, bey welchem dieß alles eintrifft, und der ſo ſehr Geſang iſt, daß man verſuchen konnte, ihn muſikaliſch aufzuzeichnen, bemerkt man nichts, was einem Zeitmaaße gliche.

Dürfte man in der Geſchichte der Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten die Erfindung eines Inſtruments vor den erſten Uebungen der Stimme im Geſange vorangehen laſſen, ſo wäre dadurch die Schwierigkeit der Auflöſung um vieles verringert, aber keinesweges ganz

gehoben. Da muſikaliſche Inſtrumente erſt durch eine künſtliche Nachahmung einigermaaßen den Ausdruck der Empfindung erreichen können, welcher den Stimmen lebender Geſchöpfe urſprünglich eigen iſt, ſo kann ihre erſte Anwendung keine andre ſeyn, als bloß das Ohr zu ergötzen. Dieß vermögen ſie durch einzelne Töne in keinem erheblichen Grade, und durch eine Folge derſelben, nach unſerm Urtheile wenigſtens, nicht anders, als wenn darin ein Geſetz des Zeitmaaßes obwaltet. Es iſt daher nicht fremde, daß der Menſch, wenn er ſich einmahl das Ergötzen zum Geſchäft machte, mancherley Verſuche anſtellte, und gleichſam ſo lange herumtaſtete, bis er das Rechte traf. Indeſſen ſind ungeübte, aber nach allem begierige Sinne äuſſerſt leicht zu befriedigen. Das armſeligſte Geklimper oder Geklingel bezaubert das Ohr eines Kindes oder eines Wilden, und ihr Entzücken über das ſchon Gefundne entfernt ſie von dem Streben nach einer höhern, noch unbekannten Vollkommenheit. Vaillant beſchreibt ſehr artig ein Konzert ſeiner Hottentotten: er hatte ihnen Maultrommeln, und andre dergleichen Inſtrumente ausgetheilt; nun ſpielten ſie ohne allen Takt auf das betäubendſte durch einander, und fanden dennoch ein unbeſchreibliches Vergnügen daran. Doch wir brauchen ſo weit nicht zu ſuchen: wie lärmen unſre Knaben nach einem Jahrmarkte mit ihren neuen Trommeln, Pfeifen oder Geigen durch die Gaſſen! Und ſcheinen ſie bey dieſer muſikaliſchen Ergötzlichkeit wohl im geringſten das Bedürfniß des Taktes zu fühlen?

Der Schriftſteller, bey dem ich das obige Mährchen angeführt ſah, nimmt es ſo, als ob demſelben zufolge, in Sina die Inſtrumentalmuſik früher erfunden wäre als der Geſang. Mir ſcheint es nicht ausdrücklich der Vorſtellung zu widerſprechen, der Kayſer habe ſein menſchliches Vögelkonzert bloß durch Singſtimmen zu Stande gebracht. Allein, geſetzt auch, das Gegentheil würde deutlich gemeldet, ſo muß das Anſehen einer Sage immer durch die innre Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten unterſtützt werden, und kann gegen ſie nichts gelten. Die Vermuthung, daß die Menſchen, als Spiel und Geſang ſchon durch viele Fortſchritte zu einer üblichen Unterhaltung geworden, und ihr Ohr für muſikaliſchen Genuß mehr gebildet war, eine beſchämende Vergleichung zwiſchen dem lieblichen Klange einiger Vögelſtimmen und der Rauhigkeit ihrer eignen angeſtellt, und ſich bemüht haben, jene nachzuahmen: dieſe Vermuthung möchte ich nicht ganz verwerfen. Dagegen wiſſen wir hiſtoriſch, daß die meiſten Völker nie eine eigentliche, das heißt ohne Geſang für ſich beſtehende, Inſtrumentalmuſik gekannt haben, und daß dieſe, wo ſie etwa eingeführt ward, zu den ſpäten, ſchwächenden Verfeinerungen der Kunſt gehörte. Das Werkzeug des Geſanges bringt der Menſch mit auf die Welt, es begleitet ihn in jedem Augenblicke ſeines Lebens, und die Antriebe des Gefühls ſetzen es früh auf mannichfaltige Weiſe in Bewegung: die erſten unförmlichen Lieder mußten daher ohne Abſicht, faſt ohne Bewußtſeyn entſtehn. Aber der Gebrauch eines äußern

Werkzeuges, wäre es auch nur ein geſpaltnes Bambusrohr, zur Begleitung des Geſanges, erfodert Ueberlegung, Benutzung der Natur, die nichts ohne Zubereitung dazu taugliches darbietet, ja ſogar einige Beobachtungen über die Geſetze des Schalles. So wunderwürdig ſchienen auch der Vorwelt ſolche Erfindungen, daß nach der Griechiſchen Sage nur der ſinnreichſte aller Götter den Einfall haben konnte, einige Schaafsdärme über eine Schildkrötenſchale zu ſpannen.

Aber wie? ſo haſt du mir vielleicht ſchon vorhin eingewandt: ſchreibt nicht die Beſchaffenheit der Empfindung ſelbſt den Bewegungen einen gewiſſen Takt vor? Hüpft nicht die Freude mit raſchem, ſchleicht nicht die Traurigkeit mit gedehntem Tritt? Und verhält es ſich nicht eben ſo mit ſchnellen und langſamen Tonfolgen? Um dieſen Zweifel aufzuklären, denke dir eine Reihe von gleich lange daurenden, oder in gleichen Zeiträumen auf einander folgenden Schällen; zum Beyſpiel den Schlag des Pulſes, das Picken einer Uhr, das Läuten einer Glocke. Du ſiehſt, alles dieß kann uns durchaus keine andre Vorſtellung als die von Schnelle und Langſamkeit geben, und hat nicht die entfernteſte Beziehung auf den Charakter verſchiedner Empfindungen. Sobald hingegen Rhythmus entſteht, das heißt, ſobald Abwechſelung in die Dauer der einzelnen Eindrücke gebracht, und Längen mit Kürzen gemiſcht werden, ſo kann eine ſolche Tonfolge auch ohne Hülfe der Modulazion ſchon einigen Einfluß auf unſer Gemüth haben, es erwecken oder beruhi-

gen. Bemerke ferner, daß wir aus dem langſameren oder ſchnelleren Zeitmaaße der Schritte eines Menſchen an ſich nichts weiter erfahren, als den Grad ſeiner Eile nach einem gewiſſen Ziele zu gelangen; ſeine Gemüthslage verräth ſich erſt durch andre hinzukommende Bewegungen, die zwar mit dem Gange übereinſtimmen, aber doch nicht bloß durch die Art der Folge, ſondern jede für ſich betrachtet, bedeutend ſind. Ueberhaupt muß eine Leidenſchaft ſchon bis zur Stimmung, zum fortwährenden Zuſtande der Seele, gemildert ſeyn, wenn ein gewiſſes Ebenmaaß in ihrem Ausdrucke Statt finden ſoll. Denn was uns am ſtärkſten erſchüttert, hat am wenigſten Beſtand, und deswegen äuſſern ſich in der Natur die lebhafteſten Gefühle, in ſtürmiſchen, völlig unregelmäßigen Folgen von Bewegungen und Tönen. Führt dieß nicht auf die Folgerung, daß alſo in beyden nicht das Abgemeſſene, das gleichförmig Wiederkehrende, ſondern das Abwechſelnde, die Uebergänge von einem zum andern, der Empfindung entſprechen und ſie wieder erregen?

Und doch, wirſt du ſagen, iſt es ſo fühlbar, daß der jeder Melodie angemeſſene Takt die Seele derſelben iſt. Das iſt er allerdings: allein erinnre dich, wir ſind hier ſchon im Gebiete der Kunſt, die nicht bey unmittelbarer Nachahmung der Natur ſtehen bleibt, ſondern durch eine Art von Erdichtung ſich ihr wieder nähert. Ein zuſammengeſetztes Gefühl, welches die Seele aber doch auf einmahl faſſen kann, entfaltet der Muſiker nach der fein-

ſten Eigenthümlichkeit deſſelben in einer melodiſchen Folge von Tönen, und legt durch das beſtimmte Verhältniß ihres Fortſchrittes dem fliehenden Augenblicke gleichſam Feſſeln an; oder man kann auch ſagen, er bildet aus Empfindungen ein geordnetes Ganze, was ſie eigentlich in der Wirklichkeit niemahls ſind. Das Sylbenmaaß kann in der Poeſie etwas ähnliches leiſten: aber welche geübte, beſonnene Empfänglichkeit gehört dazu, ſolch eine Wirkung nur wahrzunehmen, geſchweige dann, ſie ſelbſt hervorbringen zu wollen! Wir müſſen uns wohl hüten, den ſchönen Gebrauch einer Erfindung mit dem, was ſie zuerſt veranlaßte, zu verwechſeln.

Ein Schriftſteller, der glücklicher darin war, Geheimniſſe in die Gegenſtände ſeiner Nachforſchung hineinzulegen, als die darin liegenden zu löſen, oder der dieß wenigſtens gern auf eine geheimnißvolle Art that; dem es eine allzu reizbare Organiſation ſchwer machen mußte, das wirklich Wahrgenommene vom Eingebildeten zu ſcheiden; findet den Urſprung des Zeitmaaßes im Tanze und Geſange darin, daß den körperlichen Bewegungen, und den ausgeſprochnen oder geſungnen Worten, wozu bloß Leidenſchaft den Menſchen dringt, ein äußrer Zweck mangelt. Der gewöhnliche Gang, ſagt er, hat zur Abſicht irgend wohin zu führen; die gewöhnliche Rede, uns Andern verſtändlich zu machen. Da beym Tanze und Geſange ſolch ein äußres Bedürfniß ganz wegfällt, und folglich dieſe Handlungen um ihrer ſelbſt willen vorgenommen werden, etwas an ſich ganz zweckloſes aber uns

kein Vergnügen gewähren kann, ſo ſtrebt die Seele unwillkührlich darnach, ſich einen Grund angeben zu können, warum ſie jedesmahl die Bewegungen und Töne ſo oder ſo auf einander folgen laſſe. Dieß erlangt ſie nun durch ein innres Geſetz, ein Maaß ihrer Folge. Indeſſen ſtrebte ſie vielleicht lange vergeblich, bis etwa zufälliger Weiſe dieſelbe Abwechſelung langſamerer und ſchnellerer Bewegungen mehrere Mahle auf einander folgte. Dieß immer in gleicher Ordnung Wiederkehrende feſſelte die Aufmerkſamkeit, prägte ſich dem Gedächtniſſe ein, ward bewundert, nachgeahmt und allmählich zum künſtlichen, regelmäßigen Tanze, oder in Anſehung der Poeſie zum künſtlichen regelmäßigen Versbau gebildet.

Ich habe dir dieſe Erklärung umſtändlich angeführt, weil ſie in einem ſonſt ſchätzbaren Buche, nähmlich der Deutſchen Proſodie von Moriz, ſteht; denn freylich iſt ſie zu luftig, als daß ſie uns lange aufhalten dürfte. Die Redensart „zufälliger Weiſe" gebraucht der Verfaſſer mehrmahls, und das iſt ſchon ein übles Zeichen. Erlaubt man es ſich einmahl, bey einer, wenn ich ſo ſagen darf, dem ganzen Menſchengeſchlechte gemeinſchaftlichen Erfindung, den Zufall zu Hülfe zu rufen, ſo kann man ſich die Mühe dieſer und aller ähnlichen Unterſuchungen erſparen, und jenem blinden Gotte die Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten überhaupt anvertrauen. Wäre der Satz wahr, daß nichts Zweckloſes uns Vergnügen gewähren könne, ſo müßte man entweder behaupten, kein bloß ſinnlicher Genuß reiche über die Be-

friedigung des Bedürfniſſes hinaus, oder man müßte dem Worte „Zweck" eine höchſt ſeltſame Ausdehnung geben. In dem gebräuchlichen Sinne ſind Zwecke bloß Sache des Verſtandes; folglich handelt nur der gebildete Menſch nach ihnen, und auch dieſer nicht, ſobald Leidenſchaften ſeinen Verſtand ganz übermeiſtern. Dieß iſt in der kindiſchen Seele des unerzognen Naturſohns unaufhörlich der Fall: er iſt daher der Gewalt jedes dunkeln Antriebes hingegeben. Eine lebhafte Regung nöthigt ihn, ohne allen weitern Zweck, ſie in Gebährden und Tönen auszudrücken: aber wird wohl jemand noch nach einem Zwecke fragen, wo ein dringendes Bedürfniß befriedigt wird? Nähme man indeſſen auch an, die Erfindung des Taktes gehöre erſt in die Zeiten, wo durch Geſang und Tanz nicht mehr eigne und gegenwärtige Leidenſchaft ausgedrückt, ſondern fremde oder vormahlige zur Ergötzung nachgeahmt wurde, ſo iſt ja doch Genuß des Daſeyns der Mittelpunkt aller Zwecke, und was unmittelbar dazu dient, ſteht in ihrer Rangordnung oben an. Wenn alſo die wahrſte Nachahmung, die gewiß als ſolche kein Zeitmaaß beobachtete, wie aus der Natur der Leidenſchaften erhellt, ſchon an ſich ergötzen mußte, ſo war ja nichts Zweckloſes darin.

Ferner begreife ich nicht, wie Moriz den Zweck der Rede darauf einſchränken kan, daß man ſich verſtändlich machen will. Soll ſie nicht noch in Zeiten der Verfeinerung, ſollte ſie nicht um ſo viel mehr, je näher die Sprache ihrem Urſprunge war, Theilnahme an den Em-

pfindungen des Redenden erregen? Und ſollten dieß nicht gleichfalls die älteſten Lieder, wofern man nicht etwa annimmt, ihre Urheber haben ſie nur ſich ſelbſt vorgeſungen? Endlich iſt das Fortſchreiten von einem Orte zum andern, worauf hier die Vergleichung des Tanzes mit dem Gange ſich gründet, ein durchaus unweſentlicher Umſtand. Es giebt ſehr belebte Tänze, bey denen man ſeine Stelle gar nicht verläßt; ja auf den freundſchaftlichen Inſeln im Südmeer ſah man dergleichen, wobey nicht einmahl die Füße wechſelsweiſe gehoben wurden. Der Tanz hat freylich kein beſtimmtes Ziel der Bewegungen wie der Gang; aber die ausdrucksvollen Gebährden, aus denen er mit Hinzufügung des Taktes entſtanden iſt, haben es eben ſo wenig.

Es fehlt ſo viel, daß die Rede, ſobald ſie ſich in die Form eines Geſanges fügt, dem Dienſte eines äußern Zweckes entzogen würde, daß Poeſie vielmehr in den früheſten Zeiten nicht nur als Angelegenheit betrieben wurde, ſondern auch an allen Angelegenheiten des Lebens den wichtigſten Antheil hatte; und daß ſich bey einigen, zum Beyſpiel beym Gottesdienſte, die uralte Sitte ſogar bis auf uns fortgepflanzt hat. In Liedern wurden von jeher die Götter angefleht und geprieſen; in Liedern die Todten betrauert; Lieder bereiteten die Krieger zum Kampfe vor. Bey Völkern, die ſchon längſt in vielen Hinſichten geſittet heißen konnten, wurden die Geſetze noch als Lieder abgefaßt und geſungen. Die Araber haben im Tempel zu Mekka zwey Liedern einen

unſterblichen Platz angewieſen, wodurch die Abgeſandten zweyer Stämme im Namen derſelben ein Bündniß feyerlich beſiegelten. Der eine von ihnen, Hareth Ben Helſa, ließ, auf ſeinen Bogen gelehnt, die Eingebungen des Augenblicks im höchſten Feuer der Begeiſterung hinſtrömen. Sowohl auf den Inſeln des Südmeers als in andern Gegenden wurden die Europäiſchen Weltumſegler von den Eingebohrnen mit abgemeſſenem Geſange bewillkommt. Durch ſtolze Lieder bietet der Amerikaniſche Wilde mitten in der Todesqual ſeinen Feinden Trotz. Es iſt daher auch nichts unglaubliches in der Sage, daß die Nordiſchen Helden oft mit Liedern, in denen ſie ihre eignen Thaten verherrlichten, vom Leben Abſchied nahmen. Du kennſt vielleicht den Geſang, womit Regner Lodbrog, der Däniſche König, lächelnd im Kerker ſtarb. Ein andrer Held, Hallmund genannt, dichtete, tödtlich verwundet, ein Lied von ähnlichem Inhalt, und hieß ſeine Tochter es aufbewahren. Solche Gedichte waren kein Gedicht: die Poeſie, welche dieſe Männer im Leben und Tode begleitete, war ihr heiligſter Ernſt, ihre lebendigſte Wahrheit.

Wüßte man nicht hiſtoriſch das Gegentheil, ſo könnte man leicht auf den Gedanken gerathen, das Zeitmaaß gehöre unter die ſpätern Erfindungen; der Geſang habe, ſo lange nur wirkliche Leidenſchaft ihn eingab, in dithyrambiſcher Freyheit geſchwärmt, und erſt als er zum ergötzenden Spiele geworden, habe man den Mangel jenes urſprünglichen Nachdrucks durch einen kunſtmäßigen Reiz

zu erſetzen geſucht. Aber die Beobachter wilder Völker rühmen einſtimmig die wunderwürdige Genauigkeit im Takt, womit ſie ihre Geſänge und Tänze aufführen. Selbſt die kannibaliſchen Schlachtlieder der Neuſeeländer, wobey die furchtbarſte Wuth ihre Augen verdreht und alle ihre Geſichtszüge verzerrt, werden vollkommen taktmäßig geſungen.

Wenn man alſo nicht annehmen kann, der ordnende Geiſt ſey es, der ſich durch Regelmäßigkeit in den Ausbrüchen der ungeſtümſten Leidenſchaften herrſchend beweiſe; wenn ferner die, beſonders in kindiſchen Seelen, ſo unſtäten und raſch wechſelnden Gefühle nichts abgemeſſenes an ſich haben: ſo müſſen wir uns nach einem andern Grunde dieſer Erſcheinung umſehn, und diejenige Art ſie zu erklären, wobey man der beſonnenen Abſicht am wenigſten einräumt, wird die wahrſcheinlichſte ſeyn. Indeſſen ſcheint alles Meſſen, weil es auf einer Vergleichung beruht, ein Geſchäft der denkenden Kraft in uns zu ſeyn. Körperliche Gegenſtände, die man nach ihrer Ausdehnung gegen einander meſſen will, hat man oft zugleich vor Augen: aber in einer Zeitfolge iſt kein Theil mit dem andern zugleich vorhanden; die Vorſtellung von dem Zeitraume, welcher den übrigen zum Maaßſtabe dienen ſoll, muß folglich im Gedächtniſſe feſtgehalten werden. Ueberdieß iſt die Wahrnehmung von der Dauer der Zeit ſehr abhängig von der Beſchaffenheit und Menge der ſie ausfüllenden Eindrücke. Man ſollte alſo denken, es müſſe für die Seele höchſt ſchwierig ſeyn, den Ver-

gleich nur einigermaaßen genau anzuſtellen, und dennoch fühlen wir die Leichtigkeit, womit wir Bewegungen nach einem Zeitmaaße vornehmen. Dieß führt natürlich auf den Schluß, daß wir dieſelbe nicht ſowohl der Seele als dem Körper verdanken, daß ſie mit Einem Worte bloß mechaniſch iſt. Unſer Körper iſt ein belebtes Uhrwerk; ohne unſer Zuthun gehn in ihm unaufhörlich mancherley Bewegungen, zum Beyſpiele das Herzklopfen, das Athemhohlen, und zwar in gleichen Zeiträumen vor, ſo daß jede Abweichung von dieſem regelmäßigen Gange irgend eine Unordnung in der Maſchine anzuzeigen pflegt. Auch bey andern Bewegungen, die von unſerm Willen abhängen, gerathen wir leicht, vorzüglich wenn wir ſie anhaltend wiederhohlen, von ſelbſt und ohne es zu wiſſen in ein gewiſſes Zeitmaaß. Nehmen wir mehrerley ſolche Handlungen zugleich vor, zum Beyſpiel Gehen und Sprechen, ſo richtet ſich die Geſchwindigkeit der einen gewöhnlich nach der andern, wenn wir nicht etwa vorſätzlich die Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen aufheben wollen. Eben ſo ſetzen ſich mehrere Menſchen bey gemeinſchaftlichen Arbeiten ohne Abſicht oder Verabredung in eine gleichmäßige Bewegung. Freylich kommt alsdann der Umſtand hinzu, daß man einander ſonſt mit den Werkzeugen, zum Beyſpiel beym Rudern, Dreſchen, Mähen, hinderlich ſeyn würde; aber auch wer ganz allein angreifende Arbeiten der Art verrichtet, wird, ſobald er darin geübt iſt, ohne beſondre Aufmerkſamkeit einen Takt beobachten. Gleichmäßig wiederhohlte Bewegungen erſchöpfen am wenig-

ſten: das Wohlthätige davon für den Körper muß ſich leicht fühlen.

Daß die Seele ſich mehr leidend als durch Vergleichen und Urtheilen thätig beweiſe, indem eine Folge von Zeiten ſich, wenn ich ſo ſagen darf, von ſelbſt an der Organiſazion abmißt, wird dadurch noch wahrſcheinlicher, daß auch mehrere Arten von Thieren an Beobachtung des Taktes in ihren Bewegungen, einige Vögel ſogar in ihrem Geſange, gewöhnt werden können. Auch das ſcheint dieſe Vermuthung zu beſtätigen, daß wir nur innerhalb eines gewiſſen Kreiſes Zeitmaaße genau und ſicher wahrnehmen, und daß wir dabey eben auf ſolche Grade der Geſchwindigkeit oder Langſamkeit eingeſchränkt ſind, die mit dem fühlbaren Zeitmaaß der Bewegungen im Körper in einem nahen Verhältniſſe ſtehn. Bey einer ſehr ſchnellen Folge iſt dieß weniger zu verwundern: die Eindrücke vermiſchen ſich unter einander, ſo daß eine große Menge derſelben in die Vorſtellung von einem einzigen zuſammengedrängt wird, wie wir zum Beyſpiel nach der verſchiednen Anzahl der Bebungen einer Saite in einer gegebnen Zeit nur einen einzigen höheren oder tieferen Ton vernehmen. Wir brauchen nur an die Schnelligkeit zu denken, womit ſich Schall und Licht durch unermeßliche Räume fortpflanzen, um überzeugt zu ſeyn, daß dasjenige, was uns wie ein einziger untheilbarer Augenblick vorkommt, eine ſehr zuſammengeſetzte Maſſe von Zeiten iſt. Aber wie käme es, daß bey einer ſehr langſamen Folge, wo wir doch um ſo mehr Muſſe haben, die ein-

zelnen Zeiträume zu unterſcheiden, die Wahrnehmung von ihrer Gleichheit oder Ungleichheit ſich ebenfalls verliert, wenn ſie nicht auf Verhältniſſen zu unſrer Organiſazion beruhte? Man laſſe eine Glocke alle Minuten einmahl ſchlagen: niemand wird auch mit dem geübteſten Ohre entſcheiden können, ob die Zwiſchenräume ſich immer gleich ſind, er müßte ſie dann etwa durch ein körperliches Hülfsmittel eintheilen und die Anzahl der Theile in jedem mit einander vergleichen.

„Die Vorſtellung vom Zeitmaaße," ſagt Hemſterhuys, „iſt vielleicht die erſte von allen unſern Vorſtel„lungen, und geht ſogar der Geburt voran; denn es „ſcheint, daß wir ſie einzig den aufeinander folgenden „Wallungen des Bluts in der Nachbarſchaft des Ohres „verdanken."

Es ließe ſich hiebey fragen: ob die Fähigkeit Zeiten zu meſſen unter unſern Organen dem Ohre ausſchließend gehöre? ob die Wallungen des Bluts in ſeiner Nähe, auch bey der gröſten äußern Stille, wirklich hörbar ſeyn können? wie früh Vorſtellungen ohne Bewußtſeyn in uns wirkſam zu werden anfangen? und dergleichen mehr. Du ſiehſt, eine gründliche Erörterung jenes Satzes würde uns in Labyrinthe der Phyſiologie und Pſychologie führen. Es iſt mir indeſſen lieb, mich wenigſtens in ſo weit mit Hemſterhuys auf Einem Wege zu finden, daß er die Anlage zum Takte auch für körperlich hält, und annimmt, nur die Regelmäßigkeit gewiſſer Bewegungen in unſrer Organiſazion mache ſie zum tauglichen Werkzeuge der Zeitmeſſung.

Zwar iſt auf dieſe Art noch nicht erklärt, wie die Menſchen darauf fallen konnten, die fremdartige Vorſtellung vom Takt auf den Ausdruck durch Gebährden und Töne anzuwenden; doch iſt die Auflöſung, die ich jetzt deiner Prüfung übergeben will, dadurch vorbereitet.

Je mehr der Menſch noch ganz in den Sinnen lebt, deſto mächtiger ſind ſeine Leidenſchaften. Zwar eröffnet ihnen die Entwickelung des Verſtandes und die Vervollkommnung der geſelligen Künſte eine Welt von vorher unbekannten Gegenſtänden: aber eben dadurch, daß der Kreis ihrer Wirkſamkeit ſich erweitert, muß ihr blinder Ungeſtüm gemäßigt werden. Hiezu kommt die tauſendfache Abhängigkeit von Verhältniſſen, die dem verfeinerten Menſchen bey ihrer Befriedigung im Wege ſtehn. Ein Zögling des Anſtandes hat er ſchon früh gelernt, ihre Ausbrüche zu erſticken, und Gleichgewicht in ſeinem Betragen zu erhalten. Der rohen Einfalt hingegen ſcheint alles anſtändig, was die Natur fodert. Noch unbekannt mit den Anreizungen erkünſtelter Verderbniß läßt ſie ſich nur von natürlichen Trieben, aber von dieſen auch unumſchränkt beherrſchen. Wie eine Krankheit in einem geſunden Körper um ſo heftiger wütet, je größern Ueberfluß an Lebenskräften ſie vorfindet, ſo iſt es auch mit den Leidenſchaften: die gewaltſamſten Zuſtände, worein ſie den künſtlich erzognen Menſchen verſetzen, ſcheinen neben ihrer ausſchweifenden Unbändigkeit in der Seele des freyen und kräftigen Wilden nur ein beſonnener Rauſch zu ſeyn. Sey es nun Freude oder Betrübniß, was ſich ſeiner be-

mächtigt, ſo würden die aufgeregten Lebensgeiſter ihre Gewalt nach innen zu wenden, und ſeine ganze Zuſammenſetzung zerrütten, wenn er ihnen nicht durch den heftigſten Ausdruck in Worten, Ausrufungen und Gebährden Luft machte. Er folgt der Anfoderung eines ſo dringenden Bedürfniſſes; durch jede äußre Verkündigung der Leidenſchaft fühlt er ſich eines Theils ihrer Bürde entledigt, und hält daher inſtinktmäßig Stunden, ja Tage lang mit Jauchzen oder Wehklagen an, bis ſich der Aufruhr in ſeinem Innern allmählig gelegt hat. Bey ſchmerzlichen Gemüthsbewegungen werden ſogar körperliche Verletzungen für nichts geachtet, wenn ſich die Seele dadurch nur die Linderung verſchaffen kann, ſie auszulaſſen. Hierin liegt unſtreitig der Grund jener ſo vielen Völkern gemeinſchaftlichen Sitte, beym Trauern über die Todten ſich Wangen und Bruſt mit den Nägeln oder andern ſcharfen Werkzeugen zu zerfetzen, wenn auch nachher ein bloß äußerlicher Gebrauch oder eine Pflicht daraus wurde.

Freude iſt zwar die wohlthätigſte Leidenſchaft für den Körper; allein ihr ſinnloſer Taumel kann doch bis zu einer erſchöpfenden Verſchwendung der unaufhaltſam überſtrömenden Lebensfülle gehen. Selbſt Jubeln und Springen, ſo ausgelaſſen und anhaltend wie es der wilde Naturſohn treibt, wird zu einer Art von Arbeit. Dennoch, wie ermüdet auch der Körper ſich fühlen möge, reißt ihn die Seele mit ſich fort, und gönnt ihm keine Ruhe. So leitete den Menſchen dann der Inſtinkt,

oder, wenn man lieber will, eine dunkle Wahrnehmung auf das Mittel, ſich dem berauſchendſten Genuſſe ohne abmattende Anſtrengung lange und ununterbrochen hingeben zu können. Unvermerkt gewöhnten ſich die Füße nach einem Zeitmaaße zu hüpfen, wie es ihnen etwa der raſche Umlauf des Bluts, die Schläge des hüpfenden Herzens angaben; nach einem natürlichen Geſetze der Organiſazion mußten ſich die übrigen Gebährden, auch die Bewegungen der Stimme in ihrem Gange darnach richten; und durch dieſe ungeſuchte Uebereinſtimmung kam Takt in den wilden Jubelgeſang, der anfangs vielleicht nur aus wenigen oft wiederholten Ausrufungen beſtand.

Hatte man erſt einmahl das Wohlthätige dieſes Zügels gefühlt, woran die Natur ſelbſt die ungeſtüme Seele lenkte, ohne daß ſie ſich eines Zwanges bewußt worden wäre, ſo iſt es nicht wunderbar, daß auch andre Leidenſchaften ſich willig ihn anlegen ließen. Wenn gleich die Betrübniß nicht zu ſo raſchen Bewegungen hinreißt wie die Freude, ſo führt ſie dagegen auch gar keinen Erſatz für ihre zerrüttenden Wirkungen mit ſich. Tage lang jammern iſt noch weit angreifender für den Körper als Tage lang jauchzen; und doch konnte das ganz von ſeinem Verluſte überwältigte Gemüth dieſe einzige Linderung nicht entbehren; es weidete ſich, wie Homer es ausdrückt, an der verzehrenden Wehklage. Indem dieſe, vom Zeitmaaße gefeſſelt, in Melodie übergeht, iſt ſie ſchon nicht ganz troſtlos mehr: der erquickende mildernde Einfluß wird von den Sinnen der Seele mitgetheilt.

Wenn jemand unter uns den Tod eines Angehörigen mit Geſang betrauerte, ſo würden wir entweder glauben, es ſey ihm kein Ernſt damit, oder er ſey wenigſtens ſchon getröſtet und erneuere ſeinen Schmerz nur in der Erinnerung. Dieſelbe Handlung unter einem noch ungebildeten, ſinnlichen Volke eben ſo zu beurtheilen, würde ſehr gewagt und wahrſcheinlich irrig ſeyn. Den Trojaniſchen Frauen war es gewiß Ernſt mit dem Wehklagen um Hektors Leiche, denn ſie ſahen verzweifelnd ihren eignen Untergang vor ſich: dennoch waren Sänger beſtellt, um ihnen dabey mit der Stimme vorzugehn. Gehörte dieß auch in den Zeiten, welche Homer ſchildert, ſchon zu den feyerlichen Gebräuchen der Trauer, ſo deutet es doch auf einen natürlichen Urſprung hin. Als Cook auf ſeiner dritten Reiſe Neuſeeland verließ, ſo befiel zwey daſelbſt einheimiſche Knaben, die er mitgenommen hatte, eine tödliche Schwermuth. Sie weinten und klagten unaufhörlich viele Tage lang, und drückten beſonders ihren Schmerz durch ein Lied aus, worin ſie, ſo viel man verſtand, ihr nun für immer verlohrnes Vaterland prieſen. An eine hergebrachte Sitte läßt ſich hiebey nicht denken, und da dieß Lied ſich auf eine ganz ungewöhnliche Lage bezog, ſo muß man vermuthen, daß die jungen Wilden es nicht aus dem Gedächtniſſe geſungen, ſondern daß ſie es mitten in ihrer tiefſten Bekümmerniß gedichtet haben. Es würde nicht ſchwer ſeyn, ähnliche Beyſpiele zu häufen.

Was ich von der Freude und der Betrübniß geſagt, wirſt du, wenn meine Vermuthung dir anders Genüge

leiſtet, leicht auf die übrigen Leidenſchaften anwenden. Die Seele, von der Natur allein erzogen und keine Feſſeln gewohnt, foderte Freyheit in ihrer äuſſern Verkündigung; der Körper bedurfte, um nicht der anhaltenden Heftigkeit derſelben zu unterliegen, ein Maaß, worauf ſeine innre Einrichtung ihn fühlbar leitete. Ein geordneter Rhythums der Bewegungen und Töne vereinigte beydes, und darin lag urſprünglich ſeine wohlthätige Zaubermacht. So wäre es denn erklärt, was uns ſonſt ſo äußerſt fremde dünkt, wie etwas, das uns, die wir ſo vieles bedürfen, entbehrlicher Ueberfluß oder höchſtens ein angenehmer geſelliger Luxus ſcheint, Tanz und Geſang, für den beſchränkten, einfältigen Wilden unter die erſten Nothwendigkeiten des Lebens gehören kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Der Dichter an ſeine Kunſtrichterin.

Zürne nicht auf mein fröhliches Lied, weil die Wange dir brennet,
Nicht was ich las — was du denkſt hat ſie mit Purpur gefärbt.

VII.

Beſchluß der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichter, nebſt einigen Bemerkungen einen charakteriſtiſchen Unterſchied unter den Menſchen betreffend.

Ueber das Verhältniß beyder Dichtungsarten zu einander und zu dem poetiſchen Ideale iſt in den vorhergehenden Unterſuchungen folgendes feſtgeſetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunſt erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein ſelbſtſtändiges und vollendetes Ganze zu ſeyn und die Menſchheit, ihrem vollen Gehalt nach, in der Wirklichkeit darzuſtellen. Dem ſentimentaliſchen hat ſie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abſtraktion in ihm aufgehoben worden, aus ſich ſelbſt wieder herzuſtellen, die Menſchheit in ſich vollſtändig zu machen, und aus einem beſchränkten Zuſtand zu einem unendlichen

überzugehen. * Der menſchlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben iſt aber die gemeinſchaftliche Aufgabe beyder, und ohne das würden ſie gar nicht Dichter heiſſen können; aber der naive Dichter hat vor dem ſentimentaliſchen immer die ſinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatſache ausführt, was der andere nur zu erreichen ſtrebt. Und das iſt es auch, was jeder bey ſich erfährt, wenn er ſich beym Genuſſe naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte ſeiner Menſchheit in einem ſolchen Augenblick thätig, er bedarf

* Für den wiſſenſchaftlich prüfenden Leſer bemerke ich, daß beyde Empfindungsweiſen, in ihrem höchſten Begriff gedacht, ſich wie die erſte und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entſteht, daß man die erſtere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung iſt nehmlich der reflektierende Verſtand, und die ſentimentaliſche Stimmung iſt das Reſultat des Beſtrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Innhalt nach, wieder herzuſtellen. Dieß würde durch das erfüllte Ideal geſchehen, in welchem die Kunſt der Natur wieder begegnet. Geht man jene drey Begriffe nach den Kategorien durch, ſo wird man die Natur und die ihr entſprechende naive Stimmung immer in der erſten, die Kunſt als Aufhebung der Natur durch den frey wirkenden Verſtand immer in der zweyten, endlich das Ideal in welchem die vollendete Kunſt zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

nichts, er iſt ein Ganzes in ſich ſelbſt; ohne etwas in ſeinem Gefühl zu unterſcheiden, freut er ſich zugleich ſeiner geiſtigen Thätigkeit und ſeines ſinnlichen Lebens. Eine ganz andre Stimmung iſt es, in die ihn der ſentimentaliſche Dichter verſetzt. Hier fühlt er bloß einen lebendigen Trieb, die Harmonie in ſich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus ſich zu machen, die Menſchheit in ſich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher iſt hier das Gemüth in Bewegung, es iſt angeſpannt, es ſchwankt zwiſchen ſtreitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelößt, einig mit ſich ſelbſt und vollkommen befriedigt iſt.

Aber wenn es der naive Dichter dem ſentimentaliſchen auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Exiſtenz bringt, wornach dieſer nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, ſo hat letzterer wieder den großen Vortheil über den erſtern, daß er dem Trieb einen gröſſeren Gegenſtand zu geben im Stand iſt, als jener geleiſtet hat und leiſten konnte. Alle Wirklichkeit, wiſſen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles exiſtierende hat ſeine Schranken, aber der Gedanke iſt grenzenlos. Durch dieſe Einſchränkung, der alles ſinnliche unterworfen iſt, leidet alſo auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freyheit des Ideenvermögens dem ſentimentaliſchen zu ſtatten kommt. Jener erfüllt zwar alſo ſeine Aufgabe, aber die Aufgabe ſelbſt iſt etwas begrenztes; dieſer erfüllt zwar die ſeinige nicht ganz, aber die Aufgabe iſt ein unendliches. Auch

hierüber kann einen jeden ſeine eigne Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man ſich mit Leichtigkeit und Luſt zu der lebendigen Gegenwart; der ſentimentaliſche wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verſtimmen. Das macht, unſer Gemüth iſt hier durch das Unendliche der Idee gleichſam über ſeinen natürlichen Durchmeſſer ausgedehnt worden, daß nichts vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir verſinken lieber betrachtend in uns ſelbſt, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden; anſtatt daß wir dort aus uns heraus nach ſinnlichen Gegenſtänden ſtreben. Die ſentimentaliſche Dichtung iſt die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet ſie auch ein: Die naive iſt das Kind des Lebens, und in das Leben führt ſie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gunſt der Natur genannt, um zu erinnern, daß die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf iſt ſie; keiner Verbeßerung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung iſt das ganze Werk des naiven Genies abſolviert; hier ligt ſeine Stärke und ſeine Grenze. Hat es alſo nicht gleich dichteriſch d. h. nicht gleich vollkommen menſchlich empfunden, ſo kann dieſer Mangel durch keine Kunſt mehr nachgehohlt werden. Die Critik kann ihm nur zu einer Einſicht des Fehlers verhelfen, aber ſie kann keine Schönheit an deſſen Stelle ſetzen. Durch ſeine Natur muß das naive Genie alles thun, durch ſeine Freyheit

vermag es wenig; und es wird ſeinen Begriff erfüllen, ſobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun iſt zwar alles nothwendig, was durch Natur geſchieht, und das iſt auch jedes noch ſo verunglückte Product des naiven Genies, von welchem nichts mehr entfernt iſt als Willkührlichkeit; aber ein andres iſt die Nöthigung des Augenblicks, ein andres die innre Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet iſt die Natur ſelbſtſtändig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen iſt ſie bedürftig und beſchränkt. Dieſes gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichſte Moment, in welchem ſich derſelbe befinden mag, iſt von einem vorhergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beygelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zuſtand dem menſchlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn abſolut und nothwendig auf ſich ſelbſt zu gründen. Aus dem Moment der Begeiſterung muß alſo jede Spur eines zeitlichen Bedürfniſſes entfernt bleiben, und der Gegenſtand ſelbſt, ſo beſchränkt er auch ſey, darf den Dichter nicht beſchränken. Man begreift wohl, daß dieſes nur in ſoferne möglich iſt, als der Dichter ſchon eine abſolute Freyheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenſtande mitbringt, und als er geübt iſt, alles mit ſeiner ganzen Menſchheit zu umfaßen. Dieſe Uebung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie ſteht alſo in einer Abhängigkeit von der

Erfahrung, welche das ſentimentaliſche nicht kennet. Dieſes wiſſen wir, fängt ſeine Operation erſt da an, wo jenes die ſeinige beſchließt; ſeine Stärke beſteht darinn, einen mangelhaften Gegenſtand aus ſich ſelbſt heraus zu ergänzen, und ſich durch eigene Macht aus einem begrenzten Zuſtand in einen Zuſtand der Freyheit zu verſetzen. Das naive Dichtergenie bedarf alſo eines Beyſtandes von auſſen, da das ſentimentaliſche ſich aus ſich ſelbſt nährt und reinigt; es muß eine formreiche Natur, eine dichteriſche Welt, eine naive Menſchheit um ſich her erblicken, da es ſchon in der Sinnenempfindung ſein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieſer Beyſtand von auſſen, ſieht es ſich von einem geiſtloſen Stoff umgeben, ſo kann nur zweyerley geſchehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bey ihm überwiegend iſt, aus ſeiner Art, und wird ſentimentaliſch, um nur dichteriſch zu ſeyn, oder, wenn der Artcharakter die Obermacht behält, es tritt aus ſeiner Gattung, und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das erſte dürfte der Fall mit den vornehmſten ſentimentaliſchen Dichtern in der alten römiſchen Welt und in neueren Zeiten ſeyn. In einem andern Weltalter gebohren, unter einem andern Himmel verpflanzt, würden ſie, die uns jetzt durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem zweyten möchte ſich ſchwerlich ein Dichter vollkommen ſchützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlaſſen kann.

Die wirkliche Natur nehmlich; aber von dieſer

kann die wahre Natur, die das Subjekt naiver Dichtungen iſt, nicht ſorgfältig genug unterſchieden werden. Wirkliche Natur exiſtiert überall, aber wahre Natur iſt deſto ſeltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daſeyns. Wirkliche Natur iſt jeder, noch ſo gemeine Ausbruch der Leidenſchaft, er mag auch wahre Natur ſeyn, aber eine wahre menſchliche iſt er nicht; denn dieſe erfodert einen Antheil des ſelbſtſtändigen Vermögens an jeder Aeuſſerung, deſſen Ausdruck jedesmal Würde iſt. Wirkliche menſchliche Natur iſt jede moraliſche Niederträchtigkeit, aber wahre menſchliche Natur iſt ſie hoffentlich nicht; denn dieſe kann nie anders als edel ſeyn. Es iſt nicht zu überſehen, zu welchen Abgeſchmaktheiten dieſe Verwechslung wirklicher Natur mit wahrer menſchlicher Natur in der Critik wie in der Ausübung verleitet hat: welche Trivialitäten man in der Poeſie geſtattet, ja lobpreißt, weil ſie leider! wirkliche Natur ſind: wie man ſich freuet, Karrikaturen, die einen ſchon aus der wirklichen Welt herausängſtigen, in der dichteriſchen ſorgfältig aufbewahrt, und nach dem Leben konterfeyt zu ſehen. Freylich darf der Dichter auch die ſchlechte Natur nachahmen und bey dem ſatyriſchen bringt dieſes ja der Begriff ſchon mit ſich: aber in dieſem Fall muß ſeine eigne ſchöne Natur den Gegenſtand übertragen, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit ſich zu Boden ziehen. Iſt nur Er ſelbſt, in dem Moment wenigſtens wo er ſchildert, wahre menſchliche Natur, ſo hat es nichts zu ſagen, was er uns ſchildert: aber auch

ſchlechterdings nur von einem ſolchen können wir ein treues Gemählde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Leſern; wenn die Fratze ſich in der Fratze ſpiegelt; wenn die Geißel der Satyre in die Hände desjenigen fällt, dem die Natur eine viel ernſtlichere Peitſche zu führen beſtimmte; wenn Menſchen, die, entblößt von allem, was man poetiſchen Geiſt nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung beſitzen, es auf Koſten unſers Geſchmacks gräulich und ſchrecklich üben!

Aber ſelbſt dem wahrhaft naiven Dichter, ſagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich iſt jene ſchöne Zuſammenſtimmung zwiſchen Empfinden und Denken, welche den Charakter deſſelben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bey den glücklichſten Genies aus dieſer Klaſſe wird die Empfänglichkeit die Selbſtthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber iſt immer mehr oder weniger von dem äuſſern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regſamkeit des produktiven Vermögens, welche von der menſchlichen Natur nicht zu erwarten iſt, würde verhindern können, daß der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübte. So oft aber dieß der Fall iſt wird aus einem dichteriſchen Gefühl ein gemeines. *

* Wie ſehr der naive Dichter von ſeinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie alles auf ſein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunſt die beßten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und außer ihnen ſchön iſt, ſind es

Kein Genie aus der naiven Klaſſe, von Homer biß auf Bodmer herab, hat dieſe Klippe ganz vermieden;

auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, ſo iſt auch der Geiſt aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leſer von feinem Gefühl muß z. B. bey ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältniſſes zwiſchen beyden Geſchlechtern und der Liebe insbeſondere eine gewiße Leerheit und einen Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darſtellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerey das Wort zu reden, welche freylich die Natur nicht veredelt ſondern verläßt, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daß die Natur in Rükſicht auf jenes Verhältniß der Geſchlechter und den Affekt der Liebe eines edleren Charakters fähig iſt, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die zufälligen Umſtände, welche der Veredlung jener Empfindungen bey ihnen im Wege ſtanden. Daß es Beſchränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierinn auf einer niedrigern Stuffe feſt hielt, lehrt das Beyſpiel neuerer Poeten, welche ſoviel weiter gegangen ſind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede iſt hier nicht von dem, was ſentimentaliſche Dichter aus dieſem Gegenſtande zu machen gewußt haben, denn dieſe gehen über die Natur hinaus in das idealiſche und ihr Beyſpiel kann alſo gegen die Alten nichts beweiſen; bloß davon iſt die Rede, wie der nehmliche Gegenſtand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der Sakontala, in den Minneſängern, in manchen Ritterromanen und Ritterepopeen, wie er von Sha-

aber freylich iſt ſie denen am gefährlichſten, die ſich einer gemeinen Natur von auſſen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Diſciplin von innen verwildert ſind. Jenes iſt Schuld, daß ſelbſt gebildete Schriftſteller nicht immer von Plattheiten frey bleiben, und dieſes verhinderte ſchon manches herrliche Talent, ſich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, deſſen Genie ſich am meiſten von dem wirklichen Leben nährt, iſt eben daher auch am meiſten der Plattheit ausgeſetzt, wie auch das Beyſpiel des Ariſtophanes und Plautus, und faſt aller der ſpätern Dichter lehret, die in die Fußtapfen derſelben getreten ſind. Wie tief läßt uns nicht der erhabene Shakeſpeare zuweilen ſinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Moliere, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab. Schlegel, einer der geiſtreich-

keſpeare, von Fielding und mehrern andern, ſelbſt deutſchen Poeten behandelt iſt. Hier wäre nun für die Alten der Fall geweſen, einen von auſſen zu rohen Stoff von innen heraus, durch das Subjekt, zu vergeiſtigen, den poetiſchen Gehalt, der der äuſſern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuhohlen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit einem Wort, durch eine ſentimentaliſche Operation aus einem beſchränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht ſentimentaliſche Dichtergenies; ihr Werk war alſo mit der äußern Empfindung geendigt.

ſten Dichter unſers Vaterlands, an deſſen Genie es nicht lag, daß er nicht unter den erſten in dieſer Gattung glänzt, Gellert, ein wahrhaft naiver Dichter, ſo wie auch Rabener, Leſſing ſelbſt, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Leſſing der gebildete Zögling der Critik, und ein ſo wachſamer Richter ſeiner ſelbſt — wie büßen ſie nicht alle, mehr oder weniger, den geiſtloſen Charakter der Natur, die ſie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den neueſten Schriftſtellern in dieſer Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichtergeiſt in Gefahr iſt, ſich einer gemeinen Wirklichkeit allzuſehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er ſich äuſert, und durch eben dieſe größere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, ſich im poetiſchen Felde zu verſuchen. Die ſentimentaliſche Poeſie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigſtens dieſes Volk in Entfernung, weil es nicht jedermanns Sache iſt, ſich zu Ideen zu erheben; die naive Poeſie aber bringt es auf den Glauben, als wenn ſchon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber iſt widerwärtiger, als wenn der platte Charakter ſich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv ſeyn zu wollen; er, der ſich in alle Hüllen der Kunſt ſtecken ſollte, um ſeine eckelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unſäglichen Platituden, welche ſich die Deutſchen unter dem

Titel von naiven und ſcherzhaften Liedern vorſingen laſſen, und an denen ſie ſich bey einer wohlbeſetzten Tafel ganz unendlich zu beluſtigen pflegen. Unter dem Freybrief der Laune, der Empfindung dultet man dieſe Armſeligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht ſorgfältig genug verbannen kann. Die Muſen an der Pleiſſe bilden hier beſonders einen eigenen klägli-chen Chor, und ihnen wird von den Camönen an der Leine und Elbe in nicht beſſern Akkorden geantwortet. * So inſipid dieſe Scherze ſind, ſo kläglich läßt ſich der Affekt auf unſern tragiſchen Bühnen hören, welcher, an-

* Dieſe guten Freunde haben es ſehr übel aufgenommen, was ein Recenſent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den Bürger'ſchen Gedichten getadelt hat; und der Inngrimm, womit ſie wider dieſen Stachel lecken, ſcheint zu erkennen zu geben, daß ſie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darinn irren ſie ſich ſehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgeſtattet war, aber verſäumt hatte, durch eigne Kultur jenes ſeltene Geſchenk auszubilden. Ein ſolches Individuum durfte und mußte man unter den höchſten Maaßſtab der Kunſt ſtellen, weil es Kraft in ſich hatte, demſelben ſobald es ernſtlich wollte genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grauſam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das ſie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweiſen.

ſtatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geiſtloſen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht; ſo daß es uns nach einem ſolchen Thränenmahle gerade zu Muth iſt, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menſchliches Elend geleſen hätten. Noch viel ſchlimmer ſteht es um die ſatyriſche Dichtkunſt, und um den komiſchen Roman insbeſondre, die ſchon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben ſo nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzpoſten, gerade in den beßten Händen ſeyn ſollten. Derjenige hat wahrlich den wenigſten Beruf der Mahler ſeiner Zeit zu werden, der das Geſchöpf und die Karrikatur derſelben iſt; aber da es etwas ſo leichtes iſt, irgend einen luſtigen Charakter, wär es auch nur einen dicken Mann unter ſeiner Bekanntſchaft aufzujagen, und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureiſſen, ſo fühlen zuweilen auch die geſchworenen Feinde alles poetiſchen Geiſtes den Kitzel, in dieſem Fache zu ſtümpern, und einen Zirkel von würdigen Freunden mit der ſchönen Geburt zu ergözen. Ein rein geſtimmtes Gefühl freylich wird nie in Gefahr ſeyn, dieſe Erzeugniße einer gemeinen Natur mit den geiſtreichen Früchten des naiven Genies zu verwechſeln; aber an dieſer reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meiſten Fällen will man bloß ein Bedürfniß befriedigt haben, ohne daß der Geiſt eine Foderung machte. Der ſo falſch verſtandene, wiewohl an ſich wahre Begriff, daß man ſich bey Werken des ſchönen Geiſtes erhohle, trägt das ſeinige redlich zu dieſer

Nachſicht bey; wenn man es anders Nachſicht nennen kann, wo nichts höheres geahnet wird, und der Leſer wie der Schriftſteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nehmlich, wenn ſie angeſpannt worden, kann ſich nur in der Leerheit erhohlen, und ſelbſt ein hoher Grad von Verſtand, wenn er nicht von einer gleichmäßigen Kultur der Empfindungen unterſtützt iſt, ruht von ſeinem Geſchäfte nur in einem geiſtloſen Sinnengenuß aus.

Wenn ſich das dichtende Genie über alle zufälligen Schranken, welche von jedem beſtimmten Zuſtande unzertrennlich ſind, mit freyer Selbſtthätigkeit muß erheben können, um die menſchliche Natur in ihrem abſoluten Vermögen zu erreichen, ſo darf es ſich doch auf der andern Seite nicht über die nothwendigen Schranken hinwegſetzen, welche der Begriff einer menſchlichen Natur mit ſich bringt; denn das Abſolute aber nur innerhalb der Menſchheit iſt ſeine Aufgabe und ſeine Sphäre. Wir haben geſehen, daß das naive Genie zwar nicht in Gefahr iſt, dieſe Sphäre zu überſchreiten, wohl aber ſie nicht ganz zu erfüllen, wenn es einer äuſſern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniß des Augenblicks zu ſehr auf Unkoſten der innern Nothwendigkeit Raum giebt. Das ſentimentaliſche Genie hingegen iſt der Gefahr ausgeſetzt, über dem Beſtreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menſchliche Natur ganz und gar aufzuheben, und ſich nicht bloß, was es darf und ſoll, über jede beſtimmte und begrenzte Wirk-

lichkeit hinweg zu der abſoluten Möglichkeit zu erheben oder zu idealiſiren, ſondern über die Möglichkeit ſelbſt noch hinauszugehen oder zu ſchwärmen. Dieſer Fehler der Ueberſpannung iſt eben ſo in der ſpecifiſchen Eigenthümlichkeit ſeines Verfahrens wie der entgegengeſetzte der Schlaffheit, in der eigenthümlichen Handlungsweiſe des naiven gegründet. Das naive Genie nehmlich läßt die Natur in ſich unumſchränkt walten, und da die Natur, in ihren einzelnen zeitlichen Aeuſſerungen immer abhängig und bedürftig iſt, ſo wird das naive Gefühl nicht immer exaltiert genug bleiben, um den zufälligen Beſtimmungen des Augenblicks widerſtehen zu können. Das ſentimentaliſche Genie hingegen verläßt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzuſteigen und mit freyer Selbſtthätigkeit ſeinen Stoff zu beherrſchen; da aber die Vernunft ihrem Geſetze nach immer zum Unbedingten ſtrebt, ſo wird das ſentimentaliſche Genie nicht immer nüchtern genug bleiben, um ſich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menſchlichen Natur mit ſich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freyeſten Wirken hier immer gebunden bleiben muß. Dieſes könnte nur durch einen verhältnißmäßigen Grad von Empfänglichkeit geſchehen, welche aber in dem ſentimentaliſchen Dichtergeiſte von der Selbſtthätigkeit eben ſo ſehr überwogen wird, als ſie in dem Naiven die Selbſtthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den Geiſt vermißt, ſo wird man

bey den Geburten des ſentimentaliſchen oft vergebens nach dem Gegenſtande fragen. Beyde werden alſo, wiewohl auf ganz entgegengeſetzte Weiſe in den Fehler der Leerheit verfallen; denn ein Gegenſtand ohne Geiſt und ein Geiſtesſpiel ohne Gegenſtand ſind beyde ein Nichts in dem äſthetiſchen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einſeitig aus der Gedankenwelt ſchöpfen, und mehr durch eine innre Ideenfülle als durch den Drang der Empfindung zum poetiſchen Bilder getrieben werden, ſind mehr oder weniger in Gefahr, auf dieſen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bey ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath und der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber ſo weit getrieben, daß ihm nicht nur keine beſtimmte Erfahrung mehr entſprechen kann, (denn bis dahin darf und muß das Idealſchöne gehen) ſondern daß er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerſtreitet, und daß folglich um ihn wirklich zu machen, die menſchliche Natur ganz und gar verlaſſen werden müßte, dann iſt es nicht mehr ein poetiſcher, ſondern ein überſpannter Gedanke: vorausgeſetzt nehmlich, daß er ſich als darſtellbar und dichteriſch angekündiget habe; denn hat er dieſes nicht, ſo iſt es ſchon genug, wenn er ſich nur nicht ſelbſt widerſpricht. Widerſpricht er ſich ſelbſt, ſo iſt er nicht mehr Ueberſpannung, ſondern Unſinn; denn was überhaupt nicht iſt, das kann auch ſein Maaß nicht überſchreiten. Kündigt er ſich aber gar

nicht als ein Objekt für die Einbildungskraft an, ſo iſt er eben ſo wenig Ueberſpannung; denn das bloße Denken iſt grenzenlos und was keine Grenze hat, kann auch keine überſchreiten. Ueberſpannt kann alſo nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logiſche aber die ſinnliche Wahrheit verletzt, und auf dieſe doch Anſpruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die ſchlechthin übermenſchlich ſind, und auch nicht anders vorgeſtellt werden dürfen, zum Stoff ſeiner Schilderung zu erwählen, ſo kann er ſich vor dem Ueberſpannten nur dadurch ſicher ſtellen, daß er das Poetiſche aufgiebt und es gar nicht einmal unternimmt, ſeinen Gegenſtand durch die Einbildungskraft ausführen zu laſſen. Denn thäte er dieſes, ſo würde entweder dieſe ihre Grenzen auf den Gegenſtand übertragen, und aus einem abſoluten Objekt ein beſchränktes menſchliches machen (was z. B. alle griechiſchen Gottheiten ſind und auch ſeyn ſollen); oder der Gegenſtand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde ſie aufheben, worinn eben das Ueberſpannte beſteht.

Man muß die überſpannte Empfindung von dem Ueberſpannten in der Darſtellung unterſcheiden; nur von der erſten iſt hier die Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich ſeyn, aber ſie ſelbſt iſt Natur, und muß daher auch die Sprache derſelben führen. Wenn alſo das Ueberſpannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichteriſchen Anlage

fließen kann, ſo zeugt das Ueberſpannte in der Darſtellung jederzeit von einem kalten Herzen und ſehr oft von einem poetiſchen Unvermögen. Es iſt alſo kein Fehler, vor welchem das ſentimentaliſche Dichtergenie gewarnt werden müßte, ſondern der bloß dem unberufenen Nachahmer deſſelben drohet, daher er auch die Begleitung des Platten, Geiſtloſen, ja des Niedrigen keineswegs verſchmäht. Die überſpannte Empfindung iſt gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß ſie auch nothwendig einen realen Gegenſtand haben. Sie läßt daher auch, weil ſie Natur iſt, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenſtand nicht aus der Natur geſchöpft, ſondern durch den Verſtand einſeitig und künſtlich hervorgebracht iſt, ſo hat er auch bloß logiſche Realität, und die Empfindung iſt alſo nicht rein menſchlich. Es iſt keine Täuſchung, was Heloiſe für Abelard, was Petrarch für ſeine Laura, was S. Preux für ſeine Julie, was Werther für ſeine Lotte fühlt, und was Agathon, Phanias, Peregrinus Proteus (den Wielandiſchen meyne ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung iſt wahr, nur der Gegenſtand iſt ein gemachter und liegt auſſerhalb der menſchlichen Natur. Hätte ſich ihr Gefühl bloß an die ſinnliche Wahrheit der Gegenſtände gehalten, ſo würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein bloß willkührliches Spiel der Phantaſie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande geweſen ſeyn,

das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Dieſe Ueberſpannung verdient alſo Zurechtweiſung, nicht Verachtung, und wer darüber ſpottet, mag ſich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzloſigkeit ſo klug, aus Vernunftmangel ſo verſtändig iſt. So iſt auch die überſpannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, beſonders die ſpaniſchen charakteriſiert, ſo iſt die ſkrupuloſe, bis zur Koſtbarkeit getriebene Delikateſſe in den franzöſiſchen und engliſchen ſentimentaliſchen Romanen (von der beſten Gattung) nicht nur ſubjektiv wahr, ſondern auch in objektiver Rückſicht nicht gehaltlos; es ſind ächte Empfindungen, die wirklich eine moraliſche Quelle haben, und die nur darum verwerflich ſind, weil ſie die Grenzen menſchlicher Wahrheit überſchreiten. Ohne jene moraliſche Realität — wie wäre es möglich, daß ſie mit ſolcher Stärke und Innigkeit könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Daſſelbe gilt auch von der moraliſchen und religiöſen Schwärmerey, und von der exaltierten Freyheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenſtände dieſer Empfindungen immer Ideen ſind und in der äuſſern Erfahrung nicht erſcheinen, (denn was z. B. den politiſchen Enthuſiaſten bewegt, iſt nicht was er ſiehet, ſondern was er denkt) ſo hat die ſelbſtthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freyheit und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die ſinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre Grenzen zurückgewieſen werden. Aber weder der Menſch überhaupt noch der Dichter insbeſondre

darf ſich der Geſetzgebung der Natur anders entziehen, als um ſich unter die entgegengeſetzte der Vernunft zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlaſſen, denn an einem von dieſen beyden Ankern muß die Freyheit beveſtiget ſeyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale iſt ſo weit, und dazwiſchen liegt die Phantaſie mit ihrer zügelloſen Willkühr. Es iſt daher unvermeidlich, daß der Menſch überhaupt wie der Dichter insbeſondere, wenn er ſich durch die Freyheit ſeines Verſtandes aus der Herrſchaft der Gefühle begiebt, ohne durch Geſetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus bloßer Freyheit verläßt, ſolang ohne Geſetz iſt, mithin der Phantaſterey zum Raube dahingegeben wird.

Daß ſowohl ganze Völker als einzelne Menſchen, welche der ſichern Führung der Natur ſich entzogen haben, ſich wirklich in dieſem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben dieſe ſtellt auch Beyſpiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunſt auf. Weil der ächte ſentimentaliſche Dichtungstrieb, um ſich zum idealen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinausgehen muß, ſo geht der unächte über jede Grenze überhaupt hinaus, und überredet ſich, als wenn ſchon das wilde Spiel der Imagination die poetiſche Begeiſterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verläſſet, kann dieſes nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es ſich ſelbſt verloren hat; da es hingegen durch ſeine Natur

ſelbſt zu einer überſpannten Empfindungsweiſe verführt werden kann. Es kann aber durch ſein Beyſpiel andre zur Phantaſterey verführen, weil Leſer von reger Phantaſie und ſchwachem Verſtand ihm nur die Freyheiten abſehen, die es ſich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu ſeiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem ſentimentaliſchen Genie hier, wie wir bey dem naiven geſehen haben. Weil dieſes durch ſeine Natur alles ausführte, was es thut, ſo will der gemeine Nachahmer an ſeiner eigenen Natur keine ſchlechtere Führerinn haben. Meiſterſtücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die platteſten und ſchmutzigſten Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der ſentimentaliſchen ein zahlreiches Heer phantaſtiſcher Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieſes in der Litteratur eines jeden Volks leichtlich nachzuweiſen iſt.

Es ſind in Rückſicht auf Poeſie zwey Grundſätze im Gebrauch, die an ſich völlig richtig ſind, aber in der Bedeutung, worinn man ſie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem erſten, „daß die Dichtkunſt zum Vergnügen und zur Erhohlung diene" iſt ſchon oben geſagt worden, daß er der Leerheit und Platitüde in poetiſchen Darſtellungen nicht wenig günſtig ſey; durch den andern Grundſatz „daß ſie zur moraliſchen Veredlung des Menſchen diene" wird das Ueberſpannte in Schutz genommen. Es iſt nicht überflüßig beyde Principien, welche man ſo häufig im Munde führt, oft ſo ganz un-

richtig auslegt und ſo ungeſchickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erhohlung den Uebergang von einem gewaltſamen Zuſtand zu demjenigen, der uns natürlich iſt. Es kommt mithin hier alles darauf an, worin wir unſern natürlichen Zuſtand ſetzen, und was wir unter einem gewaltſamen verſtehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unſrer phyſiſchen Kräfte und in eine Befreyung von jedem Zwang, ſo iſt jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerſtand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geſchieht, und Geiſtesruhe mit ſinnlicher Bewegung verbunden, iſt das eigentliche Ideal der Erhohlung. Setzen wir hingegen unſern natürlichen Zuſtand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menſchlichen Aeuſſerung und in die Fähigkeit über alle unſre Kräfte mit gleicher Freyheit diſponiren zu können, ſo iſt jede Trennung und Vereinzelung dieſer Kräfte ein gewaltſamer Zuſtand, und das Ideal der Erhohlung iſt die Wiederherſtellung unſeres Naturganzen nach einſeitigen Spannungen. Das erſte Ideal wird alſo lediglich durch das Bedürfniß der ſinnlichen Natur, das zweyte wird durch die Selbſtſtändigkeit der menſchlichen aufgegeben. Welche von dieſen beyden Arten der Erhohlung die Dichtkunſt gewähren dürfe und müſſe, möchte in der Theorie wohl keine Frage ſeyn; denn niemand wird gerne das Anſehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menſchheit dem Ideale der Thierheit nachzuſetzen verſucht ſeyn könne. Nichts deſtoweniger ſind die

Foderungen, welche man im wirklichen Leben an poetiſche Werke zu machen pflegt, vorzugsweiſe von dem ſinnlichen Ideal hergenommen, und in den meiſten Fällen wird nach dieſem — zwar nicht die Achtung beſtimmt, die man dieſen Werken erweißt, aber doch die Neigung entſchieden und der Liebling gewählt. Der Geiſteszuſtand der mehreſten Menſchen iſt auf Einer Seite anſpannende und erſchöpfende Arbeit, auf der andern erſchlaffender Genuß. Jene aber, wiſſen wir, macht das ſinnliche Bedürfniß nach GeiſtesRuhe und nach einem Stillſtand des Wirkens ungleich dringender als das moraliſche Bedürfniß nach Harmonie und nach einer abſoluten Freyheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erſt die Natur befriediget ſeyn muß, ehe der Geiſt eine Foderung machen kann; dieſer bindet und lähmt die moraliſchen Triebe ſelbſt, welche jene Foderung aufwerfen mußten. Nichts iſt daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger als dieſe beyden nur allzugewöhnlichen Gemüthsſtimmungen unter den Menſchen, und es erklärt ſich daraus, warum ſo gar wenige, ſelbſt von den Beßern ja den Beßten, in aeſthetiſchen Dingen ein Urtheil haben. Die Schönheit iſt das Produkt der Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Geiſt und den Sinnen, es ſpricht zu allen Vermögen des Menſchen zugleich, und kann daher nur unter der Vorausſetzung eines vollſtändigen und freyen Gebrauchs aller ſeiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen friſchen und ungeſchwächten Geiſt muß man dazu

mitbringen, ſeine ganze Natur muß man beyſammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen iſt, die durch abſtraktes Denken in ſich ſelbſt getheilt, durch kleinliche Geſchäftsformeln eingeenget, durch anſtrengendes Aufmerken ermattet ſind. Dieſe verlangen zwar nach einem ſinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzuſetzen, ſondern um es einzuſtellen. Sie wollen frey ſeyn, aber nur von einer Laſt, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man ſich alſo noch über das Glük der Mittelmäßigkeit und Leerheit in aeſthetiſchen Dingen, und über die Rache der ſchwachen Geiſter an dem wahren und energiſchen Schönen verwundern? Auf Erhohluug rechneten ſie bey dieſem, aber auf eine Erhohlung nach ihrem Bedürfniß und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruß entdecken ſie, daß ihnen jetzt erſt eine Kraftäuſerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem beßten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen ſind ſie willkommen, wie ſie ſind, denn ſo wenig Kraft ſie auch mitbringen, ſo brauchen ſie doch noch viel weniger, um den Geiſt ihres Schriftſtellers auszuſchöpfen. Der Laſt des Denkens ſind ſie hier auf einmal entledigt, und die losgeſpannte Natur darf ſich im ſeligen Genuß des Nichts, auf dem weichen Polſter der Platitüde pflegen. In dem Tempel Thalieus und Melpomenens, ſo wie er bey uns beſtellt iſt, thront die geliebte Göttinn, empfängt in ihrem weiten Schooß den ſtumpfſinnigen

Gelehrten und den erſchöpften Geſchäftsmann, und wiegt den Geiſt in einen magnetiſchen Schlaf, indem ſie die erſtarrten Sinne erwärmt, und die Einbildungskraft in einer ſüßen Bewegung ſchaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachſehen, was ſelbſt den Beßten oft genug zu begegnen pflegt. Der Nachlaß, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fodert und ſich auch ungefodert nimmt, (und nur für ſolche Momente pflegt man den Genuß ſchöner Werke aufzuſparen) iſt der aeſthetiſchen Urtheilskraft ſo wenig günſtig, daß unter den eigentlich beſchäftigten Klaſſen nur äuſerſt wenige ſeyn werden, die in Sachen des Geſchmacks mit Sicherheit und, worauf hier ſo viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts iſt gewöhnlicher als daß ſich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichſten Blößen geben, und daß beſonders die Kunſtrichter von Handwerk der Spott aller Kenner ſind. Ihr verwahrloßtes, bald überſpanntes bald rohes Gefühl leitet ſie in den mehreſten Fällen falſch, und wenn ſie auch zu Vertheidigung deſſelben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, ſo können ſie daraus nur techniſche (die Zweckmäßigkeit eines Werks betreffende) nicht aber aeſthetiſche Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfaſſen müſſen, und bey denen alſo die Empfindung entſcheiden muß. Wenn ſie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leiſten und es bey den erſtern bewenden laſſen wollten, ſo möchten ſie immer noch

Nutzen genug ſtiften, da der Dichter in ſeiner Begeiſterung und der empfindende Leſer im Moment des Genuſſes das Einzelne gar leicht vernachläßigen. Ein deſto lächerlicheres Schauſpiel iſt es aber, wenn dieſe rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit an ſich ſelbſt höchſtens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräſentanten des allgemeinen Gefühls aufſtellen, und im Schweiß ihres Angeſichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erhohlung, welche die Poeſie zu gewähren habe, werden, wie wir geſehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen geſetzt, weil man ihn zu einſeitig auf das bloße Bedürfniß der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der Veredlung, welche der Dichter beabſichten ſoll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einſeitig nach der bloßen Idee beſtimmt.

Der Idee nach geht nehmlich die Veredlung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Foderungen ſich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bey dem abſolut Vollkommenen ſtille ſteht. Nichts, worüber ſich noch etwas höheres denken läßt, kann ihr Genüge leiſten; vor ihrem ſtrengen Gerichte entſchuldigt kein Bedürfniß der endlichen Natur: ſie erkennt keine andern Grenzen an, als des Gedankens, und an dieſem wiſſen wir, daß er ſich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes ſchwingt. Ein ſolches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer rei-

nen Geſetzgebung vorzeichnet darf ſich alſo der Dichter eben ſo wenig als jenes niedrige Ideal der Erhohlung, welches die Sinnlichkeit aufſtellt, zum Zwecke ſetzen, da er die Menſchheit zwar von allen zufälligen Schranken befreyen ſoll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über dieſe Linien hinaus ſich erlaubt, iſt Ueberſpannung, und zu dieſer eben wird er nur allzuleicht durch einen falſch verſtandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das ſchlimme iſt, daß er ſich ſelbſt zu dem wahren Ideal menſchlicher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über daſſelbe hinaus zu gerathen. Um nehmlich dahin zu gelangen, muß er die Wirklichkeit verlaſſen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moraliſchen Quellen ſchöpfen. Nicht in der Welt die ihn umgiebt und im Geräuſch des handelnden Lebens, in ſeinem Herzen nur trift er es an, und nur in der Stille einſamer Betrachtung findet er ſein Herz. Aber dieſe Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer bloß die zufälligen — ſie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menſchheit aus ſeinen Augen rücken, und indem er die reine Form ſucht, wird er in Gefahr ſeyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geſchäft viel zu abgeſondert von der Erfahrung treiben, und was der contemplative Geiſt auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Menſch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt ge-

wöhnlich eben das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weiſen zu bilden, und der Vorzug des letztern möchte wohl weniger darinn beſtehen, daß er das erſte nicht geworden, als darinn, daß er es nicht geblieben iſt.

Da es alſo weder dem arbeitenden Theile der Menſchen überlaſſen werden darf, den Begriff der Erhohlung nach ſeinem Bedürfniß, noch dem contemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach ſeinen Speculationen zu beſtimmen, wenn jener Begriff nicht zu phyſiſch und der Poeſie zu unwürdig, dieſer nicht zu hyperphyſiſch und der Poeſie zu überſchwenglich ausfallen ſoll — dieſe beyden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poeſie und poetiſche Werke regieren, ſo müſſen wir uns, um ſie auslegen zu laſſen, nach einer Klaſſe von Menſchen umſehen, welche ohne zu arbeiten thätig iſt, und idealiſiren kann, ohne zu ſchwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigſtmöglichen Schranken deſſelben in ſich vereiniget, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub deſſelben zu werden. Nur eine ſolche Klaſſe kann das ſchöne Ganze menſchlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich, und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerſtört wird, aufbewahren, und in allem was rein menſchlich iſt durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Geſetze geben. Ob eine ſolche Klaſſe wirklich exiſtiere, oder vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äuſern Verhältniſſen wirklich exiſtiert, dieſem Begriffe

auch im innern entſpreche, iſt eine andre Frage, mit der ich hier nichts zu ſchaffen habe. Entſpricht ſie demſelben nicht, ſo hat ſie bloß ſich ſelbſt anzuklagen, da die entgegengeſetzte arbeitende Klaſſe wenigſtens die Genugthuung hat, ſich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer ſolchen Volksklaſſe (die ich aber hier bloß als Idee aufſtelle, und keineswegs als ein Faktum bezeichnet haben will) würde ſich der naive Charakter mit dem ſentimentaliſchen alſo vereinigen, daß jeder den andern vor ſeinem Extreme bewahrte, und indem der erſte das Gemüth vor Ueberſpannung ſchützte, der andere es vor Erſchlaffung ſicher ſtellte. Denn endlich müſſen wir es doch geſtehen, daß weder der naive noch der ſentimentaliſche Charakter für ſich allein betrachtet, das Ideal ſchöner Menſchlichkeit ganz erſchöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beyder hervorgehen kann.

Zwar ſolange man beyde Charaktere biß zum dichteriſchen exaltiert, wie wir ſie auch bißher betrachtet haben, verliert ſich vieles von den ihnen adhärierenden Schranken und auch ihr Gegenſatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grad ſie poetiſch werden; denn die poetiſche Stimmung iſt ein ſelbſtſtändiges Ganze, in welchem alle Unterſchiede und alle Mängel verſchwinden. Aber eben darum, weil es nur der Begriff des poetiſchen iſt, in welchem beyde Empfindungsarten zuſammentreffen können, ſo wird ihre gegenſeitige Verſchiedenheit und Bedürftigkeit in demſelben Grade merklicher, als ſie den poetiſchen Charakter ablegen; und dieß

iſt der Fall im gemeinen Leben. Je tiefer ſie zu dieſem herabſteigen, deſto mehr verlieren ſie von ihrem generiſchen Charakter der ſie einander näher bringt, biß zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharakter übrig bleibt, der ſie einander entgegen ſetzt.

Dieſes führt mich auf einen ſehr merkwürdigen pſychologiſchen Antagonism unter den Menſchen in einem ſich kultivierenden Jahrhundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in der innern Gemüthsform gegründet iſt, eine ſchlimmere Trennung unter den Menſchen anrichtet, als der zufällige Streit der Intereſſen je hervorbringen könnte; der dem Künſtler und Dichter alle Hofnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch ſeine Aufgabe iſt, der es dem Philoſophen auch wenn er alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philoſophie mit ſich bringt, der es endlich dem Menſchen im praktiſchen Leben niemals vergönnen wird, ſeine Handlungsweiſe allgemein gebilliget zu ſehen: kurz einen Gegenſatz, welcher Schuld iſt, daß kein Werk des Geiſtes und keine Handlung des Herzens bey Einer Klaſſe ein entſcheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bey der andern ſich einen Verdammungsſpruch zuzuziehen. Dieſer Gegenſatz iſt ohne Zweifel ſo alt, als der Anfang der Kultur und dürfte vor dem Ende derſelben ſchwerlich anders als in einzelnen ſeltenen Subjekten, deren es hoffentlich immer gab und immer geben wird, beygelegt werden; aber obgleich zu ſeinen Wirkungen auch dieſe gehört, daß

er jeden Verſuch zu ſeiner Beylegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen iſt, einen Mangel auf ſeiner Seite und eine Realität auf der andern einzugeſtehen, ſo iſt es doch immer Gewinn genug, eine ſo wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigſtens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am beßten zu dem wahren Begriff dieſes Gegenſatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, ſowohl von dem naiven als von dem ſentimentaliſchen Charakter abſondert, was beyde poetiſches haben. Es bleibt alsdann von dem erſtern nichts übrig, als, in Rückſicht auf das theoretiſche, ein nüchterner Beobachtungsgeiſt und eine feſte Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne; in Rückſicht auf das praktiſche eine reſignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung alſo in das, was iſt und was ſeyn muß. Es bleibt von dem ſentimentaliſchen Charakter nichts übrig, als (im theoretiſchen) ein unruhiger Speculationsgeiſt, der auf das Unbedingte in allen Erkenntniſſen dringt, im praktiſchen ein moraliſcher Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen beſtehet. Wer ſich zu der erſten Klaſſe zählt, kann ein Realiſt, und wer zur andern, ein Idealiſt genannt werden; bey welchen Namen man ſich aber weder an den guten noch ſchlimmen Sinn, den man in der Metaphyſik damit verbindet, erinnern darf.*

* Ich bemerke, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es

Da der Realiſt durch die Nothwendigkeit der Natur ſich beſtimmen läßt, der Idealiſt durch die Nothwendigkeit der Vernunft ſich beſtimmt, ſo muß zwiſchen beyden daſſelbe Verhältniß Statt finden, welches zwiſchen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur, wiſſen wir, obgleich eine unendliche Größe im Ganzen, zeigt ſich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig; nur in dem All ihrer Erſcheinungen drückt ſie einen ſelbſtſtändigen großen Charakter aus. Alles individuelle in ihr iſt nur deßwegen, weil etwas anderes iſt; nichts ſpringt aus ſich ſelbſt, alles nur aus dem vorhergehenden Moment

bey dieſer Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgeſehen iſt, eine Wahl zwiſchen beyden, folglich eine Begünſtigung des Einen mit Ausſchließung des andern zu veranlaſſen. Gerade dieſe Ausſchließung, welche ſich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Reſultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweiß ſeyn, daß nur durch die vollkommen gleiche Einſchließung beyder dem Vernunftbegriffe der Menſchheit kann Genüge geleiſtet werden. Uebrigens nehme ich beyde in ihrem würdigſten Sinn und in der ganzen Fülle ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit deſſelben, und mit Beybehaltung ihrer ſpecifiſchen Unterſchiede beſtehen kann. Auch wird es ſich zeigen, daß ein hoher Grad menſchlicher Wahrheit ſich mit beyden verträgt, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form aber nicht dem Gehalt nach eine Veränderung machen.

hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben dieſe gegenſeitige Beziehung der Erſcheinungen auf einander ſichert einer jeden das Daſeyn durch das Daſeyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen iſt die Stätigkeit und Nothwendigkeit derſelben unzertrennlich. Nichts iſt frey in der Natur aber auch nichts iſt willkührlich in derſelben.

Und gerade ſo zeigt ſich der Realiſt, ſowohl in ſeinem Wiſſen als in ſeinem Thun. Auf alles, was bedingungsweiſe exiſtiert, erſtreckt ſich der Kreis ſeines Wiſſens und Wirkens, aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntniſſen, und die Regeln, die er ſich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Geſetz, ſo wird er ſich unausbleiblich in Irrthum ſtürzen. Will daher der Realiſt in ſeinem Wiſſen zu etwas unbedingten gelangen, ſo muß er es auf dem nehmlichen Wege verſuchen, auf dem die Natur ein unendliches wird, nehmlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeſchloſſen wird, ſo iſt eine comparative Allgemeinheit das höchſte, was der Realiſt in ſeinem Wiſſen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er ſeine Einſicht, und wird daher richtig urtheilen in allem, was in der Ordnung iſt; in allem hingegen, was zum erſtenmal ſich darſtellt, kehrt ſeine Weißheit zu ihrem Anfang zurück.

Was von dem Wiſſen des Realiſten gilt, das gilt

auch von ſeinem (moraliſchen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber dieſe liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe ſeines Lebens. In jedem beſondern Fall wird er durch äuſre Urſachen und durch äuſre Zwecke beſtimmt werden; nur daß jene Urſachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich ſind, ſondern aus dem Naturganzen ſubjektiv fließen, und auf daſſelbe ſich objektiv beziehen. Die Antriebe ſeines Willens ſind alſo zwar in rigoriſtiſchem Sinne weder frey genug, noch moraliſch lauter genug, weil ſie etwas anders als den bloſſen Willen zu ihrer Urſache und etwas anders als das bloſſe Geſetz zu ihrem Gegenſtand haben; aber es ſind eben ſo wenig blinde und materialiſtiſche Antriebe, weil dieſes andre das abſolute Ganze der Natur, folglich etwas ſelbſtſtändiges und nothwendiges iſt. So zeigt ſich der gemeine Menſchenverſtand, der vorzügliche Antheil des Realiſten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle ſchöpft er die Regel ſeines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel ſeines Thuns; aber mit glücklichem Inſtinkt weiß er von beyden alles Momentane und Zufällige zu ſcheiden. Bey dieſer Methode fährt er im Ganzen vortreflich und wird ſchwerlich einen bedeutenden Fehler ſich vorzuwerfen haben; nur auf Größe und Würde möchte er in keinem beſondern Fall Anſpruch machen können. Dieſe iſt nur der Preiß der Selbſtſtändigkeit und Freyheit, und davon ſehen wir in ſeinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Idealiſten, der aus ſich ſelbſt und aus der bloſſen Vernunft ſeine Erkenntniſſe und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beſchränkt erſcheint, ſo legt die Vernunft den Charakter der Selbſtſtändigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus ſich ſelbſt ſchöpft ſie alles, und auf ſich ſelbſt bezieht ſie alles. Was durch ſie geſchieht, geſchieht nur um ihrentwillen; eine abſolute Größe iſt jeder Begriff den ſie aufſtellt, und jeder Entſchluß den ſie beſtimmt. Und eben ſo zeigt ſich auch der Idealiſt, ſoweit er dieſen Nahmen mit Recht führt, in ſeinem Wiſſen, wie in ſeinem Thun. Nicht mit Erkenntniſſen zufrieden, die bloß unter beſtimmten Vorausſetzungen gültig ſind, ſucht er biß zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr vorausſetzen und die Vorausſetzung von allem andern ſind. Ihn befriedigt nur die philoſophiſche Einſicht, welche alles bedingte Wiſſen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menſchlichen Geiſt alle Erfahrung beveſtiget; die Dinge, denen der Realiſt ſein Denken unterwirft, muß Er Sich, ſeinem Denkvermögen unterwerfen. Und er verfährt hierinn mit völliger Befugniß, denn wenn die Geſetze des menſchlichen Geiſtes nicht auch zugleich die Weltgeſetze wären, wenn die Vernunft endlich ſelbſt unter der Erfahrung ſtünde, ſo würde auch keine Erfahrung möglich ſeyn.

Aber er kann es biß zu abſoluten Wahrheiten gebracht haben, und dennoch in ſeinen Kenntniſſen dadurch nicht

viel gefördert ſeyn. Denn alles freylich ſteht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Geſetzen, aber nach zufälligen und beſondern Regeln wird jedes einzelne regiert; und in der Natur iſt alles einzeln. Er kann alſo mit ſeinem philoſophiſchen Wiſſen das Ganze beherrſchen, und für das Beſondre, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben: ja, indem er überal auf die oberſten Gründe dringt, durch die alles möglich wird, kann er die nächſten Gründe, durch die alles wirklich wird, leicht verſäumen; indem er überal auf das Allgemeine ſein Augenmerk richtet, welches die verſchiedenſten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das beſondre vernachläßigen, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden. Er wird alſo ſehr viel mit ſeinem Wiſſen umfaſſen können, und vielleicht eben deßwegen wenig faſſen, und oft an Einſicht verlieren, was er an Ueberſicht gewinnt. Daher kommt es daß, wenn der ſpeculative Verſtand den gemeinen um ſeiner Beſchränktheit willen verachtet, der gemeine Verſtand den ſpeculativen ſeiner Leerheit wegen verlacht; denn die Erkenntniſſe verlieren immer an beſtimmten Gehalt, was ſie an Umfang gewinnen.

In der moraliſchen Beurtheilung wird man bey dem Idealiſten eine reinere Moralität in einzelnen, aber weit weniger moraliſche Gleichförmigkeit im Ganzen, finden. Da er nur in ſo fern Idealiſt heißt, als er aus reiner Vernunft ſeine Beſtimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Aeuſerungen ſich abſolut beweißt, ſo tragen ſchon ſeine einzelnen Handlungen, ſobald ſie über-

haupt nur moraliſch ſind, den ganzen Charakter moraliſcher Selbſtſtändigkeit und Freyheit, und giebt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft ſittliche That, die es auch vor einem rigoriſtiſchen Urtheil bliebe, ſo kann ſie nur von dem Idealiſten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit ſeiner einzelnen Handlungen iſt, deſto zufälliger iſt ſie auch; denn Stätigkeit und Nothwendigkeit iſt zwar der Charakter der Natur aber nicht der Freyheit. Nicht zwar, als ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches ſich widerſpricht; ſondern weil die menſchliche Natur eines conſequenten Idealism gar nicht fähig iſt. Wenn ſich der Realiſt, auch in ſeinem moraliſchen Handeln, einer phyſiſchen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, ſo muß der Idealiſt einen Schwung nehmen, er muß augenblicklich ſeine Natur exaltieren, und er vermag nichts, als inſofern er begeiſtert iſt. Alsdann freylich vermag er auch deſto mehr, und ſein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realiſten vergeblich ſucht. Aber das wirkliche Leben iſt keineswegs geſchickt, jene Begeiſterung in ihm zu wecken und noch viel weniger ſie gleichförmig zu nähren. Gegen das Abſolutgroße, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Abſolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu ſtarken Abſatz. Weil ſein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet iſt, ſo will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchſtücke richten,

und doch ſind es mehrentheils nur geringfügige Leiſtungen, wodurch er ſeine moraliſche Geſinnung beweiſen kann. So geſchieht es denn nicht ſelten, daß er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung überſiehet, und von einem Maximum erfüllt, das Minimum verabſäumt, aus dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächst.

Will man alſo dem Realiſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo muß man ihn nach dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens richten; will man ſie dem Idealiſten erweiſen, ſo muß man ſich an einzelne Aeuſſerungen deſſelben halten, aber man muß dieſe erſt herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches ſo gern nach dem einzelnen entſcheidet, wird daher über dem Realiſten gleichgültig ſchweigen, weil ſeine einzelnen Lebensakte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealiſten hingegen wird es immer Parthey ergreifen, und zwiſchen Verwerfung und Bewunderung ſich theilen, weil in dem einzelnen ſein Mangel und ſeine Stärke liegt.

Es iſt nicht zu vermeiden, daß bey einer ſo großen Abweichung in den Principien beyde Partheyen in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengeſetzt ſeyn, und, wenn ſie ſelbſt in den Objekten und Reſultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander ſeyn ſollten. Der Realiſt wird fragen, wozu eine Sache gut ſey? und die Dinge nach dem, was ſie werth ſind, zu taxiren wiſſen: der Idealiſt wird fragen, ob ſie gut ſey? und die Dinge nach dem taxiren, was ſie würdig

ſind. Von dem was ſeinen Werth und Zweck in ſich ſelbſt hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen) weiß und hält der Realiſt nicht viel; in Sachen des Geſchmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückſeligkeit das Wort reden, wenn er dieſe gleich nicht zur Bedingung des ſittlichen Handelns macht; auch in ſeiner Religion vergißt er ſeinen Vortheil nicht gern, nur daß er denſelben in dem Ideale des höchſten Guts veredelt und heiligt. Was er liebt wird er zu beglücken, der Idealiſt wird es zu veredeln ſuchen. Wenn daher der Realiſt in ſeinen poetiſchen Tendenzen den Wohlſtand bezweckt, geſetzt daß es auch von der moraliſchen Selbſtſtändigkeit des Volks etwas koſten ſollte, ſo wird der Idealiſt, ſelbſt auf Gefahr des Wohlſtandes, die Freyheit zu ſeinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit des Zuſtandes iſt jenem, Unabhängigkeit von dem Zuſtand iſt dieſem das höchſte Ziel, und dieſer charakteriſtiſche Unterſchied läßt ſich durch ihr beyderſeitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realiſt ſeine Zuneigung immer dadurch beweiſen, daß er giebt, der Idealiſt dadurch, daß er empfängt; durch das, was er in ſeiner Großmuth aufopfert, verräth jeder, was er am höchſten ſchätzt. Der Idealiſt wird die Mängel ſeines Syſtems mit ſeinem Individuum und ſeinem zeitlichen Zuſtand bezahlen, aber er achtet dieſes Opfer nicht; der Realiſt büßt die Mängel des ſeinigen mit ſeiner perſönlichen Würde, aber er erfährt nichts von dieſem Opfer. Sein Syſtem bewährt

ſich an allem, wovon er Kundſchaft hat, und wornach er ein Bedürfniß empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er iſt im Beſitze, die Erde iſt ſein, und es iſt Licht in ſeinem Verſtande, und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt. Der Idealiſt hat lange kein ſo gutes Schickſal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er verſäumte, den Moment zu ſeinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit ſich ſelbſt, weder ſein Wiſſen, noch ſein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von ſich fodert, iſt ein Unendliches, aber beſchränkt iſt alles, was er leiſtet. Dieſe Strenge, die er gegen ſich ſelbſt beweißt, verläugnet er auch nicht in ſeinem Betragen gegen andre. Er iſt zwar großmüthig, weil er ſich Andern gegenüber, ſeines Individuums weniger erinnert, aber er iſt öfters unbillig, weil er das Individuum eben ſo leicht in andern überſieht. Der Realiſt hingegen iſt weniger großmüthig, aber er iſt billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurtheilt. Das Gemeine, ja ſelbſt das Niedrige im Denken und Handeln kann er verzeyhen, nur das Willkührliche, das Eccentriſche nicht; der Idealiſt hingegen iſt ein geſchworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird ſich ſelbſt mit dem Extravaganten und Ungeheuren verſöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt. Jener beweißt ſich als Menſchenfreund, ohne eben einen ſehr hohen Begriff von den Menſchen und der Menſchheit zu haben; dieſer denkt von der Menſchheit ſo groß, daß

er darüber in Gefahr kommt, die Menſchen zu verachten.

Der Realiſt für ſich allein würde den Kreis der Menſchheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menſchlichen Geiſt mit ſeiner ſelbſtſtändigen Größe und Freyheit bekannt gemacht haben; alles Abſolute in der Menſchheit iſt ihm nur eine ſchöne Schimäre und der Glaube daran nicht viel beſſer als Schwärmerey, weil er den Menſchen niemals in ſeinem reinen Vermögen, immer nur in einem beſtimmten und, eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealiſt für ſich allein würde eben ſo wenig die ſinnlichen Kräfte cultiviert und den Menſchen als Naturweſen ausgebildet haben, welches doch ein gleich weſentlicher Theil ſeiner Beſtimmung, und die Bedingung aller moraliſchen Veredlung iſt. Das Streben des Idealiſten geht viel zu ſehr über das ſinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er ſäen und pflanzen; und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken iſt. Die Welt wie der Realiſt ſie um ſich herum bilden möchte, und wirklich bildet, iſt ein wohlangelegter Garten, worinn alles nützt, alles ſeine Stelle verdient, und was nicht Früchte trägt verbannt iſt; die Welt unter den Händen des Idealiſten iſt eine weniger benutzte aber in einem größeren Charakter ausgeführte Natur. Jenem fällt es nicht ein, daß der Menſch noch zu etwas andern da ſeyn

könne, als wohl und zufrieden zu leben; und daß er nur deßwegen Wurzeln ſchlagen ſoll, um ſeinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieſer denkt nicht daran, daß er vor allen Dingen wohl leben muß, um gleichförmig gut und edel zu denken, und daß es auch um den Stamm gethan iſt, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem Syſtem etwas ausgelaſſen iſt, wornach doch ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniß in der Natur ſich vorfindet, ſo iſt die Natur nur durch eine Inconſequenz gegen das Syſtem zu befriedigen. Einer ſolchen Inconſequenz machen auch hier beyde Theile ſich ſchuldig, und ſie beweißt, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben ſeyn könnte, zugleich die Einſeitigkeit beyder Syſteme und den reichen Gehalt der menſchlichen Natur. Von dem Idealiſten brauch ich es nicht erſt insbeſondere darzuthun, daß er nothwendig aus ſeinem Syſtem treten muß, ſobald er eine beſtimmte Wirkung bezweckt; denn alles beſtimmte Daſeyn ſteht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empiriſchen Geſetzen. In Rückſicht auf den Realiſten hingegen könnte es zweifelhafter ſcheinen, ob er nicht auch ſchon innerhalb ſeines Syſtems allen nothwendigen Foderungen der Menſchheit Genüge leiſten kann. Wenn man den Realiſten fragt: warum thuſt du was recht iſt und leideſt was nothwendig iſt? ſo wird er im Geiſt ſeines Syſtems darauf antworten: weil es die Natur ſo mit ſich bringt, weil es ſo ſeyn muß. Aber damit iſt die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es iſt nicht davon die Rede,

was die Natur mit ſich bringt, ſondern was der Menſch will, denn er kann ja auch nicht wollen, was ſeyn muß. Man wird ihn alſo wieder fragen können: warum willſt du denn, was ſeyn muß? Warum unterwirft ſich dein freyer Wille dieſer Naturnothwendigkeit, da er ſich ihr eben ſo gut, (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede iſt) entgegenſetzen könnte, und ſich in Millionen deiner Brüder derſelben wirklich entgegenſetzt? Du kannſt nicht ſagen, weil alle andern Naturweſen ſich derſelben unterwerfen, denn du allein haſt einen Willen, ja du fühlſt, daß deine Unterwerfung eine freywillige ſeyn ſoll. Du unterwirfſt dich alſo, wenn es freywillig geſchieht, nicht der Naturnothwendigkeit ſelbſt, ſondern der Idee derſelben; denn jene zwingt dich bloß blind, wie ſie den Wurm zwingt, deinem Willen aber kann ſie nichts anhaben, da du, ſelbſt von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannſt. Woher bringſt du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit; aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehſt alſo über die Natur hinaus, und beſtimmſt dich idealiſch, ſo oft du entweder moraliſch handeln oder nur nicht blind leiden willſt. Es iſt alſo offenbar, daß der Realiſt würdiger handelt, als er ſeiner Theorie nach zugiebt, ſo wie der Realiſt erhabener denkt, als er handelt. Ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen, beweißt jener durch die ganze Haltung ſeines Lebens die

Selbſtſtändigkeit, dieſer durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menſchlichen Natur.

Einem aufmerkſamen und partheyloſen Leſer werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige eingeſtehen kann, der das Reſultat nicht annimmt) nicht erſt zu beweiſen brauchen, daß das Ideal menſchlicher Natur unter beyde vertheilt; von keinem aber völlig erreicht iſt. Erfahrung und Vernunft haben beyde ihre eigene Gerechtſame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äuſſern Zuſtand des Menſchen ſchlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewiſſen Bedingungen iſt, was unter beſtimmten Vorausſetzungen erfolgt, was zu beſtimmten Zwecken geſchehen muß. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig ſeyn muß. Maſſen wir uns nun an, mit unſerer bloßen Vernunft über das äußre Daſeyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, ſo treiben wir bloß ein leeres Spiel und das Reſultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daſeyn ſteht unter Bedingungen und die Vernunft beſtimmt unbedingt. Laſſen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entſcheiden, was ſchon der bloße Begriff unſers eigenen Seyns mit ſich bringt, ſo machen wir uns ſelber zu einem leeren Spiele des Zufalls und unſre Perſönlichkeit wird auf nichts hinauslaufen. In dem erſten Fall iſt es alſo um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unſers Lebens, in

dem zweyten um die Würde (den moraliſchen Gehalt) unſers Lebens gethan.

Zwar haben wir in der bißherigen Schilderung dem Realiſten einen moraliſchen Werth und dem Idealiſten einen Erfahrungsgehalt zugeſtanden, aber bloß inſofern beyde nicht ganz conſequent verfahren und die Natur in ihnen mächtiger wirkt als das Syſtem. Obgleich aber beyde gegen das Ideal vollkommener Menſchheit verlieren, ſo iſt zwiſchen beyden doch der wichtige Unterſchied, daß der Realiſt zwar dem Vernunftbegriff der Menſchheit in keinem einzelnen Falle Genüge leiſtet, dafür aber dem Verſtandesbegriff derſelben auch niemals widerſpricht, der Idealiſt hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchſten Begriff der Menſchheit näher kommt, dagegen aber nicht ſelten ſogar unter dem niedrigſten Begriffe derſelben bleibet. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menſchlich gut als daß das Einzelne zufällig göttlich ſey — und wenn alſo der Idealiſt ein geſchikteres Subjekt iſt, uns von dem was der Menſchheit möglich iſt, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Beſtimmung einzuflößen, ſo kann nur der Realiſt ſie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener iſt zwar ein edleres aber ein ungleich weniger vollkommenes Weſen; dieſer erſcheint zwar durchgängig weniger edel, aber er iſt dagegen deſto vollkommener; denn das Edle liegt ſchon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene

liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Was von beyden Charakteren in ihrer beßten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beyderſeitigen Karrikaturen. Der wahre Realism iſt wohlthätiger in ſeinen Wirkungen und nur weniger edel in ſeiner Quelle; der falſche iſt in ſeiner Quelle verächtlich und in ſeinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realiſt nehmlich unterwirft ſich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und abſoluten Nothwendigkeit nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freyheit umfaßt und befolgt er ihr Geſetz, und immer wird er das individuelle dem allgemeinen unterordnen; daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealiſten in dem endlichen Reſultat übereinkommen wird, wie verſchieden auch der Weg iſt, welchen beyde dazu einſchlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft ſich der Natur als einer Macht, und mit wahlloſer blinder Ergebung. Auf das Einzelne ſind ſeine Urtheile, ſeine Beſtrebungen beſchränkt; er glaubt und begreift nur was er betaſtet, er ſchätzt nur, was ihn ſinnlich verbeſſert. Er iſt daher auch weiter nichts, als was die äuſern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen, ſeine Selbſtheit iſt unterdrückt, und als Menſch hat er abſolut keinen Werth und keine Würde. Aber als Sache iſt er noch immer etwas, er kann noch immer zu etwas gut ſeyn. Eben die Natur, der er ſich blindlings über-

liefert, läßt ihn nicht ganz ſinken; ihre ewigen Grenzen ſchützen ihn, ihre unerſchöpflichen Hülfsmittel retten ihn, ſobald er ſeine Freyheit nur ohne allen Vorbehalt aufgiebt. Obgleich er in dieſem Zuſtand von keinen Geſetzen weiß, ſo walten dieſe doch unerkannt über ihm, und wie ſehr auch ſeine einzelnen Beſtrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, ſo wird ſich dieſes doch unfehlbar dagegen zu behaupten wiſſen. Es giebt Menſchen genug, ja wohl ganze Völker, die in dieſem verächtlichen Zuſtande leben, die bloß durch die Gnade des Naturgeſetzes, ohne alle Selbſtheit beſtehen, und daher auch nur zu etwas gut ſind, aber daß ſie auch nur leben und beſtehen beweißt, daß dieſer Zuſtand nicht ganz gehaltlos iſt.

Wenn dagegen ſchon der wahre Idealism in ſeinen Wirkungen unſicher und öfters gefährlich iſt, ſo iſt der falſche in den ſeinigen ſchrecklich. Der wahre Idealiſt verläßt nur deßwegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das unwandelbare und unbedingt nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch ſtreben heißt; der Phantaſt verläßt die Natur aus bloßer Willkühr, um dem Eigenſinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft deſto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von phyſiſchen Nöthigungen, in die Losſprechung von moraliſchen ſetzt er ſeine Freyheit. Der Phantaſt verläugnet alſo nicht bloß den menſchlichen — er verläugnet allen Charakter, er iſt völlig ohne Geſetz, er iſt alſo gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantaſterey keine Ausſchwei-

fung der Natur ſondern der Freyheit iſt, alſo aus einer an ſich achtungswürdigen Anlage entſpringt, die ins unendliche perfektibel iſt, ſo führt ſie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenloſe Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerſtörung ſich endigen.

VIII.

Der Löwe und die Kuh.

Der Löwe trieb die Tyranney
So grob, daß ihn das Volk verjagte;
Das Leben ließ es ihm; es ſagte:
Daß er genug beſtrafet ſey.

Einſt kam er lechzend von den Höhen
Des Atlas; alle die ihn ſahn
Entflohn. Nur eine Kuh blieb ſtehen
Und bot ihm gar ihr Euter an.

Durch ihren frommen Muth bezähmet,
Legt der Tarquin ſich auf den Bauch
Und ſaugt ſo derb am vollen Schlauch,
Daß ihm das Blut vom Barte ſtrömet.

Die Amme brüllt und bäumet ſich
Und weinet eine bittre Zähre.
Vergieb, ſprach er, es dünckte mich
Als ob ich noch ein König wäre.

IX.

Der Fiſcher, der Aal und die Schlange.

In einem Garne trug ein Fiſcher einen Aal
Nach Rom zu Markt und ſtieß auf ſeinem Gange,
Es war in einem engen Thal,
Auf eine fürchterliche Schlange;
Sie lag und wärmte ſich im Morgenſtrahl.
Dem Fiſcher ward von Herzen bange;
Er ſah umſonſt ſich um; der Pfad war allzuſchmal;
Nichts als ein kühner Sprung kann ſeine Tage friſten.
Er that ihn und entrann. Der Aal nahm alles wahr
Und ſprach zum Fiſcher: wie, Barbar!
Die Natter läſſeſt du ſich ſtolz im Graſe brüſten?
Sie, deren Gift ſo oft dem Menſchen tödtlich war,
Und mich verfolgt dein Netz, mich weiheſt du dem Tode,
Mich, der dir nie das kleinſte Leid gethan?
Ganz recht, verſetzt der Menſch; diß iſt bey uns die Mode:
Der Unſchuld ſtellt man nach, das Laſter fürchtet man.

Die Verlagshandlung an das Publikum.

Wir haben dem allgemeinen Verlangen nachgegeben, und ſtatt des, als zu eng und zu groß getadelten, Drukes des vorigen Jahrgangs der Horen, einen andern gewählt, von dem wir hoffen können, daß er beſſer gefallen werde. Ueberhaupt werden wir mit Vergnügen jedem Wunſch des Publikums entſprechen, von welcher Geſinnung wir bei dem vorigen Jahrgang einen hinlänglichen Beweiß dadurch gegeben haben, daß wir ſtatt der nach der Anzeige verſprochenen jährlichen 84 Bogen deren 96 1/2 geliefert haben: ein Ueberſchuß, der bei dieſer Unternehmung ſehr beträchtlich iſt.

J. G. Cottaiſche Buchhandlung.

Die Horen

Jahrgang 1796

Zweytes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Innhalt des zweyten Stücks.

I. Herr Lorenz Stark. Fortsetzung. Seite 1
II. Versuch über die Dichtungen. — 20
III. Fortsetzung der Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache. — 56
IV. Der Ritter von Tourville. — 74

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Zweytes Stück.

I.

Herr Lorenz Stark.

(Fortsetzung.)

XV.

Was giebst du mir, wenn ich dir eine Entdeckung mache? — sagte der Doctor, als er zu seiner Frau zurückkam.

Laß hören! — Vielleicht eine Gegenentdeckung.

Der Bruder ist sterblich verliebt in die Lyk. —

Die Lyk ist sterblich verliebt in den Bruder. —

Ist's möglich? — Und nun erfolgte von beiden Seiten eine HerzensErleichterung, die mit allen Holdseligkeiten ehelicher Vertraulichkeit gewürzt war. —

Sie ist krank, sagte die Doctorinn, herzlich krank; ich habe die Freundinn von ihr, die eben da war, um dich zu ihr zu bitten, über alle Umstände befragt; sie hat gestern Abend — und merke dir's wohl: weil eben der Bruder von ihr gegangen — —

Der Bruder? Da hat er Abschied genommen!

Natürlich! — Sie hat, ſagt mir die gute Freundinn, gar nicht fertig werden können mit Weinen; die ganze Nacht hindurch hat ſie kein Auge geſchloſſen; alle Munterkeit, alle Eßluſt iſt bei ihr fort; — dazu hat ſie Krämpfe — die ſchreklichſten! —

Krämpfe? Hm!

Kurz: das arme Weib ſteckt in Liebe bis über die Ohren. — Und nun bitt' ich dich, Herzensmann: laß Eſſen und Alles, und mach, daß du hinkommſt, damit wir das näher erfahren!

Sie iſt ohnehin nicht die ſtärkſte, ſagte der Doctor, der ein wenig ungläubig ſchien; — ſie iſt dem Bruder ungemein viel Verbindlichkeit ſchuldig; — ſie hat ein dankbares Herz —

Eben deßwegen! Solche Herzen ſind dir die rechten; die fangen Feuer, wie Zunder. — Der Bruder iſt ein ganz artiger Mann. —

Das wohl. —

Und ich kenne dir eine, die Anfangs auch nur dankbar war, weil ein Gewiſſer — ein noch artigerer Mann — ihr von einem böſen Fieber geholfen hatte, und die nachher — —

Das verdiente einen Kuß, der gegeben ward, und der Doctor flog fort.

Er fand die Wittwe freilich nicht wohl; aber ſo krank denn doch nicht, als die gute Freundinn, und dann weiter die Frau Doctorinn, es gemacht hatten. Sie geſtand, nach einigem Kampf mit ſich ſelbſt, daß der

Hauptgrund ihres Uebelbefindens in einer Unruhe des Herzens liege. Der Doctor horchte mit beiden Ohren; denn er glaubte ſchon den außerordentlichen Fall vor ſich zu haben, daß ein Frauenzimmer die Schwachheiten ſeines eigenen Herzens verplaudre; aber als das Geheimnis an den Tag kam, war es weiter nichts, als ihr Verhältnis mit ihrem Gläubiger. Der Doctor war Hausarzt des Mannes, und hatte ihm und ſeiner Familie große Dienſte geleiſtet: die Wittwe gründete hierauf die Hofnung, daß ein von ihm eingelegtes gutes Wort ihr Nachſicht auf einige Wochen bewirken könnte, und ſie beſchwur ihn um dieſes Wort, als um eine Freundſchaft, die ihre Geneſung mehr, als alle Arzeneimittel, befördern würde. Ihre Lage, ſagte ſie, ſey die dringendſte von der Welt, aber nichts weniger, als verzweifelt: ſie ſey im Stande, wenn man ihr Zeit laſſe, alle ihre Schulden bis auf den lezten Heller zu tilgen, und ſie berufe ſich deßwegen auf das Zeugnis ſeines Schwagers, des Herrn Stark — wenn er anders noch hier ſey —

Das Eigne in der Modulation der Stimme, womit ſie dieſe lezten Worte ausſprach, zuſammengenommen mit einem kleinen übelverheelten Seufzer und mit dem Niederſinken ihres bis dahin aufgehobenen Blicks in den Buſen, ſchien dem Doctor eine Indication zu geben, der er weiter nachſpüren müßte.

Ich bin zu Ihrem Befehl, ſagte er, liebe Freundinn; aber ich bitte Sie zu erwägen, daß die Summe, die Sie mir angeben, von keinem Belang, und daß der Mann, mit

dem wir zu thun haben, von rauher, unfreundlicher Art iſt. So wenig ich zweifle, meinen Antrag bei ihm durchzuſetzen; ſo könnte er doch leicht ſich herausnehmen, bei dieſer Gelegenheit Dinge zu ſagen, die mir wehe thun würden. — Warum denn auch einen rauhen, beſchwerlichen Umweg zum Ziele gehen, wenn ein gerader, gebahnter Weg offen da liegt?

Welcher? ſeufzte die Wittwe.

Sie nannten vorhin einen Freund, dem jede Gelegenheit, Ihnen gefällig zu werden, das größte Vergnügen erweckt. Ich bürge Ihnen für ſeine Geſinnungen gegen Sie.

Dieſer Freund — —

Gönnen Sie ihm doch das Glück, Madam, Ihnen dienen zu können!

Das Glück? — Aber wenn's denn ein Glück iſt; ſo geſtehn Sie: er hat es nur zu reichlich genoſſen. — Ich erliege unter der Laſt meiner Verbindlichkeiten. Ich kann ſie ewig nicht tilgen. — Und will er jetzt nicht fort, dieſer Freund? Will er uns nicht verlaſſen? Wird er des Geldes genug nur zu eigener Einrichtung haben? — Ihre Stimme ſchwankte, und ſie ſchien in außerordentlicher Bewegung.

Es mangelt ihm nicht, Madam; ganz gewiß nicht! — Geben Sie ihm die Freude mit auf den Weg, Ihre Wohlfarth geſichert zu haben! Laſſen Sie mich hin, ihm es vorzutragen! Es iſt in wenig Augenblicken geſchehen. — Er ſtand auf, und machte Mine, ſich zu entfernen.

Nein! Nein! — war Alles, was die Wittwe hervorbringen konnte. Sie hatte die Hand des Doctors, um ihn zurückzuhalten, mit einer ihr ungewöhnlichen Hitze ergriffen. Er fühlte das Brennen und Zittern der ihrigen, und bat sie, ihrer schwachen Gesundheit zu schonen. — Ich rede dann, weil Sie's so wollen, mit Ihrem Gläubiger, und ich halte die Sache mit ihm für so gut, als berichtigt. Werden Sie ruhiger, liebe Freundinn! — —

Der Doctor hatte an diesem Wenigen schon genug, um bei seiner Zuhausekunft seiner Frau zu sagen, daß sie wohl schwerlich geirrt haben mögte. — Aber, setzte er hinzu, wie in aller Welt soll das werden? Wo soll das hinaus?

Du fragst? — Wenn sie wirklich so liebenswürdig und sanft und gut ist, wie du sie mir immer gerühmt hast — —

Das ist sie wahrlich! wahrlich!

Nun gut! — So läßt man den dritten Mann kommen, den Priester. Der hat Mittel für solche Uebel.

Mir wär's recht; in der That! Ich nennte die gute Frau mit Vergnügen Schwester. — Aber ich gestehe dir: daß ich zittre, wenn ich an deinen Vater denke.

O, der wunderliche, alte — liebe, böse Mann der, der Vater! — Ich bin so erbittert auf ihn; ich mögt' ihn gleich — — ja, was mögt' ich, ich Närrinn? — — Aber je lieber ich ihn habe, desto abscheulicher war's, mich so herumzuführen, so zum Besten zu haben. — Ich

vergeß' ihm das nicht; nimmermehr! Ich ſpiel ihm irgend einen Gegenſtreich, und einen recht argen. — Wart! Eben mit der Lyk muß ich ihm einen ſpielen. — Wie? Soll denn darum, weil er ſich gegen die arme Frau eine wunderliche Grille in den Kopf geſetzt hat — —

Und eine falſche. Denn nicht ſie hatte Hang zur Verſchwendung, aber der Mann.

Nun ja! — Und ſoll denn darum die arme Frau ein ſo ſchönes Glück nicht machen, das ſich ihr anbeut? Soll darum der Bruder eine Leidenſchaft aufgeben müſſen, die den ſchönſten, edelſten Grund von der Welt hat? — Da ſizt er nun in ſeinem Käfigt, der arme Narre! und hängt das Köpfchen. — — Hahahaha! Es iſt doch ein närriſches Ding um's Verliebtſeyn. — Aber Geduld nur! Geduld! Er ſoll mir heraus, und ſoll mir ins Ehebette zur Lyk, oder ich will nicht das Leben haben.

Du unternimmſt da viel, ſagte der Doctor. Wie willſt du deinen Vater gewinnen? — Daß Zureden bei ihm nicht hilft, haſt du erfahren; und mit Liſt ihn zu fangen? — Ich fürchte: er geht dir in keine Falle.

Geſteh: es iſt doch ein kluger, ein wirklich außerordentlicher Mann, mein Vater?

Der klügſte, den ich in meinem Leben gefunden habe.

Sieh in mir ſeine Tochter! — —.

Ah! — ſagte der Doctor, der ſich verbeugte und über ihr komiſches Pathos von Herzen lachte; alle Verehrung, Madam! Aber darf man denn dieſes oder jenes von Ihrem Plane voraus wiſſen?

So bald er da seyn wird; ja! — Weißt du indessen, was vor allen Dingen zu thun ist, und was von Niemanden so gut gethan werden kann, als von dir? — Bring dem Vater bessere Begriffe bei von dem Bruder! Erzähl' ihm sein Betragen gegen den seligen Lyk! Ich bin versichert, das wird ihm gefallen, recht sehr gefallen. — Auch das erzähl' ihm, wie edelmüthig er sein Versprechen erfüllt, und wie treu er, ganze Monate lang, für die Wittwe gearbeitet hat. Solche Züge, weiß ich, freuen den alten Mann in die Seele, und ein wildfremder Mensch, von dem er so etwas hört, wird auf der Stelle sein Blutsfreund. — Gewiß, er hätte das schon früher erfahren sollen.

Und würd' auch, so wie ihr alle, wenn ich nicht dem Bruder hätte mein Wort geben müssen, zu schweigen. — Jezt; so bald ich Gelegenheit dazu finde — —

Willst du thun, was dein braves Weib dir aufgiebt. Nicht wahr?

Schuldiger Maßen.

Schön! — Und ich will Bekanntschaft mit unsrer Wittwe machen; ehester Tage! Ich hab' es mit der Freundinn von ihr schon eingeleitet. Ich bin ganz neugierig auf sie. — Da sind auch die beiden Kleinen von ihr, die hier täglich vorbei in die Schule müssen; ein paar Engel von Kindern! Morgen ruf' ich sie mir herein, und da will ich sie herzen und lieb haben, als ob's meine eigenen wären.

XVI.

Die Gelegenheit, ſein gegebenes Wort zu erfüllen, fand ſich für den Doctor gar bald. — Willkommen! Willkommen! ſagte der Alte, als er das nächſte Mal zu ihm hineintrat; wie ſtehts? — Und vor Allem, Herr Sohn: wie ſtehts mit unſrem kritiſchen Kranken? Ich ſehe ja die Mutter noch keine Anſtalten machen.

Anſtalten, lieber Vater? Wozu?

Zu dem Abſchiedsſchmauſe, den ich beſtellt habe. Hat er denn immer noch Fieber? — Ein ihm eigenes flüchtiges Muſkelnſpiel um die Gegend der Lippen ſchien anzudeuten, daß er die Krankheit des Sohns eben nicht für die ernſthafteſte halte.

Es ſteht, wie es ſteht, ſagte der Doctor, der dieſe Gelegenheit, für den Schwager zu reden, um ſo lieber ergriff, da der Alte nur eben ſeinen ſchwerſten Poſttag abgefertiget hatte, und jezt, ſeiner Gewohnheit nach, im Seſſel der Ruhe pflegte. In ſolchen Augenblicken, wußte er, war das Herz des Alten für Eindrücke des Angenehmen und Guten immer am meiſten offen: denn die Gegenwart, die allein ihm zuweilen zur Laſt fiel, hatte er dann bei Seite geſchaft, und in die Vergangenheit pflegte er immer mit großer Gemüthsruhe zurück, ſo wie in die Zukunft mit froher Hofnung vorwärts zu blicken.

Sie reden ja ganz bedenklich, erwiederte er dem Doctor. Es wird doch nichts Schleichendes werden? — Da mögt' es mit der vorhabenden Reiſe noch langen Anſtand haben. — Er lächelte wieder.

Bis jezt iſt es Flußfieber; ſonſt nichts. — Daß ſich etwas Schlimmers dahinter verſteckt halten ſollte, will ich nicht hoffen. Indeſſen hat man der Fälle.

Aber es läßt ſich doch vorbauen. Nicht?

Allerdings. — Auch wüßt' ich nicht leicht, für welchen Kranken, wenn es zum Ernſt kommen ſollte, ich treuer und herzlicher ſorgen würde, als für den Bruder. Ich lieb' ihn gar ſehr; denn ſo wenig ich ſeine kleinen Schwachheiten an ihm verkenne, ſo weiß ich doch, daß er zu unſren rechtſchaffenſten, ſelbſt zu unſren edelſten jungen Bürgern gehört.

Das klingt gar ſchön; in der That! Und am ſchönſten wohl in dem Ohr eines Vaters.

Sie haben mich faſt abgeſchrekt, über den Bruder mit Ihnen zu reden. —

Wie das? — Wenn Sie mir ſolche Dinge von ihm zu ſagen, und noch mehr, wenn Sie mir Beweiſe davon zu erzehlen haben; ſo reden Sie bis in die ſinkende Nacht! Ich will hören. — Leider! würden ſolche Dinge für mich nur zu ſehr den Reiz der Neuheit haben.

Und woher wollten Sie auch, daß ſie Ihnen bekannt ſeyn ſollten? — Ihr Sohn iſt mit dem Guten, was er gethan hat, nie laut geworden.

Das klingt ja immer noch ſchöner. — Er beugte ſich gegen den Doctor vor, und ſezte mit einem kleinen ungläubigen Kopfſchütteln hinzu: Ich bin ganz neugierig geworden. Was für Wunderdinge werd' ich denn hören?

Der Doctor hatte keine Noth, unter den Beweiſen

von dem Edelmuthe ſeines Schwagers zu wählen; er hatte nur Einen, aber auch deſto wichtigern, in ſeinem Gedächtnis. — Sie erinnern ſich doch, fing er an, des unglüklichen Verhältniſſes, worinn Ihr Sohn mit dem ſeligen Lyk ſtand? Sie wiſſen doch, zu welchen boshaften, verläumderiſchen Briefen nach A... ſich dieſer leichtſinnige Mann durch kaufmänniſchen Eigennutz hatte verleiten laſſen?

Ich weiß das freilich, Herr Sohn. Aber ich bitte: wenn's zu Ihrem Zwecke nicht unumgänglich nöthig iſt, ſo laſſen Sie's ruhen! — Als der Mann ſich hinlegte und ſtarb, ging mir das nahe, und da gab ich ihm die Erinnerung daran in ſein Grab.

Edel! — Und wahrlich! will dort ich ſie nicht wieder hervorziehn. — Nur geſtehen Sie: daß es noch edler, als bloßes Vergeſſen iſt, wenn man ſo bittre Beleidigungen, die für den Menſchen nicht minder kränkend, als für den Kaufmann waren, mit den wichtigſten, langwierigſten, mühſamſten Dienſten erwiedert.

Und wer that das? fragte der Alte begierig.

Wer denn ſonſt, als Ihr Sohn? — Meine wenige Hofnung, den ſeligen Lyk zu retten, da ſein Fieber ſo heftig und ſein Körper ſo ſehr entnervt war, ward mir noch vollends durch eine ganz ſichtbare Unruhe ſeines Gemüths vereitelt. Ich ſuchte ihr auf den Grund zu kommen, und es fand ſich, daß er die ſchmerzlichſte Sehnſucht fühlte, ſein dem Bruder erwieſenes Unrecht wieder gut zu machen, und daß er nicht ruhig glaubte ſterben

zu können, wenn er nicht durch die aufrichtigſte und wehmüthigſte Bitte um Vergebung ſein Gewiſſen erleichtert hätte. Ich erbot mich zum Mittelsmanne, und ich ward mit Freuden dazu angenommen. Wenn der Bruder nicht gleich auf mein erſtes Wort bereit war, den unglücklichen Mann zu beſuchen; ſo lag das nicht, wie ich Anfangs glaubte, an einem Reſt von Rachgier oder an einer natürlichen Herzenshärte, ſondern bloß an ſeinem allgemeinen Abſcheu vor allen Krankenzimmern, und an der Furcht vor dem zu heftigen Eindrucke, den ein Sterbender auf ihn machen könnte. Als er ſich endlich entſchloß, mir zu folgen, und nun den Unglücklichen anſichtig ward, der ihm unter lautem Schluchzen die zitternden Arme entgegenſtreckte; da war auf einmal jener Abſcheu und jene Furcht aus ſeinem Herzen ſo rein verſchwunden, daß er mit der lebhafteſten Begierde auf den Kranken zuſtürzte und ihn mit Inbrunſt umarmte. Das Menſchliche, Edle, Großmüthige ſeines Benehmens rührte jeden Gegenwärtigen, und auch mich, der ich wahrlich! nicht der Weichmüthigſte bin, bis zu Thränen. Wie viel Mühe gab er ſich, den armen Leidenden zu beruhigen, und ein Bekenntnis zurückzuhalten, das für ihn ſo beſchämend und kränkend ſeyn mußte! Aus wie vollem Herzen ſtrömte ihm das Wort der Verſöhnung, als ihm ſeine innre Erſchütterung es endlich auszuſprechen erlaubte! Fodern Sie, ſagte er, fodern Sie einen Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen, und wenn er irgend in meinen Kräften ſteht, ſo betheur' ich

Ihnen vor Gott: ich will ihn mit Freuden geben. Kann ich Ihnen; kann ich den Ihrigen dienen? Kann ich's in dieſem Augenblicke? kann ich's in Zukunft? Womit? Womit? — Ich erwarte nur Ihr Wort, beſter Lyck; und was es auch immer ſeyn mag — —

Der Alte ſaß in ſeinem Seſſel, vor lauter Zuhören, ſo ſtille, daß er kein Glied bewegte. Nur war er ſich gleich Anfangs mit der Hand nach dem Stutz gefahren, um ihn von dem guten Ohre ein wenig zurückzuſtoßen, und jetzt auf einmal fuhr er ſich mit den Fingern an ſeine Augenwimper.

Der Sterbende, fuhr der Doctor fort, nützte die Erklärung des Bruders zu einer Bitte, deren Wichtigkeit ich erſt hintenher aus der ungeheuren Arbeit kennen lernte, die ihre Erfüllung koſtete. Er geſtand, daß ſeine Handlungsgeſchäfte in Verwirrung, ſeine Bücher in nicht geringer Unordnung wären.

Das will ich glauben, ſagte der Alte. —

Er bejammerte das Schickſal ſeiner Frau und ſeiner unmündigen Kleinen, wenn ihn Gott von der Welt rufen ſollte.

Und das mit Recht! Er war ganz nahe am Bruche. —

Der auch ſicher erfolgt wäre, wenn die unermüdbare Geſchäftigkeit Ihres Sohns nicht gethan hätte.

Wie? —

Das Geſtändniß des Sterbenden war kaum abgelegt, als Ihr Sohn ihm ſein heiliges Wort gab, daß er auf den Fall ſeines Todes nicht ruhen wolle, als bis er Al-

les, ſo gut er es immer möglich finde, in Ordnung gebracht habe.

Und er hielt's? rief hier der Alte hitzig.

Mit der pünctlichſten Treue. Ganze Monate lang brachte er, Abend vor Abend, in jenem Hauſe der Trauer unter den verdrüßlichſten Geſchäften zu, verglich Brüche, zog Rechnungen aus, ſchrieb oder beantwortete Briefe, indeſſen Sie, mein lieber Vater, ihn auf Bällen, oder in Concertſälen, oder an Spieltiſchen glaubten. —

Es wäre beſſer geweſen, wenn der Doctor dieſen unnöthigen Zuſatz unterdrückt hätte; denn ohne dem Schwager damit zu nützen, that er ſich ſelbſt damit Schaden. Er brachte ſich um ein Fäßchen Weins, oder um irgend ein andres Geſchenk, das er ſonſt für ſeine angenehme Erzählung gewiß erhalten hätte.

Ich habe denn eben keinen Wahrſagergeiſt, ſagte der Alte empfindlich. — Die Thorheiten meines Sohns, die mich verdrüſſen mußten, durft ich erfahren; aber ſein Gutes, was mir hätte können Freude machen — —

Der Doctor entſchuldigte ſich, wegen ſeines Geheimhaltens, mit dem abgenöthigten Verſprechen, zu ſchweigen; einem Verſprechen, das er vielleicht zu gewiſſenhaft bis auf den Vater ausgedehnt habe. Die kleine Falſchheit, die in dieſer Erklärung lag, da vorzüglich um des Vaters willen jenes Verſprechen war gefodert worden, glaubte er ſich vergeben zu können. — Bald darauf erinnerte er ſich einiger Kranken, denen er noch Beſuche zu geben hatte, und empfohl ſich dem Alten.

Er war ſchon mehrere Minuten hinaus, als dieſer noch in ſeinem Seſſel, von dem er beide Arme bequem herabhangen ließ, mit feuchtem Blick vor ſich hinſchmunzelte, und in Gedanken das unbegreifliche Bild ſeines gepuzten und gepuderten Sohnes anſtaunte, wie er vor dem Krankenbett eines Feindes edelmüthige Thränen vergoß, und ganze Monate lang alles Vergnügen aufgab, um in das Chaos vernachläſſigter Handlungsbücher Licht und Ordnung zu bringen. — Er ward durch den Beſuch von ein paar Fremden geſtört, die für die abgebrannte Kirche zu L.. und die mit abgebrannten Pfarr- und Schulgebäude milde Beiträge ſammelten. Er nahm ſie mit vieler Leutſeligkeit auf, und ſtatt der dreißig oder funfzig Reichsthaler, die er ſonſt vielleicht würde geſchrieben haben, ſchrieb er jetzt volle hundert. — Der erſte Buchhalter, Monſieur Burg, trat herein, und ſuchte mit verlegner Mine einen Brief vorzubereiten, worinn ein Verluſt von mehrern Tauſenden als höchſtwahrſcheinlich vorausgeſagt ward. — So etwas fällt in einer Handlung ſchon vor, ſagte der Alte, und gab ihm den Brief, nach nur flüchtiger Durchſicht, mit einer Freundlichkeit wieder, als ob er die angenehmſte Nachricht von der Welt ertheilte. Den ganzen Abend hindurch war er über der Entdeckung, die er ſo unvermuthet gemacht hatte, ungewöhnlich heiter und froh; es war ihm, als ob ihm erſt jetzt in ſeinem hohen Alter ein Sohn wäre gebohren worden. Als er in ſeine Schlafkammer ging, gab er vorher der Alten, die ſolcher ehelichen Zärtlichkeiten ſchon ſeit lieben langen Jahren

entwöhnt, und daher nicht wenig, aber auch nicht unangenehm, erſtaunt war, einen recht herzlichen Kuß. Das Einzige, was ihn noch innerlich ärgerte, war der Umſtand: daß an einer Waare, die doch tiefer hinein ein ſo gutes und feines Geſpinnſt zeigte, gerade das SchauEnde ſo ſchlecht ſeyn mußte.

XVII.

Unter ſo angenehmen Vorſtellungen der Alte eingeſchlummert war, unter ſo unangenehmen wachte er auf. Da er ſein Herz von der Erzählung des Doctors voll hatte; ſo verſetzte ihn ein Traum in das Lyckiſche Haus, wo er das Vergnügen genos, ſeinen Sohn, mit Schweiß und Staub bedeckt, unter einem Haufen ganz verſchiedenartiger, höchſt unordentlich durch einander geworfener Waaren zu ſehn, die er mit großem Fleiß aus einander ſuchte. Er wollte ſo eben zugreifen, um ihm zu helfen, als in ſeiner Einbildung die bisher mit dem Namen Lyck verbundenen Bilder lebendig wurden, und ihn aufs bitterſte den Entſchluß bereuen ließen, in ein Haus voll ſo toller Verſchwendung und ſo ärgerlicher Ausſchweifung zu treten. Indeſſen hielt er den Anblick der prächtigen Zimmer, die in ſeinen Gedanken ſich eher für einen Fürſten, als einen Kaufmann ſchickten, der mit größtem Ueberfluſſe beſetzten Tafeln, der umherſchwärmenden Bedienten, ja ſogar der wilden, lärmenden Trinker, die Champagner wie Waſſer hinuntergoſſen, eine Zeitlang aus; aber als endlich ſein Sohn mit der Hausfrau ſüße Blicke

zu wechſeln anfing, und beide auf einmal in bebänderten Domino's, mit Maſken in den Händen und rothen Abſätzen unter den Schuhen vor ihm ſtanden; ſo ſtürzte er, voll des äußerſten Widerwillens, zur Thüre, und dankte dem Himmel, auf die große Hausflur hinauszukommen, die ihm aus frühern Jahren, von den Zeiten des alten Lyk her, ſo wohl bekannt war. Er hob hier ſorgfältig beide Rockſchöße auf, und drückte ſie dicht an den Leib, um unbeſchmuzt durch die Packen und Ballen und Kiſten und Fäſſer zu kommen, zwiſchen denen ehemals nur ein ganz ſchmaler Weg hindurchgieng; aber plözlich ward er zu ſeinem Erſtaunen inne, daß ſeine Vorſicht unnüz, und daß die ganze Flur von Waaren ſo ausgeleert war, wie eine Schatzkammer nach einem Kriege von Gelde. Alle Wände umher hiengen voll angezündeter Lampen, und nicht lange, ſo ertönte aus dem Hintergrunde des Saals — denn das war die Flur nun geworden — eine luſtige Tanzmuſik; Paar an Paar hüpften, wie unſinnig, gegen und durch einander; und als er ſich leiſe niederdrückte, um wo möglich hinter ihnen weg und zum Hauſe hinauszuſchleichen, ſo tanzte ihm unverſehens eine der munterſten und galanteſten Frauen der Stadt von gar nicht gutem Rufe entgegen, riß ihn, wie ſehr er ſich ſträubte, in die Reihe hinein, und wirbelte dann, in Verbindung mit der ganzen Geſellſchaft, den guten Alten, der nie als in ſeiner Jugend ein Tänzchen, und auch da nur ein Ehrentänzchen, gemacht hatte, ſo unbarmherzig auf und nieder, daß er bei ſeinem endlichen

Stillſtehen kaum wieder Athem gewinnen konnte. Er fand ſich hier einem Spiegel gegenüber, der ihm ſeine ganze gegen die übrige Geſellſchaft ſo abſtechende Geſtalt, zugleich mit ſeinen grauen Wimpern und den ehrwürdigen Runzeln ſeines Alters zeigte; ein Anblick, worüber er augenblicklich wach ward, und ſich völlig ſo athemlos und ſo eingefeuchtet fand, als ob die geträumte heftige Leibesbewegung wirklich Statt gehabt hätte.

Gottlob! rief er, indem er die Augen weit aufthat, und ſich des einſamen Schimmers ſeiner Nachtlampe von Herzen freute; es war nichts, als ein Traum. Hätt' ichs doch kaum geglaubt, daß man im Traume ein ſo ſchweres und angreifendes Stück Arbeit machen könnte! — Die tollen, raſenden Menſchen! — Und nun fing er an, weil die Wallung in ſeinem Blute noch fortwährte, und die verhaßten Bilder noch ihre volle Lebhaftigkeit hatten, ſich recht ernſtlich über den Unſinn zu ärgern, womit ſo Mancher für die läppiſchen, armſeligen Vergnügungen, deren er nur eben beigewohnt hatte, Vermögen und Geſundheit und ehrlichen Namen auf's Spiel ſetze. Er dachte ſich mit dem äußerſten Abſcheu die Möglichkeit, daß auch ſein ſo ſauer erworbenes Gut, eben wie das Lykiſche, in wenig Jahren verpraßt, und der Name Stark, den er bisher in Ehre und Anſehen gehalten, mit Schimpf und Schande belegt werden könnte. Hier fielen ihm die ſüßen, zärtlichen Blicke auf's Herz, die er ſeinen Sohn mit Madame Lyk hatte wechſeln ſehen. Es fuhr ihm kalt über den Rücken. Doch tröſtete ihn

wieder die Betrachtung: daß die Liebe zum Gelde in dem Herzen ſeines Sohns keine ſchwächere Leidenſchaft, als die Eitelkeit, ſey, und daß es ihm jene gewiß nicht erlauben werde, ſich mit einer Frau von ſo mittelmäßigen, wo nicht gar ſchlechten Umſtänden, und noch obendrein mit einer Mutter von Kindern, zu belaſten. So weit, ſagte er, kann ſein Geſchmack an Galanterie ihn doch unmöglich verleiten. — Zwar, wandt' er ſich wieder ein, hat er ja meine Erwartung ſchon in Einem Stücke getäuſcht; und könnt' er's nicht leicht auch in dieſem? — Doch ich träume noch, glaub' ich; die Fälle ſind einander nicht ähnlich. Das Opfer, das er bei ſo einer Heurath brächte, wäre zu groß; auch hat er hier volle Zeit zur Beſinnung: — denn in eine Liebe verſtrickt zu werden, die ihn aller Beſinnung beraubte, ſieht ihm nicht ähnlich — und welche Wahl er treffen kann, wenn ihm nur die Beſinnung dazu frei bleibt, iſt keine Frage. Am Krankenbett des ſeligen Lyk ſah er ſich überraſcht; er iſt nur ein eitler und ſchwacher, kein verderbter, kein boshafter Menſch; es war natürlich, daß der erſchütternde, ihm ſo neue Anblick eines Sterbenden und die dringende Auffoderung, die ſo ſehr zu rechter Zeit an ſein Herz erging, ihn zu einem Verſprechen hinriſſen, das er bei kalter Ueberlegung wohl ſchwerlich gethan hätte, das aber, einmal gethan, nicht unerfüllt bleiben durfte, wenn er nicht geradezu als ein Mann von ſchlechter Geſinnung erſcheinen wollte. Und warum ſollt' er denn nicht auch freudig gethan haben, was einmal gethan werden mußte?

Warum ſollt' er nicht, während er's that, in dem Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit und in der Achtung die er gegen ſich ſelbſt empfinden mußte, ſich ſo wohlgefallen haben, daß er immer freudiger fortfuhr? Ich danke dem Himmel, wenn er bei dieſer Gelegenheit in den Geſchmack des Guten gekommen. Vielleicht, daß ihn das edlere Vergnügen wohl noch ganz von den armſeligen Eitelkeiten abzieht, zu denen er bisher einen ſo unglücklichen Hang hatte. Und dann vollends leben Sie wohl, Madame Lyk, mit Ihrer Feinheit, und Ihrem Weltton, und mit dem ganzen Gefolge von Liebenswürdigkeiten, das hinter Ihnen drein treten mag! Für meinen Sohn ſind Sie nicht. —

Wenn dieſe Gedankenfolge des Herrn Stark, ſo richtig und bündig ſie ſchien, dennoch nur wenig zutraf; ſo lag das an den beiden ſo gewöhnlichen Fehlern: daß er einen Charakter, der ſich bis jezt nur von gewiſſen Seiten entwikelt hatte und von andern ſich ſelbſt noch ein halbes Geheimnis war, als ſchon völlig bekannt und ergründet vorausſezte, und daß er in die Vorſtellung der Verhältniſſe, worinn er dieſen Charakter handeln ließ, einige bedeutende Irrthümer brachte, deren Entſtehungsart wir vielleicht künftig erfahren werden. Genug, daß für den Augenblick Herr Stark ſich beruhigt fühlte, und wieder einſchlief; doch hatten wirklich die aufgeſtiegenen Dünſte ſeinen Horizont ein wenig getrübt, und Sonnen-Aufgang war daher nicht ganz ſo heiter, als man bei SonnenUntergang hätte erwarten ſollen.

(Der Beſchluß künftig.)

II.

Verſuch über die Dichtungen.

Keine ſeiner Fähigkeiten iſt dem Menſchen werther, als die Einbildungskraft. Das menſchliche Leben ſcheint ſo wenig auf Glück berechnet, daß man nur mit Hülfe einiger Schöpfungen und gewiſſer Bilder, nur durch glückliche Wahl unſerer Erinnerungen die vertheilten Freuden der Erde ſammeln, und, nicht durch die Kraft der Philoſophie, ſondern durch die weit mächtigere Wirkung der Zerſtreuungen gegen die Leiden zu kämpfen vermag, die uns das Schikſal auflegt.

Man hat viel von den Gefahren der Einbildungskraft geſprochen, und es wäre unnütz aufzuſuchen, was eine unfähige Mittelmäßigkeit, oder eine ſtrenge Vernunft hierüber wiederholt haben. Die Menſchen werden nicht aufgeben, ſich intereſſiren zu laſſen, und diejenigen, die das Talent beſitzen, uns zu rühren, werden noch weniger Verzicht thun, es mit Glück auszuüben.

Die kleine Anzahl nothwendiger und gewiſſer Wahrheiten wird niemals Geiſt und Herz völlig befriedigen; wer ſie entdeckt, hat ohne Zweifel den höchſten Ruhm,

aber auch nützlich für das menſchliche Geſchlecht haben die Verfaſſer ſolcher Werke gearbeitet, die uns rühren oder angenehm betrügen. Will man die Leidenſchaften des Menſchen mit metaphyſiſcher Genauigkeit behandeln, ſo thut man ſeiner Natur Gewalt. Auf dieſer Erde giebt es nur Anfänge; keine Gränze iſt bezeichnet, die Tugend ſteht feſt, aber das Glück ſchwebt im Weiten; und wenn es eine Unterſuchung nicht aushält, wird es durch ſie vernichtet, wie glänzende Nebelbilder, aus leichten Dünſten emporſteigend, für den verſchwinden, der durch ſie hindurchgeht.

Demohngeachtet aber iſt das Vergnügen, das die Dichtungen hervorbringen, nicht ihr einziger Vortheil; ſie unterhalten, wenn ſie zu den Augen ſprechen, aber ſie haben einen großen Einfluß anf das moraliſche, wenn ſie das Herz bewegen und dieß Talent iſt vielleicht das mächtigſte, um aufzuklären oder Richtungen zu geben.

In dem Menſchen giebt es nur zwey, deutlich zu unterſcheidende Kräfte, die Vernunft und die Einbildungskraft; alle die andern, ſelbſt die Empfindung, ſind nur abhängig oder zuſammengeſetzt. Das Reich der Dichtungen iſt deswegen wie das Reich der Einbildungskraft ſehr ausgearbeitet; auch die Leidenſchaften, anſtatt ihr im Wege zu ſtehen, ſind ihr willkommen. Die Philoſophie muß die unſichtbare Gewalt ſeyn, die ihren Wirkungen die Richtung giebt, aber wenn ſie ſich zu bald zeigte, würde ſie den Zauber zerſtöhren.

Ich werde deswegen, indem ich von Dichtungen

ſpreche, ſowohl ihren Gegenſtand als ihren Reitz betrachten; denn in dieſer Art Werken kann die Anmuth ohne Nutzen beſtehn, niemals aber der Nutzen ohne Anmuth. Die Dichtungen ſind berufen uns zu verführen, und je feſter man ſich dabey einen moraliſchen oder philoſophiſchen Zweck vorſetzte, deſto mehr müßte man ſie mit gefälligem Reitz ausſtatten, um ſeinen Zweck zu erreichen, ehe ihn jemand gewahr werden könnte. In den Mythologiſchen Dichtungen werde ich nur auf das Talent des Dichters ſehen, da ihr religiöſes Verhältniß nicht zu meiner Betrachtung gehört; ich werde von den Werken der Alten nach dem Eindrucke reden, den ſie zu unſern Tagen machen, und ich werde nur von ihrem Talent, nicht von ihren Lehrſätzen mich unterhalten.

Die Dichtungen können in drey Klaſſen getheilt werden. 1) Die wunderbaren und allegoriſchen Dichtungen. 2) Die hiſtoriſchen. 3) Die Dichtungen, wo alles zugleich erfunden und nachgeahmt iſt, in denen nichts wahr, aber alles wahrſcheinlich iſt.

Wollte man hierüber ausführlich ſchreiben, ſo würde man ein weitläufiges Werk hervorbringen, das die meiſten dichteriſchen Arbeiten begriffe; faſt alles würde darin zur Sprache kommen, denn Ein Gedanke kann nur vollkommen durch die Verbindung aller übrigen entwickelt werden. Aber meine Abſicht iſt nur zu Gunſten der Romane zu ſchreiben, und ich werde zu zeigen ſuchen, daß ein Roman, der mit Feinheit, Beredtſamkeit, Tiefe und Moralität das Leben darſtellt, wie es iſt, die nütz-

lichſte von allen Dichtungen ſey, und ich habe aus dieſem Verſuch alles, was dahin nicht zielen möchte, entfernt.

I.

Die wunderbare Dichtung verurſacht ein Vergnügen, das ſich ſehr bald erſchöpft. Die Menſchen müſſen erſt Kinder werden, um dieſe unnatürlichen Schilderungen zu lieben, um ſich durch unwahre Darſtellungen zu Schrecken und Neugierde reitzen zu laſſen.

Die Philoſophen müſſen erſt wieder Volk werden, um nützliche Gedanken unter dem Schleyer der Allegorie zu lieben. Die Mythologie der Alten enthält manchmal nur einfache Fabeln, wie ſie die Leichtgläubigkeit, die Zeit und die Prieſter in allen abgöttiſchen Religionen fortgepflanzt haben, aber man kann ſie auch öfter als eine Folge von Allegorien betrachten; man ſieht perſonifizierte Leidenſchaften, Talente oder Tugenden.

Ohne Zweifel gehört zu der Wahl dieſer Dichtungen ein gewiſſes Glück, eine Gewalt der Einbildungskraft, die den Erfindern einen wahren Ruhm verſichert. Sie haben eine Sprache geſchaffen, dem Style eine Geſtalt gegeben, und, um die poetiſchen Ideen in ihrer Würde zu erhalten, ſie von der gemeinen Sprache geſondert. Werke, die zu dieſen einmal angenommenen Fictionen noch andere hinzuthun wollten, würden gar keinen weitern Nutzen haben.

Wunderbare Dichtungen erkälten immer die Empfin-

dungen, denen man ſie beygeſellt. Wenn man nur Bilder verlangt, die gefallen ſollen, ſo iſt es erlaubt auf tauſend Arten zu blenden. Man hat geſagt: die Augen ſeyen immer Kinder und es gilt noch vielmehr von der Einbildungskraft, ſie verlangt nur unterhalten zu ſeyn, ihr Zweck iſt in ihrem Mittel, ſie dient das Leben zu betrügen, die Zeit zu rauben, ſie kann dem Tag die Träume der Nacht geben; ihre leichte Thätigkeit iſt ſtatt der Ruhe, indem ſie zugleich alles was rührt und alles was beſchäftigt, entfernt. Aber wenn man ſich des Vergnügens dieſer Einbildungskraft zu einem moraliſchen Zwecke mit Conſequenz bedienen will, ſo muß man ſowohl mehr Folge als mehr Einheit in den Plan legen. Jene Verbindung der Helden und der Götter, der Leidenſchaften und der Geſetze des Schickſals ſchaden ſelbſt den Gedichten Homers und Virgils; kaum verzeiht man dem Erfinder eine Gattung, deren Erfindung ihm ſo viel Ehre macht. Wenn Dido den Aeneas liebt, weil ſie unter den Zügen des Askanius den Amor an ihren Buſen gedrückt hat; ſo bedauert man das Talent, das die Geburt dieſer Leidenſchaft durch das Gemählde der Bewegungen des Herzens viel beſſer gezeigt hätte. Wenn die Götter den Zorn, den Schmerz und den Sieg Achill's befehlen, ſo kann man weder Jupitern noch den Helden bewundern; der eine iſt ein abſtractes Weſen, der andere ein Menſch durch das Schickſal unterjocht; die Allmacht des Charakters wird durch das Wunderbare verdeckt, das ihn umgiebt.

Auch kommt bey dieſer Art des Wunderbaren bald etwas Gewiſſes bald etwas Unerwartetes vor; wir können deshalb nicht nach unſern eigenen Empfindungen fürchten oder hoffen, und ſehn uns auf dieſe Weiſe des ſchönſten Vergnügens beraubet. Wenn Priam den Leichnam Hectors von Achill zurück zu verlangen geht, ſo ſollten mich die Gefahren, in die ſeine väterliche Liebe ihn ſtürzte, in Furcht ſetzen; ich ſollte zittern wenn ich ihn in das Zelt des ſchrecklichen Achills eintreten ſehe und ſollte in Ungewißheit bey allen Worten dieſes unglücklichen Vaters, durch ſeine Beredtſamkeit ſowohl den Eindruck der Gefühle die ſie darlegt, als die Ahnung der Begebenheiten, die ſie entſcheiden wird, empfinden. Aber ich weiß ſchon, daß Merkur den Priam durch das Lager der Griechen führt, daß Thetis, auf Befehl des Jupiters, ihrem Sohn die Rückgabe des Leichnams befohlen hat, ich bin über Priams Unternehmen nicht mehr zweifelhaft, mein Geiſt iſt mehr aufmerkſam und ohne den Nahmen des göttlichen Homers würde ich eine Rede nicht leſen, die erſt auf die Situation folgt, anſtatt ſie herbey zu führen.

Wenn ich ſagte, daß auch etwas Unerwartetes im Wunderbaren ſey, das die ganz entgegengeſezte Wirkung der erſt getadelten Gewißheit hervorbringt, und uns das Vergnügen raubt was wir hoffen und wünſchen voraus zu ſehen, meinte ich die Fälle wenn die Götter die beſt verknüpften Maaßregeln reiſſen, ihren Günſtlingen einen unwiderſtehlichen Schutz gegen die größten Mächte ver-

leihen, und alles Verhältniß der Begebenheiten wie ſie dem Menſchen angemeſſen ſind aufheben.

Ich geſtehe wohl, die Götter nehmen hier nur den Platz des Schickſals ein, ſie ſind der perſonificierte Zufall; aber bey Dichtungen iſt es beſſer ſeinen Einfluß zu entfernen. Alles was erfunden iſt, ſoll wahrſcheinlich ſeyn, alles was uns in Erſtaunen ſezt, muß durch Verkettung moraliſcher Urſachen erklärt werden können; in ſolchen Werken entdeckt man alsdann ein philoſophiſches Reſultat, und das Talent, das ſie hervorbringt übernimmt eine gröſſere Arbeit; denn eingebildete oder wirkliche Situationen, aus denen man ſich durch einen Machtſtreich des Schickſals zieht, können keine Bewunderung erregen.

Ich wünſchte, daß, indem man zum Menſchen ſpricht, man auch die groſſen Wirkungen durch den Character des Menſchen hervorbrächte. Hier iſt die unerſchöpfliche Quelle, aus denen das Talent tiefe und ſchreckliche Schilderungen ſchöpfen kann, ja ſelbſt Dante hat ſeine hölliſchen Bilder nicht ſo weit getrieben als die blutigen Verbrechen unſerer Tage ſich einander übertroffen haben.

Sind nicht in den epiſchen Gedichten, die wir wegen des Wunderbaren ihrer Fictionen ſchätzen, eben die Stellen die erhabenſten, derer Schönheiten ganz unabhängig vom Wunderbaren ſind? Was man in Miltons Satan bewundert, iſt der Menſch, was von Achill übrig bleibt iſt ſein Character, was man bey der Lei-

denſchaft Reinalds zu Armiden vergeſſen möchte, iſt die Zauberey, die ſich zu den Reitzen geſellt, die ihn entzündet haben. Was in der Aeneis wirkt, ſind die Empfindungen die zu aller Zeit allen Herzen angehören und unſere tragiſchen Dichter, die aus alten Schriftſtellern Gegenſtände wählten, haben ſie faſt ganz von den wunderbaren Maſchinen abgeſondert die man meiſt an der Seite der groſſen Schönheiten, wodurch die Werke des Alterthums ſich auszeichnen, wirkſam findet.

Die Ritterromane laſſen noch mehr die Unbequemlichkeit des Wunderbaren fühlen; bey ihnen ſchadet es nicht allein dem Intereſſe der Begebenheiten, ſondern es miſcht ſich auch in die Entwickelung der Charaktere und Empfindungen. Die Helden ſind rieſenmäßig, die Leidenſchaften überſchreiten die Wahrheit und eine eingebildete moraliſche Natur, hat noch weit mehr Unbequemlichkeiten als die Wunder der Mythologie und der Feerey. Das Falſche iſt inniger mit dem Wahren verbunden, und die Einbildungskraft ſelbſt wirkt weniger; denn es iſt hier die Rede nicht zu erfinden, ſondern zu übertreiben was da iſt, und eben was in der Wirklichkeit ſehr ſchön iſt, in einer Art von Carricatur darzuſtellen, wodurch ſowohl Tapferkeit als Tugend lächerlich werden könnten, wenn Geſchichtſchreiber und Moraliſten die Wahrheit nicht wieder herſtellten.

Doch muß man die menſchlichen Dinge nicht nach ausſchließlichen Grundſätzen richten, ich weiß daher das ſchöpferiſche Genie zu ehren, das jene poetiſchen Dich-

tungen hervorgebracht hat, auf denen der Geiſt ſo lange ruht und die zu ſo viel glücklichen und glänzenden Vergleichungen gedient haben; aber man kann wünſchen, daß künftige Talente einen andern Weg einſchlagen, und ich möchte jenen lebhaften Seelen, denen Geſpenſter ſo oft als wahre Bilder erſcheinen können, auf die einzige Nachahmung des Wahren einſchränken oder vielmehr zu ihr erheben.

Bey den Werken, wo die Heiterkeit herrſcht, könnte man ungern die lieblichen Dichtungen vermiſſen, von denen Arioſt einen ſo ſchönen Gebrauch gemacht hat und wirklich iſt auch in dem glücklichen Zufall, der die Anmuth des Herzens hervorbringt, keine Regel und kein Gegenſtand. Der Eindruck kann nicht analyſirt werden, das Nachdenken kann ſich nichts davon zueignen. In dem Wahren findet man ſo wenig Urſache zur Fröhlichkeit, daß gewiß in den Werken, die ihr gewidmet ſind, das Wunderbare manchmal nöthig iſt. Empfindung und Nachdenken erſchöpfen ſich nie, aber der Scherz iſt ein Glück des Ausdrucks oder des Gewahrwerdens, deſſen Rückkehr man nicht berechnen kann. Jede Idee die Lachen erregt, könnte die lezte ſeyn, die man jemals entdeckte, es iſt kein Weg, der zu dieſer Gattung führte; es giebt keine Quelle aus der man mit Gewißheit ſchöpfen könnte. Man weiß ſie exiſtirt, weil ſie ſich immer erneuert, aber man kennt weder die Urſache noch die Mittel. Der Ton des Scherzes bedarf mehr Begeiſterung, als der erhöhte Enthuſiasmus ſelbſt. Dieſe

Heiterkeit in dichteriſchen Werken, die nicht aus einem Gefühl von Glück entſteht, dieſe Heiterkeit von der der Leſer weit mehr Genuß als der Schriftſteller hat, iſt ein Talent zu dem man auf einmal gelangt, das ſich ohne Abſtufung verliert, dem man wohl eine Richtung geben, an deſſen Stelle man aber keine Fähigkeit des gröſsten Geiſtes ſetzen kann. Wenn alſo das Wunderbare oft zu den Werken, die immer heiter ſind, paßt, ſo mag wohl die Urſache ſeyn, weil ſie niemals die Natur vollkommen mahlen; niemals kann eine Leidenſchaft, ein Schickſal, eine Wahrheit munter ſeyn; nur aus einigen flüchtigen Schattierungen ſolcher ernſthafter Ideen können lächerliche Contraſte hervorſpringen.

Es giebt eine Gattung, weit über diejenige erhaben, von der ich eben ſprach, die zwar auch ſcherzhafte Situationen hervorbringt, ich meine die Werke des komiſchen Talents; aber eben der Vorzug daß ſeine ganze Stärke auf natürlichen Characteren und Leidenſchaften beruht, würde ganz verändert und geſchwächt werden, wenn man dabey das Wunderbare brauchen wollte. Miſchte ſich in den Character des Gil Blas, des Tartuffe, des Menſchenfeindes irgend etwas Wunderbares, ſo würde unſer Geiſt durch dieſe Werke weniger getroffen, weniger verführt werden.

Die Nachahmung des Wahren bringt immer gröſſere Wirkungen hervor als übernatürliche Mittel. Ohne Zweifel erlaubt uns die hohe Metaphyſik anzunehmen, daß es über unſere Faſſungskraft, Gedanken, Gegen-

ſtände, Wahrheiten und Weſen giebt, die über alle unſere Begriffe reichen; aber da wir von dieſen abſtracten Regionen nicht den mindeſten Begriff haben, ſo können wir, ſelbſt mit unſern Wunderbaren ihnen nicht näher kommen; das Wunderbare bleibt vielmehr unter der Wirklichkeit, die wir kennen; übrigens begreifen wir nichts als was mit der Natur des Menſchen und der Dinge übereinſtimmt. Alles alſo, was wir unſere Schöpfungen nennen, iſt nichts als eine unzuſammenhängende Verſammlung von Ideen, die wir aus eben der Natur ziehen, von der wir uns zu entfernen ſuchen. In dem Wahren iſt der göttliche Stempel. Man giebt zu, das Genie erfinde und doch nur indem es entdeckt, vereinigt darſtellt das was iſt, verdient es den Ehrennamen eines Schöpfers.

Es giebt noch eine andere Art von Dichtungen deren Wirkung mir noch geringer ſcheint, als die des Wunderbaren, es ſind die Allegorien. Mir ſcheint, daß ſie den Gedanken ſchwächen, wie das Wunderbare das Gemählde der Leidenſchaften entſtellt. Unter der Form der Fabel haben die Allegorien manchmal dienen können nützliche Wahrheiten allgemein zu machen, aber ſelbſt dieſer Urſprung iſt ein Beweiß, daß wenn man dem Gedanken dieſe Form giebt, man ihn herabzuſenken glaubt, um ihn den Menſchen überhaupt begreiflich zu machen. Wer Bilder braucht, um ſich einen Begriff zu verſchaffen, zeigt eine Schwäche des Geiſtes an; denn ſelbſt einem Gedanken, den man auf dieſe Weiſe klar machen

könnte, würde es doch, bis auf einen gewiſſen Grad an Abſtraction und Feinheit mangeln. Die Abſtraction iſt weit über alle Bilder, ſie hat eine geometriſche Genauigkeit, und man kann ſie nicht anders als mit ihren beſtimmten Zeichen ausdrücken. Die vollkommene Feinheit des Geiſtes kann durch keine Allegorie feſt gehalten werden; die Schattirungen der Darſtellungen ſind niemals ſo zart als metaphyſiſche Ideen und was man körperlich darſtellen kann wird niemals das geiſtreich-feinſte des Gedankens ſeyn. Aber auſſer dem daß die Allegorie dem Gedanken, welchen ſie ausdrücken will, ſchadet, ſind die Werke dieſer Gattung, faſt ohne irgend einer Art von Anmuth. Der Zweck iſt doppelt; man will eine moraliſche Wahrheit anſchaulich machen und durch ihr Bild, durch die Fabel, einnehmen; immer mißglückt eins durch das Bedürfniß das andere zu erreichen. Der abſtracte Begriff iſt unbeſtimmt dargeſtellt und das Gemählde hat keine dramatiſche Wirkung; es iſt eine Fiction in der Fiction, an deren Begebenheiten wir keinen Antheil nehmen können, weil ſie nur da ſind um philoſophiſche Reſultate vorzuſtellen, die man weit mühſamer begreift als wenn ſie rein metaphyſiſch ausgedruckt wären; man muß in Allegorien das Abſtracte von dem, was dem Bilde zugehört, ſondern, die Begriffe unter dem Nahmen der Perſonen, die ſie vorſtellen, entdecken und das Räthſel zu errathen ſuchen ehe man den Gedanken begreift. Wenn man erklären will, was dem ſonſt ſo angenehmen Gedichte, Telemach, Einförmigkeit

giebt, ſo wird man finden, daß es die Figur des Mentors iſt, die, zugleich wunderbar und allegoriſch auf doppelte Weiſe beſchwerlich iſt. Als wunderbar benimmt ſie uns alle Unruhe über Telemachs Schickſal, denn man iſt gewiß, daß die Götter ihn aus allen Gefahren ſiegreich herausführen werden; als allegoriſch zerſtört ſie die ganze Wirkung der Leidenſchaften die aus dem innern Streite derſelben entſpringt. Die zwey Gewalten welche die Moraliſten in dem Herzen des Menſchen unterſcheiden, ſind in Fenelons Gedicht als zwey Perſonen aufgeſtellt. Mentors Character iſt ohne Leidenſchaft und Telemach ohne Herrſchaft über ſich ſelbſt; der Menſch ſteht zwiſchen beyden und nun weiß man nicht, an welchem Gegenſtand man Theil nehmen ſoll.

Jene auffallenden Allegorien, wo, wie in Theleme und Macare der Wille reiſt, um das Glück zu finden, dieſe verlängerten Allegorien in denen, wie in Spenſers *Fairy Queen*, jeder Geſang eine Tugend als Ritter im Streite gegen ein Laſter vorſtellt, können uns eigentlich nicht anziehen, von welcher Art auch das Talent ſey, das ſie verziert. Ermüdet von dem romanhaften Theil der Allegorie gelangt man zum Ende, und man hat nicht mehr Kraft den philoſophiſchen Sinn zu faſſen.

Die Fabeln, in denen man die Thiere reden läßt, dienten im Anfang zu einer Art Gleichniß, in welcher das Volk leichter den Sinn begriff, nachher hat man daraus eine eigene Gattung der Dichtkunſt gemacht, in

welcher viele Schriftſteller ſich geübt haben. Es gab einen Mann, der ſich einzig in dieſer Laufbahn zeigte, deſſen Naturell ſo vollkommen war, daß es weder zweymal entſtehn noch einmal nachgeahmt werden konnte. Ein Mann, der die Thiere reden läßt als wenn ſie eine Art von denkenden Weſen wären, in einer Welt, in der weder Vorurtheile noch Anmaſſungen herrſchen. Eben Lafontainens Talent entfernt von ſeinen Schriften die Idee der Allegorie, indem er den Character der Thierarten perſonificiret, und ihn nach ſeinen eigenen Verhältniſſen ausmahlt; das Comiſche ſeiner Fabeln kommt nicht aus Anſpielungen, ſondern es entſpringt aus dem wahrhaften Bilde der Sitten der Thiere, die er auf den Schauplatz bringt. Nothwendig war dieſer Erfolg begrenzt, und alle andern Fabeln, die man in verſchiedenen Sprachen verſucht hat, theilen, indem ſie zur Allegorie zurückkehren, auch ihre Unbequemlichkeit.

Die Werke voll Anſpielungen ſind auch eine Art Dichtung, deren Verdienſt nur die Zeitgenoſſen recht lebhaft empfinden; die Nachwelt beurtheilt dieſe Schriften ohne auf das Verdienſt der Wirkung zu ſehen, die ſie zu ihrer Zeit haben konnten, und ohne die Schwierigkeiten in Anſchlag zu bringen, die ihre Verfaſſer zu überwinden hatten. Sobald das Talent in einem gewiſſen Bezuge arbeitet, verliehrt es ſeinen Glanz mit den Umſtänden die es in Bewegung ſezten. Hudibras zum Beiſpiel iſt vielleicht eins von denen, worinn man am meiſten Witz findet, aber weil man immer in dem

was der Verfaſſer geſagt hat, aufſuchen muß, was er ſagen wollte, weil Noten ohne Zahl nöthig ſind um ſeine Scherze zu verſtehen und weil man ehe man lachen oder Theil nehmen kann, ſich vorläufig unterrichten muß, ſo kann der Werth dieſes Gedichts nicht mehr allgemein empfunden werden. Ein philoſophiſches Werk kann fodern, daß man nachforſche um es zu verſtehen, aber eine Dichtung von welcher Art ſie ſey, bringt keine entſchiedene Wirkung hervor, als wenn ſie in ſich ſelbſt alles enthält wodurch ſie allen Leſern, in allen Momenten, einen vollkommenen Eindruck geben kann. Je mehr eine Handlung zu den gegenwärtigen Umſtänden paßt, deſto nützlicher iſt ſie, deßwegen iſt ihr Ruhm unſterblich; die Werke des Schriftſtellers aber gewinnen nur, in ſo fern ſie ſich von den gegenwärtigen Begebenheiten losmachen, um ſich zur unveränderlichen Natur der Dinge zu erheben und alles was die Schriftſteller für den Augenblick thun, iſt, wie Maſſillion ſich ausdrückt, verlohrne Zeit für die Ewigkeit.

Einzelne Gleichniſſe, die auch gewiſſermaſſen Allegorien ſind, zerſtreuen die Aufmerkſamkeit weniger, und der Gedanke, der vor ihnen meiſt vorausgeht, wird nur durch ſie aufs neue entwickelt; aber ſelten iſt ein Gefühl oder ein Gedanke in ſeiner ganzen Stärke, wenn man ſie durch ein Bild ausdrücken kann, das: ſterben ſollt' er! des alten Horatz, hätte kein Bild vertragen. Wenn man das Kapitel des Montesquieu lieſſet, wo er, um den Despotiſmus zu ſchildern, ihn mit den Wil-

den der Louiſiane vergleicht, ſo wünſchte man an der Stelle dieſes Bildes einen Gedanken des Tacitus oder des Verfaſſers ſelbſt zu leſen. Freylich würde es zu ſtreng ſeyn allen dieſen Putz zu verbannen, deſſen der menſchliche Geiſt ſo nothwendig hat, um von neuen Begriffen auszuruhen, oder den bekannten Mannigfaltigkeit zu geben. Die Bilder, die Schilderungen bringen den Zauber der Poeſie hervor und beleben alles was ihr ähnlich iſt, aber was aus dem Nachdenken entſpringt erlangt eine gröſſere Gewalt, eine weit mehr concentrirte Kraft, wenn der Ausdruck des Gedankens ſeine Stärke nur aus ihm ſelbſt nimmt.

Auch unter den Allegorien, wie unter den wunderbaren Dichtungen, finden wir Werke, die philoſophiſche Ideen ſcherzhaft vortragen wollen, ſo iſt das Mährchen von der Tonne, Gulliver, Mikromegas, u. ſ. w. Ich könnte von dieſer Gattung wiederholen, was ich von der andern geſagt habe: wenn man Lachen erregt, ſo iſt der Zweck erfüllt; aber doch giebt es einen höhern Zweck in dieſer Art von Schriften; man will einen philoſophiſchen Gegenſtand anſchaulich machen, und es geſchieht nur unvollkommen. Wenn die Allegorie an ſich ſelbſt unterhaltend iſt, ſo merken die Menſchen mehr auf die Fabel als auf das Reſultat und Gulliver hat mehr als Mährchen gereitzt, als ſeine Reſultate unterrichtet und moraliſch gebeſſert haben. Die Allegorie wandelt immer zwiſchen zwey Klippen. Iſt ihr Zweck zu deutlich ausgeſprochen, ſo wird er läſtig; iſt er verborgen, ſo

vergißt man ihn; verſucht man die Aufmerkſamkeit zu theilen, ſo kommt man in Gefahr, gar keine zu erregen.

II.

In dem zweyten Theil verſprach ich von hiſtoriſchen Dichtungen zu reden, von Erfindungen nämlich die auf wahre Begebenheiten gegründet ſind.

Die Gegenſtände der Tragödien ſind meiſt aus der Geſchichte genommen; doch wenn man ſo viele Empfindungen in einen Raum von vier und zwanzig Stunden und fünf Acten einſchließen ſoll, oder wenn man ſeinen Helden in der Höhe der epiſchen Poeſie erhalten will, ſo zeigt uns kein Menſch, keine Geſchichte ein vollkommenes Muſter. Hier iſt Dichtung nöthig, aber ſie nähert ſich nicht dem Wunderbaren. Es iſt keine andere Natur, hier iſt keine Wahl aus der, die vor uns liegt. Wir dürfen alsdann der poetiſchen Sprache nur das, was ihr eigen iſt, nachgeben, ſo iſt unſer Herz der beſte Richter der ſchönſten Situationen und der epiſchen oder dramatiſchen Charaktere; ſie ſind von der Geſchichte entlehnt; nicht aber entſtellt, ſie ſind von dem was ſie ſterbliches hatten, abgeſondert und ſo gewiſſermaßen vergöttert, nichts iſt außer der Natur in dieſer Dichtungsart; natürliche Verhältniſſe natürlicher Gang; und wenn ein Menſch, der zum Ruhme gebohren iſt, ein Meiſterſtück wie die Henriade, den Gengiskan, Mithridat oder Tankred anhört, wird er bewundern ohne zu ſtaunen, er wird genießen ohne an den Verfaſſer zu denken, und ohne

hier die Schöpfung eines talentreichen Künſtlers zu vermuthen.

Aber es giebt eine andere Art von hiſtoriſchen Dichtungen die ich völlig verbannt wünſchte, es ſind Romane auf die Geſchichte gepfropft, wie die Anecdoten des Hofs Philipp Auguſts und andere. Man könnte dieſe Romane artig finden, wenn man die bekannten Nahmen veränderte, aber jetzt ſtellen ſich dieſe Erzählungen zwiſchen uns und die Geſchichte, um uns Details zu zeigen, deren Empfindung, indem ſie den gewöhnlichen Lauf des Lebens nachahmt, ſich dergeſtalt mit dem Wahren verwirrt, daß man ſie davon nicht wieder abſcheiden kann.

Dieſe Gattung zerſtöhrt die Moralität der Geſchichte, indem ſie die Handlungen mit einer Menge Beweggründe, die niemals exiſtirt haben, überladen muß, und reicht nicht an den Werth des Romans, weil ſie, genöthigt ſich an ein wahres Gewebe zu halten, den Plan nicht mit Freyheit und mit der Folge ausbilden kann, wie es bey einem Werk von reiner Empfindung nöthig iſt. Das Intereſſe, das ein ſchon berühmter Nahme für den Roman erregen ſoll, gehört zu den Vortheilen der Anſpielungen, und ich habe ſchon zu zeigen verſucht, daß eine Dichtung, die Erinnerungen ſtatt Entwickelungen zu Hülfe nimmt, niemals in ſich ſelbſt vollkommen ſey. Auch iſt es übrigens gefährlich die Wahrheit ſo zu entſtellen; man mahlt in ſolchen Romanen nur die Verwickelungen der Liebe. Die übrigen Begebenheiten der Epoche die man wählt ſind alle ſchon durch den Geſchichtſchreiber

dargeſtellt, nun will man ſie durch den Einfluß der Liebe erklären, um den Gegenſtand ſeines Romans zu vergröſſern; und ſo ſtellt man ein ganz falſches Bild des menſchlichen Lebens auf. Man ſchwächt durch dieſe Dichtung die Wirkungen welche die Geſchichte hervorbringen ſollte, von der man den erſten Gedanken geborgt hat, wie ein übles Gemählde dem Eindruck des Originals ſchaden kann, woran es durch einige Züge unvollkommen erinnert.

III.

Die dritte und letzte Abtheilung dieſes Verſuchs ſoll von dem Vorzuge ſolcher Dichtungen handeln, in denen alles zugleich erfunden und nachgeahmt iſt. Die Trauerſpiele, deren Inhalt ganz erfunden iſt, werden aber nicht in dieſer Abtheilung begriffen ſeyn, ſie mahlen eine erhöhtere Natur, einen hohen Stand und eine beſondere Lage. Die Wahrſcheinlichkeit dieſer Stücke hängt von ſehr ſeltenen Begebenheiten ab, aus denen nur wenig Menſchen ſich etwas zueignen können. Zwar nehmen die Dramen, die Comödien auf dem Theater denſelben Rang ein, den die Romane unter den andern Dichtungsarten haben, auch hier erſcheint das Privatleben und natürliche Umſtände; aber die theatraliſchen Bedürfniſſe hindern ſolche Entwickelungen, durch welche man das Beiſpiel zunächſt auf ſich beziehen kann. Man hat zwar dem Drama erlaubt, ſeine Perſonen anders woher als aus der Klaſſe der Könige und Helden zu wählen, aber man kann nur ſtarke Verhältniſſe mahlen, weil man nicht die Zeit

hat die Schattierungen abzuſtuffen. Das Leben iſt nicht ſo eingeſchränkt, nicht in Contraſten, nicht theatraliſch, wie ein Stück erfunden ſeyn muß. Die dramatiſche Kunſt hat andere Wirkungen, andere Mittel, andere Vortheile, von denen man beſonders reden müßte; aber nur der neue Roman iſt im Stande, auf unſere Bildung durch das Gemählde unſerer gewohnten Empfindungen nützlich zu wirken.

Man hat eine beſondere Klaſſe für die philoſophiſchen Romane errichten wollen, und hat nicht bedacht, daß alle philoſophiſch ſeyn ſollen. Alle ſollen, aus der innern Natur des Menſchen geſchöpft, wieder zu ſeinem Innern ſprechen, und hierzu gelangt man weniger wenn man alle Theile der Erzählung auf einen Hauptbegriff richtet, denn man kann alsdann weder wahr noch wahrſcheinlich in der Verbindung der Begebenheiten ſeyn; jedes Kapitel iſt eine Art von Allegorie, deren Begebenheiten nichts als das Bild des Grundſatzes darſtellen, der nun folgen ſoll. Die Romane Candide, Zadik und Memnon, die übrigens ſo allerliebſt ſind, würden viel tiefer auf uns wirken, wenn ſie erſtlich nicht wunderbar wären, wenn ſie ein Beiſpiel und kein Gleichniß darſtellten, und dann wenn die Geſchichte nicht gewaltſam auf Einen Zweck hindeutete. Dieſen Romanen geht es wie den Lehrmeiſtern, denen die Kinder nicht glauben, weil alles, was begegnet, zu der Lection paſſen ſoll die ſie ihnen einſchärfen wollen; da doch die Kinder ſchon ohngefähr merken, daß in dem wahren Gang der Begebenheiten weniger Regelmäßigkeit iſt.

Aber in den Romanen Richardſons und Fielдings, die ſich an der Seite des Lebens halten um die Abſtufungen, die Entwickelungen, die Inkonſequenzen der Geſchichte des menſchlichen Herzens darzuſtellen und doch dabey die beſtändige Rückkehr der Reſultate aller Erfahrung zur Moralität der Handlungen und zum Vortheil der Tugend zu zeigen, ſind die Begebenheiten erfunden, aber die Empfindungen dergeſtallt aus der Natur, daß der Leſer oft glaubt, man rede mit ihm, und habe nur die kleine Rückſicht genommen, den Nahmen der Perſon zu verändern.

Die Kunſt Romane zu ſchreiben ſteht nicht in dem Rufe den ſie verdient, denn eine Menge ungeſchickter Verfaſſer haben mit ihren elenden Arbeiten eine Gattung erdrückt, in der die Vollkommenheit das größte Talent erfodert, und in welchem jedermann mittelmäßig ſeyn kann. Dieſe unzählbare Menge geſchmackloſer Romane hat faſt die Leidenſchaft ſelbſt, welche ſie ſchildern, abgenutzt, und man fürchtet ſich in ſeiner eigenen Geſchichte das mindeſte Verhältniß zu Situationen zu finden, welche ſie beſchreiben. Nur die Autorität großer Meiſter konnte dieſe Gattung wieder emporheben, ohngeachtet ſo viele Schriftſteller ſie herunter gebracht hatten. Wie ſehr zu bedauern iſt es, daß man ſolche Werke erniedrigt, indem man die häßlichen Gemählde des Laſters hineinmiſchte, und anſtatt ſich des Vortheils der Dichtung zu bedienen, um alles was in der Natur belehren und als Muſter dienen könnte, um den Menſchen zu

ſammeln, geglaubt hat daß man die gehäſſigen Gemählde der verdorbenen Sitten nicht ohne gute Wirkung darſtellen könne, eben als wenn ein Herz, das ſie abſtößt, ſo rein bliebe, als das Herz das ſie niemals kannte.

Dagegen iſt ein Roman, wie man ſich davon einen Begriff machen kann, wie wir auch einige Muſter haben, eine der ſchönſten Productionen des moraliſchen Geiſtes. Sie wirkt mit ſtiller Gewalt auf die Geſinnungen der Privatperſonen, aus denen nach und nach die öffentlichen Sitten ſich bilden. Dem ohngeachtet iſt aus gewiſſen Urſachen die Achtung für das Talent das nöthig iſt um ſolche Werke hervorzubringen, nicht allgemein genug, da ſie ſich gewöhnlich der Liebe widmen, der gewaltſamſten, allgemeinſten und wahrſten aller Leidenſchaften, dieſe aber ihren Einfluß nur über die Jugend ausübt, und in den übrigen Epochen des Lebens nicht mehr zur Theilnahme aufruft.

Aber ſind nicht alle tiefe und zärtliche Empfindungen von der Natur der Liebe? Wer iſt zum Enthuſiasmus der Freundſchaft fähig? wer zur Ergebung im Unglück? wer zur Verehrung ſeiner Eltern? wer zur Leidenſchaft für ſeine Kinder? als ein Herz das die Liebe gekannt oder verziehen hat. Man kann Ehrfurcht für ſeine Pflichten haben, aber niemals ſie mit frohem Hingeben erfüllen, wenn man nicht mit allen Kräften der Seele geliebt hat, wenn man nicht Einmal aufgehört hat zu ſeyn um ganz in einem andern zu leben. Das Schickſal der Weiber, das Glück der Männer, die nicht berufen ſind, Reiche

zu regieren, hängt oft für das übrige Leben von dem Einfluß ab, den ſie in der Jugend der Liebe auf ihre Herzen erlaubt haben; aber in einem gewiſſen Alter vergeſſen ſie jene Eindrücke ganz und gar, ſie nehmen einen andern Character an, beſchäftigen ſich mit andern Gegenſtänden, und überlaſſen ſich andern Leidenſchaften.

Dieſe neuen Bedürfniſſe müßte man auch zum Innhalt der Romane wählen, dann, ſcheint mir, würde ſich eine neue Laufbahn denjenigen erdfnen, die das Talent beſitzen zu ſchildern und durch die innerſte Kenntniß aller Bewegungen des menſchlichen Herzens uns anzulocken. Der Ehrgeitz, der Stolz, die Habſucht, die Eitelkeit könnten Gegenſtände zu Romanen werden, deren Vorfälle neuer und deren Begebenheiten eben ſo mannichfaltig ſeyn würden, als diejenigen, die aus der Liebe entſpringen. Wollte man ſagen, daß die Schilderung jener Leidenſchaften ſchon in der Geſchichte aufgeſtellt wird, und daß man ſie eigentlich da aufſuchen müſſe, ſo läßt ſich antworten: daß die Geſchichte niemals zu dem Privatleben der Menſchen reicht, nicht bis zu den Empfindungen und Charaktern, woraus keine öffentlichen Begebenheiten entſprungen ſind.

Auch wirkt die Geſchichte nicht auf uns durch ein moraliſches und unterhaltenes Intereſſe, das Wahre iſt öfters unvollſtändig in ſeinen Wirkungen. Uebrigens würde man durch Entwickelungen, die allein tiefe Eindrücke hinterlaſſen, den ſchnellen und nothwendigen Gang der Erzählung aufhalten, und einem hiſtoriſchen Werk

eine Art von dramatiſcher Form geben, da es doch ein ganz anderes Verdienſt haben ſoll. Endlich iſt die Moral der Geſchichte niemals vollkommen ausgeſprochen, entweder, weil man nicht beſtändig und mit Gewißheit die innern Empfindungen darſtellen kann, wodurch die Böſen in der Mitte ihres Glücks geſtraft werden und tugendhafte Seelen ſich bey allem Unglück belohnt fühlen, oder weil das Schickſal des Menſchen überhaupt in dieſem Leben nicht zu ſeinem Ende gelangt.

Die practiſche Moral, die auf die Vortheile der Tugend gegründet iſt, wird durch das Leſen der Geſchichte nicht immer geſtärkt. Zwar verſuchen die großen Geſchichtſchreiber, und beſonders Tacitus, die Moralität aller Begebenheiten, die ſie erzählen, zu zeigen; man beneidet den ſterbenden Germanikus und verabſcheut Tiberen auf ſeiner Höhe, aber doch können Geſchichtſchreiber nur diejenigen Empfindungen mahlen, von welchen die Handlungen zeugen, und das, was ſich bey der Geſchichte am lebhafteſten eindruckt, iſt mehr das Uebergewicht des Talents, der Glanz des Ruhms und der Vortheil der Macht, als eine ſtille Sittenlehre, die zart und ſanft das Glück der einzelnen Menſchen, in ihren nächſten Verhältniſſen, hervorbringt.

Ich will dadurch keinesweges der Geſchichte zu nahe treten, und hier die Erfindungen ausſchließlich vorziehen, denn dieſe müſſen ja ſelbſt aus der Erfahrung geſchöpft werden. Die feinen Schattierungen, die uns der Roman vorlegt, fließen aus philoſophiſchen Reſultaten her, aus

jenen Grundideen, die uns das große Bild der öffentlichen Begebenheiten gleichfalls darſtellt. Aber die Moralität der Geſchichte kann nur in ihrer großen Maſſe beruhen. Nur durch die Rückkehr einer gewiſſen Anzahl von Veränderungen lehrt uns die Geſchichte wichtige Reſultate, die jedoch nicht einzelne Menſchen, wohl aber ganze Nationen ſich zueignen können.

Ein Volk kann von den Regeln, welche die Geſchichte aufſtellt, Gebrauch machen, weil ſie unveränderlich ſind, und man ſie auf allgemeine und große Verhältniſſe immer anwenden kann, aber man ſieht in der Geſchichte nicht die Urſachen der vielfachen Ausnahmen und eben dieſe Ausnahmen können jeden einzelnen Menſchen verführen; denn wenn die Geſchichte uns bedeutende Umſtände bewahrt, ſo bleiben doch dazwiſchen ungeheure Lücken, in welchen vieles Unglück, viele Fehler Raum haben, woraus doch die meiſten Schickſale der Privatperſonen beſtehen. Dagegen können die Romane mit ſo viel Gewalt und ſo ausführlich Character und Empfindungen mahlen, daß keine Lectüre einen ſo tiefen Haß gegen das Laſter und eine ſo reine Liebe für die Tugend hervorbringen könnte. Die Moralität der Romane hängt mehr von der Entwickelung innerer Bewegungen der Seele, als von den Begebenheiten ab, die man erzählt; nicht aus dem willkührlichen Umſtand, den der Verfaſſer erfindet, um das Laſter zu ſtrafen, zieht man die nützliche Lehre; aber die Wahrheit der Gemählde, die Steigerung oder Verkettung der Fehler, der Enthuſiasmus bey Aufopferun-

gen, die Theilnahme am Elend läßt unauslöſchliche Züge zurück. Alles iſt in ſolchen Romanen ſo wahrſcheinlich, daß man ſich leicht überredet, alles könne ſo begegnen; es iſt nicht die Geſchichte des Vergangenen, aber man könnte oft ſagen, es ſey die Geſchichte der Zukunft. Man hat behauptet, daß Romane eine falſche Idee vom Menſchen geben, das iſt von ſchlechten Romanen wahr, wie von Gemählden, welche die Natur übel nachahmen; aber nichts giebt eine ſo tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, als dieſe Gemählde aller Umſtände des gemeinen Lebens und der Eindrücke, die ſie hervorbringen; nichts übt ſo ſehr das Nachdenken, das in dem Einzelnen ſehr viel mehr zu entdecken findet, als in allgemeinen Ideen.

Die Schriften, welche uns die Denkwürdigkeiten einzelner Menſchen überliefern, und die wir unter dem allgemeinen Nahmen der Memoiren begreifen, würden auch dieſen Endzweck erreichen, wenn ſie nicht auch, wie die Geſchichte, nur berühmte Männer und öffentliche Angelegenheiten allein beträfen. Und wären auch die meiſten Menſchen geiſtreich und aufrichtig genug, um eine getreue und characteriſtiſche Rechenſchaft von dem zu geben, was ſie im Lauf ihres Lebens erfahren haben; ſo könnten doch dieſe aufrichtigen Erzählungen nicht alle Vortheile des Romans in ſich vereinigen, denn man würde in ihnen eine Art dramatiſchen Effects vermiſſen, der die Wahrheit nicht entſtellen darf, aber der ſie, indem er ſie zuſammendrängt, auffallender macht; ſo wie

die Kunſt des Mahlers die Gegenſtände nicht verändert, ſondern ſie nur fühlbarer darſtellt. Die Natur läßt uns oft die Gegenſtände ohne Abſtufung ſehen, ſie zeigt Contraſte nicht auffallend; und indem man ſie knechtiſch nachahmte, würde man ſie niemals darſtellen; die genaueſte Erzählung enthält zwar eine gewiſſe Wahrheit der Nachahmung; vom Bilde verlangt man aber eine Harmonie, die ihm eigen ſey und eine wahre Geſchichte, merkwürdig durch ihre Schattirungen, durch Empfindungen und Charactere bedarf dennoch zu ihrer Darſtellung eines Talents, das auch fähig wäre, eine Dichtung hervorzubringen.

Wenn uns nur nicht auch das Genie, das wir bewundern müſſen, weil es uns in die Tiefen des menſchlichen Herzens blicken läßt, manchmal durch ſo viele Details beſchwerlich fiele, mit welchen die berühmteſten Romane gleichſam erdrückt ſind. Der Autor glaubt, daß ein Gemählde dadurch an Wahrſcheinlichkeit gewinne, und ſieht nicht, daß alles, was das Intereſſe ſchwächt, die einzige Wahrheit der Fiction zerſtöhrt, den Eindruck nämlich, den ſie hervorbringt. Wenn man auf dem Theater alles, was in dem Zimmer vorgeht, vorſtellen wollte, ſo würde man die theatraliſche Illuſion völlig zerſtöhren. So haben die Romane auch ihre dramatiſchen Bedingungen, und es giebt in der Erfindung nichts nothwendiges, als was die Wirkung des Erfundenen vergröſſern kann. Wenn ein Blick, eine Bewegung, ein unbemerkter Umſtand, dienen kann, einen Character zu

mahlen, eine Empfindung zu entwickeln; ſo hat man, je einfacher das Mittel iſt, deſto mehr Verdienſt, es ergriffen zu haben; aber die genaue einzelne Darſtellung einer gewöhnlichen Begebenheit vermindert die Wahrſcheinlichkeit, anſtatt ſie zu vermehren. Wenn man zur poſitiven Idee des Wahren durch Details, die nur ihm gehören, zurückgeführt wird, ſo tritt man aus der Illuſion heraus, und man iſt bald ermüdet, weder den Unterricht der Geſchichte, noch das Intereſſe des Romans zu finden.

In der Gabe zu bewegen liegt die große Gewalt der Dichtungen; man kann faſt alle moraliſche Wahrheiten fühlbar machen, wenn man ſie in Handlung ſetzt. Die Tugend hat einen ſolchen Einfluß auf das Glück oder Unglück des Menſchen, daß man die meiſten Lagen des Lebens von ihr abhängig machen kann. Es giebt ſtrenge Philoſophen, die alle Rührung verdammen, die verlangen, daß die Sittenlehre ihre Gewalt allein durch den Ausſpruch ihrer Pflichten ausübe, aber nichts paßt weniger zu der Natur des Menſchen überhaupt, als eine ſolche Meinung; man muß die Tugend beleben, wenn ſie mit Vortheil gegen die Leidenſchaften ſtreiten ſoll, nur ein erhöhtes Gefühl findet Freude bey der Aufopferung. Man muß das Unglück auszieren, wenn es allen Gaukeleien verderblicher Verführungen vorgezogen werden ſoll. Ja! die rührenden Dichtungen ſind es, welche die Seele in großmüthigen Leidenſchaften üben und ihr darinn eine Gewohnheit geben. Ohne es zu wiſſen, geht ſie ein Bündniß mit ſich ſelbſt ein, und ſie würde ſich ſchämen,

zurückzutreten, wenn ihr eine ſolche Lage perſönlich werden könnte.

Aber je mehr die Gabe zu rühren eine wirkliche Gewalt hat, deſto nöthiger iſt es, ihren Einfluß auf Leidenſchaften eines jeden Alters, auf Pflichten einer jeden Lage auszudehnen; die Liebe iſt meiſt der Gegenſtand der Romane, und Charactere, auf die ſie nicht wirkt, ſind nur wie Beywerke angebracht. Wenn man einem andern Plan folgte, würde man eine Menge neuer Gegenſtände entdecken. Tom Jones hat von allen Werken dieſer Art die allgemeinſte Moral, die Liebe erſcheint darinn nur als ein Mittel, damit das philoſophiſche Reſultat deſto lebhafter hervortrete. Zu zeigen, wie ungewiß das Urtheil ſich auf den äußern Schein gründe; zu zeigen, welches Uebergewicht die natürlichen Eigenſchaften über jene Reputationen haben, denen nur die Rückſicht äußerer Verhältniſſe zu gute kommt, dieſes hatte der Verfaſſer des Tom Jones vor Augen, und es iſt einer der nützlichſten und mit Recht berühmteſten Romane. Neuerlich iſt einer erſchienen, dem man zwar hie und da Längen und Nachläſſigkeiten vorwerfen kann, aber der genau die Idee der unerſchöpflichen Gattung giebt, von der ich geſprochen habe, es iſt Caleb William von Goodwin. Die Liebe hat wenig Einfluß in dieſe Dichtung, nur eine gränzenloſe Leidenſchaft für äußeres Anſehn in dem Helden des Romans und in Caleb eine verzehrende Neugierde: ob auch Falkland die Achtung verdiene, die er erworben hat, bringt das In-

tereſſe der Erzählung hervor, und indem man von dieſer romanhaften Darſtellung hingeriſſen wird, wird man dabey zum tiefſten Nachdenken aufgefodert.

Einige unter Marmontel's moraliſchen Erzählungen, einige Kapitel der empfindſamen Reiſen, einige abgeſonderte Anecdoten aus dem Zuſchauer und andern moraliſchen Schriften, einige Stücke aus der deutſchen Litteratur, welche ſich täglich mehr erhebt, zeigen uns eine kleine Anzahl glücklicher Dichtungen, die uns die Verhältniſſe anderer Leidenſchaften als der Liebe darſtellen. Aber ein neuer Richardſon hat ſich noch nicht gewidmet, die übrigen Leidenſchaften der Menſchen in einem Roman zu ſchildern, ihren Fortſchritt, ihre Folgen ganz zu entwickeln, das Glück eines ſolchen Werks könnte nur aus der Wahrheit der Charactere, aus der Stärke der Contraſte, der Energie der Situationen entſtehen und nicht aus jener Empfindung, die ſo leicht zu mahlen iſt, die uns ſobald einnimmt, die den Weibern gefiele, durch das, woran ſie erinnert, wenn ſie auch nicht durch Größe oder Neuheit der Bilder anzöge. Was für Schönheiten lieſſen ſich nicht in einem ehrgeitzigen Lovelace entdecken? auf welche Entwickelungen würde man gerathen, wenn man alle Leidenſchaften zu ergründen und bis in ihre einzelnen Wirkungen zu kennen bemüht wäre, wie bisher die Liebe in den Romanen behandelt worden iſt.

Man ſage nicht, daß moraliſche Schriften zur Kenntniß unſerer Pflichten vollkommen hinreichen; ſie können nicht die Schattirungen einer zarten Seele verfolgen, ſie

können nicht zeigen, was alles in einer Leidenſchaft liegt. Man kann aus guten Romanen eine reinere höhere Moral herausziehen, als aus einem didactiſchen Werk über Tugend; eine ſolche Schrift, indem ſie trockner iſt, muß zugleich nachſichtiger ſeyn, und die Grundſätze, welche man im allgemeinen muß anwenden können, werden niemals den Heroismus der Zartheit erreichen, von dem man wohl ein Beyſpiel aufſtellen, daraus aber mit Vernunft und Billigkeit niemals eine Pflicht machen kann.

Welcher Moraliſt hätte ſagen dürfen: wenn deine Familie dich zwingen will einen abſcheulichen Menſchen zu heyrathen, und du dich durch dieſe Verfolgung verleiten läſſeſt, einem Mann, der dir gefällt, nur einige Zeichen der reinſten Neigung zu geben, ſo wirſt du dir Schande und Tod zuziehen! und doch iſt das der Plan von Clariſſen, das iſts, was man mit Bewunderung lieſt, ohne ſich gegen den Verfaſſer aufzulehnen, der uns rührt und gewinnt.

Welcher Moraliſt hätte zu behaupten gewagt, daß es beſſer ſey, ſich der tiefſten Verzweifelung zu überlaſſen, der Verzweifelung, die den Verſtand angreift und das Leben bedroht, als den tugendhafteſten Mann zu heyrathen, deſſen Religion von der eurigen verſchieden iſt, und doch rührt uns Clementinens Liebe, indem ſie gegen Gewiſſensſcrupel kämpft, wenn wir auch ihre abergläubiſchen Meinungen nicht billigen. Der Gedanke der Pflicht, die über Leidenſchaft ſiegt, iſt ein Anblick, der auch ſelbſt diejenigen erweicht und rührt, deren Grund-

ſätze nicht im mindeſten ſtreng ſind, und die mit Verachtung ein ſolches Reſultat verworfen hätten, wenn es ſich vor der Schilderung als Grundſatz hätte aufdringen wollen; da es als Folge und Wirkung ganz natürlich aus ihr herfließt. So finden ſich in Romanen einer weniger erhabenen Art die zarteſten Grundſätze über das Betragen der Frauen; in den Meiſterſtücken, die unter dem Nahmen der Prinzeßin von Cleve, des Grafen Comminge, Ceciliens bekannt ſind, in den Romanen der Madam Riccoboni, in Carolinen, deren Reitz ſo allgemein empfunden wird, in der rührenden Epiſode von Galliſten, in Camillens Briefen, worinn die Fehler einer Frau und das Unglück, das ſie nach ſich ziehen, ein ſittlicheres, ein ſtrengeres Bild ſind, als ſelbſt der Anblick der Tugend, und wie viel franzöſiſche, engliſche und deutſche Werke könnte ich anführen, um dieſe Meinung zu beſtätigen. Ich wiederhole: die Romane haben das Recht, die ſtrengſte Tugend darzuſtellen, ohne daß wir uns dagegen auflehnen. Sie haben unſer Gefühl gewonnen, und das allein ſpricht für die Nachſicht, und indeſſen moraliſche Schriften und ihre ſtrengen Grundſätze durch das Mitleid gegen das Unglück oder durch den Antheil an der Leidenſchaft beſtritten werden, beſitzen die Romane die Kunſt, ſelbſt dieſe Regungen auf ihre Seite zu ziehen und ſie zu ihrem Endzweck zu gebrauchen.

Was man gegen die Romane, in welchen die Liebe behandelt wird, immer mit vielem Rechte ſagen kann, iſt, daß dieſe Leidenſchaft darinn ſo gemahlt iſt, daß ſie

dadurch erzeugt werden kann, und daß es Augenblicke des Lebens giebt, in welchen dieſe Gefahr größer iſt, als alle Vortheile, die man davon erwarten könnte; aber dieſe Gefahr würde niemals entſtehn, wenn man andere Leidenſchaften der Menſchen zum Gegenſtand wählte. Indem man die erſten flüchtigſten Symptome einer gefährlichen Leidenſchaft characteriſtiſch zeichnete, könnte man ſich und andere davor zu bewahren ſuchen; der Ehrgeitz, der Stolz, die Habſucht erzeugen ſich oft ohne Wiſſen derer, die ſich ihnen nach und nach ergeben, nur die Liebe wächſt durch die Darſtellung ihrer eignen Gefühle, aber das beſte Mittel, die übrigen Leidenſchaften zu beſtreiten iſt, ſie zu entdecken und aufzuſtellen. Wenn ihre Züge, ihre Triebfedern, ihre Mittel und ihre Wirkungen ſo an den Tag gebracht, ſo durch die Romane populariſiert würden, wie es mit der Geſchichte der Liebe gegangen iſt, ſo würde man, in der Geſellſchaft, über alle Verhandlungen des Lebens, die Regeln weit ſicherer und die Grundſäze zarter finden.

Aber wenn auch bloß philoſophiſche Schriften, wie es Romane thun, alle möglichen Schattirungen unſerer Handlungen vorausſehen und aufſtellen könnten, ſo würde die dramatiſche Moral doch noch immer den großen Vortheil haben, daß ſie uns zur Indignation bewegen, unſere Seele erheben, und eine ſanfte Melancholie über ſie ausbreiten, und, durch dieſe verſchiedenen Wirkungen romanhafter Situationen, die Erfahrung gleichſam ſupplíren kann. Dieſer Eindruck iſt demjenigen ähnlich,

den wir erhalten hätten, wenn wir Zeugen bey den Fällen ſelbſt geweſen wären, aber, indem er immer auf Einen Zweck gerichtet iſt, wird der Gedanke nicht zerſtreuet, wie es durch die unzuſammenhängenden Gegenſtände, die uns umgeben, geſchieht, und, laßt uns noch eins bedenken, es giebt Menſchen, über welche die Pflicht keine Gewalt hat, und die man vielleicht noch vom Laſter abhalten könnte, wenn man ihnen zeigte, es ſey möglich ſie zu rühren. Zwar würden Charactere, die nur durch Beyhülfe der Rührung menſchlich ſeyn könnten, die, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, des phyſiſchen Vergnügens der Seele bedürfen, um gut und edel zu ſeyn, unſere Achtung wenig verdienen, aber wenn die Wirkung rührender Fictionen allgemein und popular würde, dürfte man vielleicht hoffen, in einer Nation ſolche Weſen nicht mehr zu finden, deren Character eine unbegreifliche moraliſche Aufgabe bleibt. Der Stufengang vom Bekannten zum Unbekannten iſt lange unterbrochen, ehe man begreifen kann, was vor Empfindungen die Henker Frankreichs geleitet haben. Keine Beweglichkeit des Geiſtes, keine Erinnerung eines einzigen mitleidigen Eindrucks muß ſich in ihre Seele bey keiner Gelegenheit durch keine Schrift entwickelt haben, daß es ihnen möglich ward, ſo anhaltend, ſo unnatürlich grauſam zu ſeyn und dem menſchlichen Geſchlecht, zum erſtenmal, eine vollkommene gränzenloſe Idee des Verbrechens zu geben.

Es giebt Werke, wie der Brief Abelard's von Po-

pen, Werther, die Portugieſiſchen Briefe; es giebt ein Werk in der Welt: die neue Heloiſe, deren gröſtes Verdienſt in der Beredtſamkeit der Leidenſchaften beſteht, und obgleich der Gegenſtand oft moraliſch iſt, ſo gewinnen wir doch eigentlich nur dadurch den Begriff von der Allmacht des Herzens. Man kann dieſe Art Romane in keine Claſſe ſtellen. Es giebt in einem Jahrhundert Eine Seele, Ein Genie, das dahin zu reichen vermag, es kann keine Gattung werden, man kann dabey keinen Endzweck ſehen; aber wollte man wohl dieſe Wunder der Sprache verbieten, dieſe tiefgeholten mächtigen Ausdrücke, die allen Bewegungen paſſionierter Charactere genug thun. Leſer, die ein ſolches Talent mit Enthuſiasmus aufnehmen, ſind nur in einer kleinen Anzahl und ſolche Werke thun ihren Bewunderern immer wohl. Laßt brennenden und gefühlvollen Seelen dieſen Genuß, ſie können ihre Sprache nicht verſtändlich machen; die Gefühle, von denen ſie bewegt werden, begreift man kaum, und man verdammt ſie immer. Sie würden ſich auf der Welt ganz allein glauben, ſie würden bald ihre Natur, die ſie von allen Menſchen trennt, verwünſchen; wenn leidenſchaftliche und melancholiſche Werke ihnen nicht eine Stimme in der Wüſte des Lebens hören ließen, und in ihre Einſamkeit einige Strahlen des Glücks brächten, das ihnen in der Mitte der Welt entflieht. In dieſen Freuden der Abgeſchiedenheit finden ſie Erholung von den vergeblichen Anſtrengungen betrogner Hoffnung, und wenn die Welt ſich fern von dem unglücklichen Weſen

bewegt, ſo bleibt eine beredte und zärtliche Schrift bey ihm, wie ein treuer Freund, der ihn genau kennt. Ja das Buch verdient unſern Dank, das nur einen einzigen Tag den Schmerz zerſtreut; es dient gewöhnlich den beſten Menſchen, denn zwar giebt es Schmerzen, die aus Fehlern des Characters entſpringen, aber wie viele kommen nicht aus einer Superiorität des Geiſtes, oder aus einer Fühlbarkeit des Herzens, und man würde das Leben viel beſſer ertragen, wenn man einige Eigenſchaften weniger hätte. Eh' ich es noch kenne, hab' ich Achtung für das Herz, das leidet, und gebe ſolchen Dichtungen Beyfall, wenn ſie auch nur Linderung ſeiner Schmerzen zum Zweck hätten. In dieſem Leben, wodurch man beſſer hindurch geht, je weniger man es fühlt, ſollte man nur den Menſchen von ſich und andern abzuziehen ſuchen, die Wirkung der Leidenſchaften aufhalten, und an ihre Stelle einen unabhängigen Genuß ſetzen. Wer es vermöchte, könnte für den größten Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts gehalten werden, wenn der Einfluß ſeines Talents nicht auch verſchwände. *

* Einige Bemerkungen über dieſen Aufſatz der Madame Stael werden in dem nächſten Stücke folgen.

III.

Fortſetzung der Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache.

Vierter Brief.

Mit der Erfindung des Zeitmaaßes treten wir ſogleich in ein ganz andres Gebiet hinüber. Was man vor derſelben mit den Nahmen Geſang und Rang geehrt hat, iſt nichts dem Menſchen ausſchlieſſend eigenthümliches; wenn er ſich darin vor andern lebenden Geſchöpfen auszeichnet, ſo iſt es nicht der Art ſondern höchſtens dem Grade nach, und der Unterſchied hat ſeinen Grund bloß in der Verſchiedenheit ſeiner Organiſazion von andern thieriſchen. Die Fähigkeit ſich ſelbſt zu bewegen hebt auf der Grenze an, wo das Pflanzenreich ſich in das Thierreich verliert. Alle Bewegungen des Lebendigen ſind aber von zweifacher Art: entweder verurſacht ſie eine Begierde oder das Gegentheil derſelben; (wir haben kein ſchickliches Wort dafür, wo bloß von thieriſcher Natur die Rede iſt: in die Ausdrücke Abneigung, Verabſcheuung, iſt ſchon zuviel Menſchliches hineingetragen) oder Schmerz und Vergnügen drückt ſich in ihnen aus.

Sie laſſen ſich nicht weniger leicht unterſcheiden, wenn ſie auch, wie häufig geſchieht, in demſelben Augenblicke zuſammentreffen. Jene haben eine beſtimmte Richtung zu einem Gegenſtande hin oder davon hinweg: etwas Aeußres hat alſo auch nach Erregung der Begierde oder ihres Gegentheils, Einfluß darauf. Man kann ſie mit den Bewegungen lebloſer Körper vergleichen, welche durch Kräfte des Anziehens und Zurückſtoſſens bewirkt werden. Dieſe hingegen erfolgen, wenn einmal ein gewiſſer Zuſtand des Schmerzens oder des Vergnügens da iſt, ganz nach innern Geſetzen des körperliches Baues. Sie haben kein äußres Ziel, aber einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, wovon ſie ausgehen, nähmlich das nach auſſen hin wirkende Leben. Durch jene wird Befriedigung der Bedürfniſſe und Vermeidung deſſen betrieben, was Zerſtörung droht oder zu drohen ſcheint; das Thier verrichtet dadurch die zur Erhaltung ſeines Daſeyns nothwendigen Geſchäfte. In dieſen offenbaren ſich ſeine Zuſtände, ohne daß es dabey auf Veränderung derſelben abgeſehen wäre. Sind ſie ſchmerzlich, ſo haben die dadurch hervorgebrachten Aeuſſerungen immer das Anſehen von etwas unwillkührlich erpreßtem, wie ſie es denn auch wirklich ſind, weil kein Thier ſich darein ergiebt zu leiden, auſſer wenn es innrer Zerrüttung oder äußrer Gewalt durchaus nicht entfliehen kann. Die Bewegungen, welche aus Gefühlen des Wohlſeyns und einem Ueberfluſſe an Lebenskraft entſpringen, ſind zwar eben ſo ſehr ein bloſſes Spiel der Organe, und hängen von

körperlichen Reitzen ab, die unwiderſtehlich auf die Muskeln wirken; aber ſie ſchmeicheln uns mit einem täuſchenden Schein von Freyheit, und es giebt nichts in der thieriſchen Welt, was dem menſchlichen Genuſſe des Daſeyns ſo ähnlich wäre. Der Hund begrüßt ſeinen Herrn, den er nach einiger Abweſenheit wiederſieht, durch tauſend lebhafte Sprünge; das Füllen jagt ſich muthwillig wiehernd auf der Weide herum; ſelbſt das träge Rind, wenn es nach langem Aufenthalte in den Winterſtällen zum erſtenmal wieder Frühlingsluft wittert, wird zu ungeſchickt ausgelaſſenen Bewegungen und zu einem freudigen Brüllen erweckt. Was liegt wohl im Freudenſprunge, im Jubelgeſchrey des Wilden, ſo lange in beyden noch die urſprüngliche Regelloſigkeit mit ihrem ganzen Ungeſtüm herrſcht, das ein höheres Leben verriethe als das, welches er mit jenen Geſchöpfen theilt? Ja es giebt Thiere, deren Organiſazion ſich noch viel weiter von der unſrigen entfernt, denen aber die Natur, weil ſie nicht wie wir am Erdboden haften ſollten, ſondern für ein leichteres Element beſtimmt waren, eine uns verſagte behende und unermüdete Beweglichkeit verliehen hat, welche weit ſeltner ihren leicht befriedigten Bedürfniſſen zu dienen, als ihnen an ſich ſelbſt ein feineres Ergötzen zu gewähren ſcheint. Von den Mücken, wenn ſie in der Abendſonne ſpielen, ſagen wir, ſie tanzen; und das freye Umhergaukeln des Schmetterlings iſt oft beneidet, und zum Sinnbilde eines erhöhten Daſeyns erwählt worden.

Eben ſo verhält es ſich mit dem Gebrauch der Stimme. Die meiſten thieriſchen Laute gehören wohl zu den Bewegungen der zweyten Art, welche einen Zuſtand verkündigen, nicht zu jenen, wodurch etwas erreicht oder vermieden werden ſoll. Zwar ſcheinen ſich manche Thiere allerley dadurch zu verſtehen zu geben, einander herbeyzurufen, ja ganze Unterredungen zu halten. Indeſſen könnte man, ohne ſich grade wie jener morgenländiſche Weiſe dafür auszugeben, man wiſſe die Sprache der Vögel zu deuten, doch wohl unternehmen, dergleichen Laute und die Antworten darauf, mit Ausſchlieſſung alles Abſichtlichen, bloß aus dem Antriebe eines gefühlten Bedürfniſſes, und aus ähnlichen, durch die gehörte Stimme eines verwandten Thiers angeregten Reitzen zu erklären. Wie dem auch ſey, betrachtet man die Bewegungen der Stimme nicht als Mittel, Gegenſtände zu bezeichnen, ſondern nur als Ausdruck innrer Zuſtände, worauf ſie doch beym Geſange zurückgeführt werden, ſo fehlt ſo viel, daß der Menſch ſich hierin eines angebohrnen Vorzugs rühmen könnte, daß er vielmehr nur durch eine Ausbildung, die er allein ſich ſelbſt zu geben vermag, und durch die fortgeſetzte Uebung vieler Geſchlechter, ſich die Biegſamkeit, den Umfang der Singſtimmen, und das feine Gehör für das Harmoniſche in den Uebergängen erwirbt, welche manchen Gattungen der Vögel ohne Unterricht eigen ſind. Doch an künſtlicher Schönheit des Geſanges mag der Menſch ſie noch ſo weit übertreffen; die zarte Regſamkeit der Organiſazion, wo-

durch bey ihnen allen Gefühlen der Luſt und des Verlangens Stimme gegeben wird, ſo daß ihr innigſtes Leben in der Kehle zu wohnen ſcheint, muß er an dieſen kleinen Muſen der thieriſchen Schöpfung bewundernd lieben, und kann dieſelbe höchſtens nur mit ihnen theilen.

An den Bewegungen der Glieder und der Stimme, wodurch der Menſch wirkliche Gefühle ausdrückt (von Nachahmung kann hier noch nicht die Rede ſeyn) iſt alſo das Zeitmaaß das erſte unterſcheidende Kennzeichen ſeiner Natur. Daraus, daß auch manche Thiere an Beobachtung deſſelben gewöhnt werden können, folgt, wie wir geſehen haben, daß die Fähigkeit, Bewegungen in gemeßnen Zeiten vorzunehmen, auch im Menſchen bloß der Organiſazion angehört. Aber kein Thier beſchränkt auf dieſe Weiſe von ſelbſt, ohne menſchliche Anleitung, die Freyheit ſeiner gleichgültigen, geſchweige dann ſeiner leidenſchaftlichen Verrichtungen. Daraus folgt unwiderleglich, daß es durch kein Bedürfniß dazu getrieben wird. Da folglich das Bedürfniß, welches den Menſchen allgemein auf Erfindung des Zeitmaaßes geleitet hat, unter allen mit ähnlichen Sinnen verſehenen Geſchöpfen von ihm allein gefühlt wird, ſo kann es nicht bloß körperlich ſeyn, ſondern muß aus der ihm eigenthümlichen geiſtigen Beſchaffenheit herrühren. Wenn dich ſo trockne Erörterungen nicht ermüden, meine Freundin, ſo laß uns auf dem zurückgelegten einige Schritte umkehren, um dieß deutlicher zu entwickeln.

Ich ſchilderte dir in meinem vorigen Briefe die über-

wältigende Heftigkeit der Leidenſchaft in rohen Gemüthern, und den ſtarken Trieb, ſie in die wildeſten Aeußerungen zu ergießen, der ſelbſt dem Gefühle gänzlicher Erſchöpfung nicht nachgiebt. So ſchwer es uns fällt in ſolchen Ausſchweifungen die Würde der Vernunft zu erkennen, ſo iſt es doch unläugbar, daß der Menſch nur durch das, was ihn über die Thiere erhebt, derſelben fähig wird. Thieriſche Leidenſchaften werden bloß durch körperliche Antriebe erregt; ſie werden daher auch durch dergleichen Antriebe von entgegengeſetzter Art, ſobald die letzten die ſtärkern ſind, unfehlbar wieder aufgehoben. Nur ſolche Leidenſchaften, die ein wahres Bedürfniß zum Ziele haben, können, wenn die Befriedigung verſchoben wird, zu einer für das Thier ſelbſt zerrüttenden Heftigkeit gelangen. Andre, wobey dieß nicht der Fall iſt, zum Beyſpiele, wenn ein Thier durch Neckereyen zum Zorne gereitzt worden, hören bald von ſelbſt auf, befriedigt oder unbefriedigt, wenn der Gegenſtand den Sinnen entrückt iſt. Der Menſch hingegen iſt mit ſeinem Daſeyn nicht auf die Eindrücke des Augenblicks eingeſchränkt. Er hat das Vermögen, Vorſtellungen ſelbſtthätig feſtzuhalten und zu erwecken. So wie darauf die ganze Entwickelung der menſchlichen Erkenntnißkräfte beruht, ſo läßt ſich auch ohne daſſelbe keine Anlage zur Sittlichkeit denken. Ohne Vergleichung könnte der Verſtand nicht urtheilen und der Wille nicht wählen. Aber lange ehe der Menſch von ſeinen Vorſtellungen einen ſittlichen Gebrauch machen, und ſich durch ihr Gegengewicht wider alle ſinnlichen Reize bey

einem Vorſatze behaupten lernt, wirken ſie ſinnlich, und ihre ganze Macht wirft ſich verſtärkend auf die Seite der Leidenſchaften. Dieſe beherrſchen alſo, bis die Vernunft ſie unter ihre Botmäßigkeit gebracht hat, den menſchlichen Körper unumſchränkt, da ſie bey dem Thiere nur ſeinen Bedürfniſſen oder ſeiner Sicherheit dienen, weswegen auch jede Zähmung derſelben, wie nützlich der Menſch ſie für ſeine Abſichten mit den Thieren finden möge, als eine wahre Ausartung anzuſehen iſt. Wie frühe ſchon leidenſchaftliche Vorſtellungen über körperliche Empfindungen im Menſchen die Oberhand gewinnen, darüber laſſen ſich an ganz kleinen Kindern die auffallendſten Beobachtungen machen. Wie oft laſſen ſie ihren Verdruß über ein weggenommenes Spielzeug, wodurch doch kein eigentliches Bedürfniß, ſondern nur der Trieb nach Beſchäftigung befriedigt wird, ſo laut und anhaltend ausbrechen, daß ihnen die Anſtrengung ſehr ſchmerzlich werden muß, und laſſen dennoch nicht davon ab! Die Unart des Kindes und die Ausgelaſſenheit des Wilden fließen aus Einer Quelle her; den ganzen Unterſchied machen unentwickelte und entwickelte Organe, Mangel und Ueberfluß an Kräften.

Da der Menſch nun, vermöge der Zuſammenſetzung ſeines Weſens, einem verderblichen Uebermaaße in den Leidenſchaften ausgeſetzt iſt, und bey dem erſten Erwachen ſeiner Freyheit unvermeidlich darein verfällt, ſo iſt ihm eben dadurch aufgegeben, ſie zu mäßigen, und Ordnung in ſeinem Innern zu erſchaffen. Aber die gewalti-

gen Stürme des Gemüths, wodurch dieſe Foderung um ſo nothwendiger und dringender wird, verhindern den unerzognen Sohn der Natur ſie anzuerkennen, ja ſie nur zu vernehmen. Ungezügelte Freyheit iſt ſein höchſtes Gut; in ihr genießt er das volle Gefühl ſeiner Kraft: wie ſollte er nicht alles von ſich weiſen, was ſich anmaaßt ſie im geringſten einzuſchränken? Der Menſch hätte alſo immerfort durch alle Zeiten im Stande der Wildheit verharren können, er hätte durchaus darin verharren müſſen, wäre nicht die Natur ſelbſt durch manche wohlthätige Kraft, die ſie in ihm, und um ihn her verbarg, Vermittlerin zwiſchen ſeinen Sinnen und ſeiner Vernunft geworden. Er nimmt die Hand nicht wahr, welche ihn leitet, und erſt wann er von einer höhern Stufe der Bildung zurückſieht, erſtaunt er in ſeinen frühen Träumen Vorbilder ſeiner theuerſten Wahrheiten, in dem, was oft ſein Spiel war, Vorübungen der ernſten Pflicht zu erkennen. Geſang und Tanz, die liebſten Beſchäftigungen des Menſchengeſchlechts in ſeiner Kindheit, bieten ein Beyſpiel hievon dar. Der Ausdruck der Leidenſchaften wurde weit früher als ſie ſelbſt gebändigt. Das letzte hätte einen Vorſatz erfodert, welchen zu faſſen das ſinnliche Geſchöpf noch ganz unfähig war; jenes geſchah ohne ein abſichtliches Wollen durch das Bedürfniß. Die anfangs unwillkührliche und inſtinktmäßige Beobachtung des Zeitmaaßes in ausdrückenden Bewegungen und Tönen ſtellte das Gleichgewicht zwiſchen Seele und Körper wieder her, welches durch die Uebermacht wilder Gemüths-

bewegungen und des gleich ſtarken Triebes, ſie auszulaſſen, aufgehoben worden war. Hatte der Menſch dieſe wohlthätige Wirkung erſt einmal erfahren, ſo kehrte er natürlicher Weiſe bey jedem neuen Anlaſſe zu dem zurück, was ſie ihm verſchafft hatte, und machte es ſich zur Gewohnheit. Die geordnete Freyheit, die er in ſeinem Innern noch nicht kannte, mußte ihm doch in den äußern Verkündigungen deſſelben gefallen: er ahnete darin entfernt ſeine höhere Beſtimmung. Indem er ſich ſeiner Leidenſchaft ungebunden hingab, ſchmeichelte ihm ein gemeſſener Rhythmus mit einer Art von Herrſchaft über ſie. Zwar ſtellt ſich der Menſch in ſeinem ganzen äußern Thun ſo dar, wie es der Beſchaffenheit und Lage ſeines Innern gemäß iſt; allein dieſe innige Gemeinſchaft zwiſchen Gefühl und Ausdruck iſt nicht bloß einſeitige Abhängigkeit. Der Ausdruck, wie ſich jeder dieß leicht durch eigne Erfahrung beſtätigen kann, wirkt nach innen zurück, und verändert das Gefühl ſelbſt, wenn ihm eine fremde Urſache einen verſchiednen Grad der Stärke, oder eine verſchiedne Richtung gegeben hat. Auf ſolche Weiſe mußten die Leidenſchaften, indem ihre kräftigen Ausbrüche durch Einführung eines ordnenden Maaßes in Geſang und Tanz umgeſchaffen wurden, ebenfalls gemildert werden.

Daß der Rhythmus gleich von den früheſten Zeiten nach ſeiner Entſtehung dieſe Wirkung gehabt, darüber giebt es, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine hiſtoriſchen Nachrichten, und kann dergleichen nicht geben. Welches

Alterthum viele Sagen der Völker auch von ſich rühmen mögen, ſo ſind ſie doch gewiß alle viel ſpätern Urſprungs, und nur der Geiſt des Wunderbaren, welcher in ihnen herrſcht, entrückt ſie in jene dämmernde Ferne. Poeſie wurde nachher das einzige Mittel, wodurch jedes Geſchlecht dem folgenden die Haupteindrücke ſeines Lebens als den köſtlichſten Nachlaß übergab. In ihrer erſten Geſtalt, wo ſie noch nichts weiter war als unmittelbarer Ausbruch einer beſtimmten, gegenwärtigen Leidenſchaft, lebte ſie ſelbſt nicht länger als das, was ihr Odem gegeben hatte. Allein geſetzt auch, Ueberlieferung wäre ſchon möglich geweſen: wie hätte der Menſch, noch kaum zur Beſinnung erwacht, der Rückkehr in ſich ſelbſt fähig ſeyn ſollen, welche erfodert wurde, um ſich von einer ſolchen allmähligen, nie von andern Gefühlen abgeſonderten Wirkung auf ſein Innres Rechenſchaft zu geben? Wie viel gehörte nicht dazu, bis er überhaupt nur ſo weit kam, zu ſich ſelbſt zu ſagen, er habe eine Seele! Wir ſehen es ja aus manchem Denkmahl alter oder wenig gebildeter Sprachen, daß Völker, unter denen ſchon viele andre Betrachtungen angeſtellt worden waren, immer noch große Mühe hatten, von der wollenden und denkenden Kraft, welche dem Menſchen inwohnt, ſich eine nur nicht gar verworrene Vorſtellung, wie von einem körperlichen Werkzeuge zu machen. Indeſſen haben wir doch in einigen Mythen, welche die erſten Fortſchritte des Menſchengeſchlechts bildlich erklären ſollten, das gültigſte Zeugniß, das man in einer Sache dieſer Art

verlangen kann. Die Anfänge des geſitteten Lebens werden mit der Erfindung der Muſik zuſammengeſtellt; die als Götter oder Herren verehrten Stifter beyder, Oſiris und Iſis bey den Aegyptiern, bey den Griechen vorzüglich Orpheus, ſollen ſich der Macht des Geſanges bedient haben, um die rohen Gemüther zu zähmen. Freylich läßt ſich hievon auch eine andre nicht zu verwerfende Deutung geben, daß man nähmlich ein ſo großes Wunder nicht ſowohl dem Rhythmus der Lieder, als den Empfindungen, die aus ihnen athmeten, den Lehren, die ſie vortrugen, zuſchreibt. Aber alsdann verjüngt man dieſe Sagen gewiſſermaaßen, und betrachtet jene Nahmen, mit welchen ein religiöſer Glaube nachher ſo viel allgemeines verflocht, als wirkliche Perſonen, deren Wohlthaten ihr Andenken auf die Nachwelt gebracht haben. Denn damit ſich einzelne Menſchen unter ihren Mitbrüdern durch menſchlicheres Gefühl und höhere Erkenntniß auszeichnen können, muß ſchon das ganze Geſchlecht nicht mehr auf der unterſten Stufe ſtehn. Der Geſang muß ſchon ein Gegenſtand des Wohlgefallens geworden ſeyn, wenn durch ſeine Hülfe ſanften Empfindungen, weiſen Sprüchen Eingang verſchafft werden ſoll. Die älteſten aller Erfindungen dankt das Menſchengeſchlecht Niemanden insbeſondre: ſie gehören ſeiner eignen Natur, und demnächſt dem Himmel und der Erde an, inſofern dieſe durch günſtige Einflüſſe ihrer Entwickelung zu Hülfe kamen. Der älteſte Orpheus war wohl nirgends perſönlich gegenwärtig: er wohnte überall verborgen im thieri-

ſchen Menſchen, und als er zum erſten Mahl göttlich hervortrat, und das wüſte Toben der Leidenſchaft durch melodiſchen Rhythmus feſſelte und zähmte, konnte kein Ohr und kein Herz ſeiner Zaubergewalt widerſtehen.

Der Trieb, Andre gleichſam in ſein eignes Daſeyn aufzunehmen, und wiederum in ihnen vervielfacht zu leben, der zwar nicht ſelbſt die Fähigkeit zur Sprache iſt, aber ſie doch hervorgerufen hat, macht die eigentlich menſchliche Grundlage der Geſelligkeit aus, wie viel andre Umſtände und Bedürfniſſe auch dazu einladen oder nöthigen mögen. Schon in den früheſten Zeiten des geſelligen Standes (und wann lebte der Menſch wohl völlig einſam?) mußte daher häufig der Fall kommen, daß dieſelben Gefühle mehrere Gemüther zu gleicher Zeit bewegten, entweder weil Einer ſie den Uebrigen durch ſichtbaren und hörbaren Ausdruck mitgetheilt hatte, oder weil das, was ſie hervorbrachte, alle gemeinſchaftlich betraf. Das Beyſammenſeyn einer Anzahl von Menſchen in leidenſchaftlichem Zuſtande, von denen jeder ſich ganz ſeiner Willkühr überläßt, muß auch dann, wann ſie alle nach derſelben Richtung hinſtreben, unausbleiblich tumultuariſch werden. Man hat es ja häufig unter geſitteten Völkern erlebt, daß in ſolchen Fällen die Wahrheit Raſende machte, und der Patriotismus Gräuelthaten verübte. Es entſteht ein Chaos von Kräften, worin ſelbſt das Gleichartige ſich zu kennen aufhört und mit blinder Feindſeligkeit gegen einander treibt. Will eine Verſammlung ihrer würdig handeln, das heißt, nicht als roh zu-

ſammengehäufte Maſſe, ſondern als ein Ganzes, von Einem Willen beſeelt, ſo muß jeder Einzelne ſich bis auf einen gewiſſen Grad ſeiner Freyheit entäußern, um dagegen von allen Uebrigen vertreten zu werden. Der allgemeine Wille bedarf einer Stimme, die ihn rein und vernehmlich verkündige: wenn die Eintracht einer verſammelten Menge nicht mit ſinnlicher Gegenwart in ihrer Mitte erſcheint, ſo iſt ſie ſo gut als nicht vorhanden. Gäbe es nun ein Mittel, wodurch viele Menſchen ſich im Ausdrucke derſelben Empfindungen vereinigen könnten, ohne ſich gegenſeitig zu ſtören noch zu übertäuben, und wodurch bey einem noch ſo vielfachen, gewaltigen Wiederhalle des lauten Lebensodems doch alles Mißfällige vermieden würde: ſo müßte dabey die gemeinſchaftliche Regung, durch die erklärte Theilnahme Aller beſtätigt, ſich zwar um ſo tiefer in die Gemüther pflanzen, aber es könnte nicht fehlen, der milde Sieg des geſelligen Triebes über den ſelbſtiſchen, würde ihre äußere Stürme um vieles beſänftigen. Die Leidenſchaften der einzelnen Glieder der Geſellſchaft glichen alsdann nicht mehr wild laufenden Waſſern, die beym geringſten Aufſchwellen eine Ueberſchwemmung verurſachen müſſen, ſondern wären wie Bäche in einem Strom verſammelt, und flöſſen in ihm zwar unaufhaltſam, doch um ſo ruhiger fort, je tiefer und breiter ſein Bett geworden wäre. Ein ſolches Mittel iſt aber Geſang und Tanz, ſobald beyde durch das Zeitmaaß geordnet ſind, denn das wird weſentlich erfodert, wenn man nicht bacchantiſch durcheinander to-

ben ſoll. Dieſes könnte man als die zweyte Art anſehen, wie der Rhythmus, bloß als Geſetz der Bewegung betrachtet, den wilden Menſchen ein wohlthätiger, göttlicher Orpheus ward. Er war es, der ausdrückende Gebährden und Töne, in denen ſonſt nur uneingeſchränkte, hartnäckige Willkühr geherrſcht, an ein friedliches Nebeneinanderſeyn gewöhnte, ſie zum Bande der Geſelligkeit und zugleich zu ihrem ſchönſten Sinnbilde umſchuf. Kein Wunder alſo, wenn Geſang und Tanz unter wenig gebildeten Völkern von jeher die Seele aller Zuſammenkünfte war, und noch iſt. Ein gemiſchter Haufe wird dadurch in Chöre geſondert und gereiht.

Daß dieſe menſchlich natürlichen Künſte Sache der Geſellſchaft wurden, konnte und mußte zum Theil auf ihre weitere Bildung den entſchiedenſten Einfluß haben. Zuverläßig beſchränkte es zuvörderſt ihre urſprüngliche Freyheit, und fügte zu dem, worin man ohne Abſicht, faſt ohne Bewußtſeyn übereinſtimmte, äußerliche Geſetze der Uebereinkunft und des Herkommens hinzu. Um Verwirrung zu vermeiden war eine gewiſſe Anordnung, beſonders beym Tanze, unentbehrlich; und da dieſe nicht im Weſen des Alle beſeelenden Gefühls lag, ſo gewann der Verſtand dabey Raum, beſonnener zu verfahren, zu wählen und das an ſich Gleichgültige allmählig mit dem Gefallenden zu vertauſchen. Das Verlangen nach dieſem iſt ſo tief und weſentlich im Menſchen gegründet, daß er es faſt eben ſo früh zu offenbaren anfängt, als er Erzeugniſſe der Natur für irgend einen Zweck benutzt. Es

genügt ihm nicht, daß ſein Werkzeug dieſen erreiche: er will ſich gern durch etwas höheres als Schöpfer darin erkennen. Der Bogen des Wilden muß nicht bloß in die Ferne treffen; das Holz oder Horn, woraus er verfertigt iſt, muß auch zierlich geſchnitzt und geglättet ſeyn. Bald wird die Auſſenſeite ſeines eignen Körpers ihm ein Gegenſtand dieſes künſtleriſchen Triebes: Putz war überall, ausgenommen in ganz rauhen Himmelsſtrichen, das frühere Bedürfniß, und bedeckende Kleidung nur ein ſpäterer Fortſchritt zur Ueppigkeit. Mag uns der Putz der Wilden (ſo ſchelten wir einander Nationenweiſe, ſagt ein wackrer Forſcher, ohne daß einmahl jemand ſo keck oder ſo billig wäre, zu ſagen, was ein Menſch und was ein Wilder ſey) noch ſo abentheuerlich, widerſinnig, ja abſcheulich vorkommen; das eigenthümliche Gepräge unſrer Natur, welches ihm ſeine Beſtimmung giebt, kann zwar darin entſtellt, aber nie ganz ausgelöſcht werden. Im Wohlgefallen an vermeyntlich ſchönem Zierrath, und in dem Vermögen der Einbildungskraft, ihn zu erfinden, liegen die edelſten Künſte, die ſich je unter geiſtreichen Völkern bis zur Reife entfaltet haben, wie in ihrem Keime beſchloſſen. Man glaube auch nicht etwa, daß eine beträchtliche Höhe der Ausbildung dazu gehöre, ehe dieſe Anlagen wirkſam werden können, weil wir im geſitteten Europa unter den geringeren Ständen oft jede Spur davon vermiſſen. Wenn durch eine drückende Lage das freye Spiel der Kräfte, und mit ihm zugleich der wohlthätige Einfluß der Natur

gehemmt wird, ohne daß die Vortheile der Verfeinerung zum Erſatz dafür dienen, ſo wird der Menſch dadurch in einen Stand der Barbarey zurückgeworfen, dem ungebundne, kräftige Wildheit gewiß weit vorzuziehen iſt.

Doch ich kehre von dieſer kleinen Abſchweifung zurück. Das erſte Aufdämmern des vorher ſchlafenden Triebes nach Schönheit eröffnet wieder eine ganz neue, weite Ausſicht künftiger Entwickelungen der drey rhythmiſchen Künſte. Die Seele fing an ſich im Ausdrucke ihrer Gefühle, wenigſtens ſolcher, die nicht gradezu ſchmerzlich ſind, zu gefallen, und wiederhohlte ihn daher gern, auch wenn das Bedürfniß, was ſie anfangs dazu gedrungen hatte, ſchon geſtillt war. Nun erſt wurde alſo Tanz und Geſang als Ergötzung getrieben. Es mußte endlich dahin kommen, daß man ſich durch Hülfe der Phantaſie freywillig aus einem ruhigen Zuſtande in lebhafte Regungen verſetzte. So entſtand eigentliche Dichtung; ſo kam Nachahmung zum Vorſchein; denn alles Vorhergehende war reine, unvermiſchte Wahrheit geweſen.

Du wirſt bemerkt haben, liebe Freundin, daß ich im Gange aller obigen Betrachtungen zwey Sätze ohne Beweis angenommen und ſtillſchweigend zum Grunde gelegt, weil ſie mir von ſelbſt einzuleuchten ſchienen. Erſtlich: Poeſie ſey urſprünglich von der Art geweſen, die man in der Kunſtſprache lyriſch nennt. Zweytens: man habe ſie immer unvorbereitet nach der Eingebung des Augenblicks geſungen; mit einem Ausdrucke, der

uns Deutſchen wie die Sache ſelbſt fremd iſt, improviſirt. Was jenes betrifft, ſo erinnre ich hier nur mit wenigen Worten, daß dem empfindenden Weſen ſein eigner Zuſtand das Nächſte iſt; daß der Geiſt der Dinge zuerſt nur in ihrer Beziehung auf dieſen wahrnimmt, und ſchon zu einer ſehr hellen Beſonnenheit gediehen ſeyn muß, um ſeine Betrachtung derſelben, wenn ich ſagen darf, ganz aus ſich heraus zu ſtellen. Durch welche Veranlaſſungen und auf welchen Wegen die andern Gattungen, die in der lyriſchen eingewickelt lagen, ſich in der Folge von ihr geſondert, erzähle ich dir ein andres Mahl. Vorbereitung läßt ſich ohne Abſicht nicht denken: und wie ſollte dieſe bey den älteſten Geſängen, Kindern der Leidenſchaft und des Bedürfniſſes Statt gefunden haben? Das Natürliche geht immer vor dem Künſtlichen her. Zu der Zeit, da noch alle Menſchen dichteten, waren die Dichter wohl nicht ſo ängſtlich für die Ewigkeit ihrer Werke beſorgt, als heut zu Tage: das Lied, das auf ihren Lippen gebohren ward, ſtarb auch in demſelben Augenblicke. Es dem Gedächtniſſe einzuprägen, konnte ihnen ſchwerlich einfallen, eben ſo wenig als wir alle Worte, in der Hitze eines leidenſchaftlichen Geſprächs ausgeſchüttet, aufzubewahren gedenken. Das gemeinſchaftliche Singen gab vielleicht auch hiezu den erſten Anlaß. Sollte der Chor wiederhohlen, was Einer vorgeſungen hatte, ſo mußte er ſich Worte und Melodie wenigſtens für ſo lange merken; das Gedächtniß wurde mit ins Spiel gezogen, wie gering auch der Dienſt ſeyn

mochte, den man ihm anfangs zumuthete. Doch dieß läßt ſich auch aus einer andern Urſache ableiten. Die Sprache war ſo äußerſt arm an Worten und Wendungen, der Kreis der Vorſtellungen ſo enge gezogen, daß man nicht vermeiden konnte, häufig auf eben daſſelbe zurückzukommen. Wenige Ausrufungen hießen ſchon ein Lied: ſie genügten dem einfältigen Herzen, erſchöpften aber auch den ganzen Reichthum des kindiſchen Geiſtes. Oft geſungen, blieben ſie natürlich ſamt ihren Anordnungen im Gedächtniſſe hängen, und boten ſich bey einer ähnlichen Gelegenheit von ſelbſt wieder dar.

Um deine Geduld zu belohnen, liebſte Amalie, wenn du dieſen Brief, ohne etwas zu überſpringen, bis zu Ende geleſen haſt, füge ich etwas hinzu, worüber du wenigſtens einen Augenblick lächeln magſt; ein Paar Proben von Poeſie, welche ein Weltumſegler aus der Südſee zurückgebracht. Folgendes Lied dichteten einige Neuſeeländer aus dem Stegereif, als ſie den Tod eines ihnen befreundeten Taheitiers erfuhren:

Aeghih, matte, ah wäh, Tupaia!
Gegangen, todt! O weh! Tupaia!

Das zweyte iſt fröhlicher. Die Taheitierinnen begrüßen damit ihre Göttin O-Hinna, die nach ihrem Glauben in den Flecken des Mondes wohnt:

Te - Uwa no te malama,
Te - Uwa te hinarro.

Dem Monde iſt doch von jeher in allen Landen viel artiges geſagt worden. Lebe wohl!

Die Fortſezung folgt.

IV.

Der Ritter von Tourville.

Annas Hilarion von Cortentin und Tourville ſtammte aus einem alten, berühmten, in der Normandie angeſeßenen Hauſe ab, das den gräflichen Titel führte, und dem Vaterlande ſeit mehrern Jahrhunderten viele wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Schon in ſeinem vierten Jahre ward ihm durch die Sorge ſeines Vaters, des Grafen Ceſar von Tourville eine Laufbahn eröfnet, die glücklicherweiſe ſeinen Neigungen und Talenten angemeſſen war, und ihn nachher zu einem glänzenden Ziele führte; er erhielt das Kreutz des Maltheſer Ordens. Der Tod ſeines Vaters überließ die Erziehung des jungen Ritters, der Gräfinn von Tourville. Die Lieblichkeit ſeiner Geſtalt, ſein freyer, heitrer Blick, die Sanftheit ſeiner kindiſchen Sitten, nahmen auf den erſten Anblick für ihn ein. Sein ſanftes, blaues, dennoch blitzendes Auge ſchien der Wiederſchein einer reinen und muthigen Seele; die Roſen der Jugend blühten auf ſeinen Wangen; eine immer freundliche Miene bürgte für die Güte ſeines Herzens; und ein vollendeter Körperbau verbunden

mit den Grazien der Leichtigkeit und Gewandheit, machten ihn zu einem der ſchönſten Jünglinge ſeiner Zeit.

Ungeachtet dieſer Bildung, die ihn mehr zu einem Helden der Liebe zu beſtimmen ſchien, entdeckte ſich bald die herrſchende Neigung des Ritters für den Krieg. Die Spielwerke des Knaben waren Waffen, Schlachten ſein Lieblingsgedanke, und mit einer ungewöhnlichen Aufmerkſamkeit horchte er auf die Erzählungen alter Krieger von den Thaten ihrer jungen Jahre. Die Gräfinn war weit entfernt, dieſe Neigung ihres Sohnes zu unterdrücken. Sie ſandte den Liebling ihres Herzens in ſeinem ſechszehnten Jahre nach Paris, wo ein naher Verwandter, der Herr de la Rochefoucault die fernere Sorge für ſeine Erziehung nahm. Das Inſtitut des Herrn von Renocour ſtand damals in dem gröſten Rufe, und der Ritter von Tourville zeichnete ſich durch die günſtigſten Anlagen für die körperlichen Uebungen, und durch ſeinen Fleiß und Eifer in den Wiſſenſchaften ſehr bald vor allen ſeinen Kameraden aus.

Drey Jahre hatte er in dieſem Inſtitute zugebracht, und ſein Lehrer hielt ihn für geſchickt genug, um die Ausübung der erlernten Grundſätze im Dienſte des Königs verſuchen zu dürfen. Dieſe günſtige Meinung traf mit ſeinen brennenden Wünſchen zuſammen; aber die Bemühungen des Herrn de la Rochefoucault, ihm in den Armeen des Königs eine Stelle zu verſchaffen, waren vergebens. Die Vermählung des Königs mit einer ſpaniſchen Infantinn hatte dem Reiche den Frieden

gegeben; viele Offiziere waren verabſchiedet worden; und dieſe hatten bey einer neuen Formirung des Heeres einen gegründeten Anſpruch auf den Dienſt. Schon verlor der Ritter von Tourville alle Hofnung, ſeiner herrſchenden Neigung folgen zu können, und war im Begriff, ſich in der Einſamkeit ſeines väterlichen Wohnſitzes zu begraben. als das Gerücht von einer SeeRüſtung, die der Ritter von Hocquincour auf eigne Koſten in dem Hafen von Marſeille veranſtalte, ſeinen Wünſchen neues Leben gab.

Dieſer merkwürdige Mann ſpielte eine zu wichtige Rolle in der Geſchichte des Ritters von Tourville, deſſen Lehrer, Freund und Gefährte er war, als daß eine kurze Nachricht von ihm, hier am unrechten Orte ſtehen ſollte. Als der jüngere Sohn ſeines Vaters des Marſchall von Hocquincour, hatte auch er im Kriege ſein Glück geſucht, und in den letztern Feldzügen mit vielem Ruhme gedient. Die rauhen Sitten ſeines Standes hatten keinen Einfluß auf ſein Betragen in der Geſellſchaft gehabt; bey einem geraden Sinn beſaß er alles gefällige des Umgangs, ohne die Manieren eines Höflings anzunehmen; immer bey gleicher Laune hat niemand mehr Freunde gehabt, als er. Wer ihn ſah, liebte ihn, wer ihn kennen lernte, opferte ſich für ihn auf. Der Friede hatte ihn an den Hof geführt, wo man ihn ſchätzte; aber das müſſige Leben am Hofe war nicht nach ſeinem Geſchmack, und der Donner einer Batterie ergötzte ihn mehr, als der glänzende Zirkel in den Zimmern des Monarchen von Frankreich. Als Maltheſer-Ritter hatte er ſchon in ſeinen jüngern Jahren

ſeinen Nahmen, auf den Kreutzzügen dieſes Ordens gegen die Seeräuber und Türken, in den Gewäſſern des Archipel furchtbar gemacht. Er entſchloß ſich jetzt, einen ſolchen Kreutzzug auf ſeine eigne Hand zu unternehmen, gieng heimlich nach Marſeille, und rüſtete eine Fregatte von 36 Kanonen aus; das geſchickteſte Fahrzeug für eine Expedition dieſer Art. Die Equipage war ſorgfältig ausgewählt, das Schiff mit allem verſehen, was es bedurfte, und Hocquincour gieng wieder nach Paris zurück, um ſeine häuslichen Geſchäfte in Ordnung zu bringen. Man ſprach bey Hofe von nichts als dem Unternehmen des Ritters von Hocquincour; man bewunderte ſeinen Muth, ſeinen Rittergeiſt. Eine große Anzahl von Jünglingen aus den erſten Häuſern, die das romantiſche dieſes ſeltenen Einfalls reizte, erwarteten mit Ungeduld ſeine Ankunft, um ihm ihre Dienſte anzubieten, und unter ſeiner Anführung zu lernen, der Gefahr zu trotzen. Er ſchränkte ſich auf zwölf ein, die er doch in der Folge bis auf zwanzig zu vermehren, nicht umhin konnte.

Tourvilles feuriger Geiſt brannte vor Begierde, dieſen Kreutzzug mitzumachen; die erſte Nachricht, die er davon hörte, entſchied auf immer ſeine Neigung für den Seedienſt; er eilte zu ſeinem Oheim; er bat ihn, ſich bey ſeinem alten Freunde Hocquincour für ihn zu verwenden. Rochefoucault entzückt über den Eifer ſeines jungen Neffen — geht noch an demſelben Tage zu Hocquincour; er entwirft ihm ein ſo vortheilhaftes Bild von Tourville, daß dieſer einen ſo ſeltenen Jüngling kennen

zu lernen wünſcht. Tourville wird ihm vorgeſtellt; die Schönheit des jungen Ritters und ſein zartes weiches Anſehn, das nicht gemacht zu ſeyn ſchien, die zahlloſen Beſchwerden eines Seezugs ertragen zu können, waren keine Empfehlung für ihn. Ungeachtet alles deſſen, was Rochefoucault von ſeinen körperlichen Kräften ſprach, von ſeinem Muth, von den Beweiſen, die er davon ſchon in der Akademie gegeben hatte, ſchien der Ritter von Hocquincour zu befürchten, daß er ihm nur eine unnütze Laſt ſeyn, und mehr verſprechenden Jünglingen den Platz benehmen möchte. Er ſagte ihm das alles ſelbſt, er entwarf ihm ein ſo treues aber zugleich ſo wenig einladendes Gemälde der anſtrengenden Arbeit, des Mangels an aller gewohnten Bequemlichkeit, der täglichen Gefahren, denen ein Zögling des Seekrieges auf den Schiffen der Maltheſer, die gegen die Türken kreutzen, ausgeſetzt iſt, daß wahrſcheinlich ein jeder andere, von minder feſtem Charakter gewankt haben würde. Aber Tourville antwortete dem alten Ritter mit ofner Stirne und von Muth blitzenden Augen: „Ich kenne freylich weder das Meer, „noch den Krieg auf dem Meer; aber ich bin doch alt „genug, um einzuſehen, daß er mit Gefahren verknüpft „iſt; und Gefahren ſinds eben was ich ſuche.“ — Eine ſo feſte Antwort überraſchte den Ritter von Hocquincour. Er umarmte den kühnen Jüngling, nahm ihn unter ſeine Gefährten auf, und befahl ihm, ſich innerhalb acht Tagen zur Abreiſe bereit zu machen.

Der Ritter von Hocquincour fand bey ſeiner Ankunft

in Marſeille ſeine Fregatte ſchon faſt ſeegelfertig auf der Rhede liegen; es bedurfte nur noch einiger Anordnungen, und in wenig Tagen konnte er ſchon die Küſten von Frankreich verlaſſen. Dieſe wenigen Tagen wurden von den jungen Leuten ſeines Gefolges dem Genuß des Lebens, unter dem ſchönen Himmel der Provence gewidmet, wo die lieblichſte Natur in ewig jungem Glanze erſcheint; bald wurden ſie alle in den Taumel einer allgemeinen Freude hineingezogen; nur erſchien unter ihnen nirgends der Ritter von Tourville. Er war gleich bey ihrer Ankunft in Marſeille verſchwunden, und niemand hatte ſich um ihn bekümmert. Hocquincour, der ſchon nicht wenig Vergnügen an ſeiner Unterhaltung fand, bemerkte ſeine Abweſenheit ſehr bald, der ſeine Kameraden eben nicht die günſtigſte Auslegung gaben; er erkundigte ſich genauer, und erfuhr, daß Tourville beſtändig am Bord der Fregatte ſey, ſich von frühen Morgen biß in die ſpäte Nacht in den Manövren eines gemeinen Matroſen übe, die Schiffsoffiziere um alles befrage, was die Conſtruktion eines Schiffes, das Tauwerk, die Behandlung der Seegel, kurz die ganze Nautik angehe; daß er alle Arbeiten der Matroſen mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit und Geſchicklichkeit nachmache, keine Mühe ſcheue, und den Gedanken an das Land ganz und gar vergeſſen zu haben ſcheine.

Eine ſolche Aufführung muſte dem Ritter von Hocquincour eine hohe Idee von ſeinem Zöglinge beybringen; aber zugleich konnte ein ſo ſeltenes, wiewohl ruhmwür-

diges Benehmen, den Neid der andern Freywilligen erwecken, und die Einigkeit untergraben, die bey einer so großen Anzahl junger Leute auf einem Schiffe, so höchst nothwendig ist. Hocquincour, der überdiß der Meinung war, einem Jünglinge schade ein übel angebrachter Fleiß, der oft in eine pedantische Sonderbarkeit ausarten könne, zuweilen mehr, als er ihm nütze, hielt daher fürs beste, demselben Grenzen zu setzen.

Tourville gehorchte den Befehlen seines Capitains, und kam ans Land. Marseille war damals voll schöner Weiber. Hocquincour, der den Geschmack an den Weibern noch nicht verlohren hatte, war durch die Reize einer jungen Dame gefesselt worden, die das allgemeine Urtheil für die schönste Marseillerin erklärte. „Kommen „Sie, mein lieber Ritter, rief er dem zu ihm eintreten„den Tourville entgegen, wir werden auf dem Meere „Zeit genug haben zu studiren, lassen Sie uns jetzt fröh„lich seyn. Folgen Sie nur mir. Ich will Sie zu einem „Corsaren führen, der fürchterlicher ist als die von Al„gier, und dem Sie schwerlich widerstehen werden." — „Solche Feinde fürchte ich am wenigsten, Herr Ritter, „antwortete Tourville." In dem Augenblicke trat jemand ins Zimmer, der mit dem Capitain von Geschäften zu sprechen hatte, und Tourville empfahl sich, um in der Kirche der großen Augustiner die Messe zu hören. Es war gerade ein Sonntag. Beym Herausgehen aus der Kirche, und im Gedränge des strömenden Volkes verwirrt sich der Degen des Ritters in dem Spitzenbesatz ei-

ner reichgekleideten jungen Dame. Unter den Bemühungen ſich los zu machen wird die Verwickelung immer gröſſer. Er hält es für Pflicht, bey der Dame ſeine Unachtſamkeit zu entſchuldigen; ihn frappirt ihre blendende Schönheit, und des Mädchens Wangen färbt eine höhere Röthe. Die Vorbeygehenden ſcherzen über den ſchönen Jüngling, der an ein ſchönes Mädchen gefeſſelt iſt, und beyde werden von dem lebhaften Volke mit Schmeicheleyen überſchüttet.

Tourville erzählte dem Commandeur bey ſeiner Zurückkunft, daß es ihm beynahe vorkäme, als wenn er, oder vielmehr ſein Degen, in die Schlingen der reizenden Geliebten des Ritters von Hocquincour gefallen wäre. „Das werd' ich Nachmittag erfahren, lieber Ritter, er„wiederte der Capitain, und heute Abend ſollen Sie „Nachricht haben." Er hatte der jungen Dame ſchon längſt von ſeinem ſchönen Freywilligen mit beſonderm Enthuſiaſmus geſprochen, und ſie um die Erlaubniß gebeten, ihn bey ihr einführen zu dürfen. Jetzt verlangte ihn zu wiſſen, ob die Bekanntſchaft vielleicht ſchon ohne ſein Zuthun gemacht ſey. Es bedurfte keiner weitläuftigen Worte, als er zur Dame kam; ſie rief ihm entgegen: „ich müſte mich ſehr irren, Herr Ritter, wenn nicht ihr „ſchöner Freywilliger mir heute in der Auguſtiner Kirche „das Kleid zerriſſen hat" — Hocquincour fand es etwas auffallend, daß Tourville und das Mädchen ſich gleich auf den erſten Anblick, blos nach ſeiner Schilderung erkannt hatten; ihm ahnete etwas, das ſeine ſonſt

immer heitere Stirne in Falten zog. Er äuſerte dieſe Ahnung vielleicht nicht auf die delikateſte Art; das Mädchen ward darüber launiſch, ſie ſagte ihm gerade zu, daß ſie ſich gar nicht irren könne, er habe ihr ja ſelbſt den Ritter von Tourville als den ſchönſten Jüngling beſchrieben, und ſie müſte aufrichtig geſtehn, nie einen ſchönern Mann geſehen zu haben. Hocquincour ſchlich davon; unzufrieden mit ſeiner Dame, unzufrieden mit ſich ſelbſt. An das Verſprechen, dem Ritter von Tourville dieſen Abend Aufklärung über den Vorfall in der Auguſtiner Kirche zu geben, wurde nicht weiter gedacht; noch weniger daran, ihn bey der Dame einzuführen. Tourville ſelbſt hatte vielleicht die ganze Geſchichte ſchon wieder vergeſſen; immer in Gedanken auf die Fregatte, bemerkte er nicht einmal die Veränderung, die mit ſeinem Capitain vorgegangen war.

Da ihn in Marſeille nichts feſſelte, ſo kehrte er ſchon am andern Morgen ganz frühe auf die Fregatte zurück. Hocquincour, dem es herzlich lieb war, einen ſo gefährlichen Nebenbuhler los geworden zu ſeyn, eilte wie gewöhnlich um eilf Uhr zu ſeiner Geliebten; aber er fand Niemanden. Mutter, Tochter, das ganze Haus waren aufs Land verreiſet, und man zweifelte an ihrer baldigen Zurückkunft. Eine ſo geheimgehaltene Reiſe befremdet ihn; er wirft ſich gleich nach Tiſche auf ein Pferd, und fliegt nach dem Landhauſe der Familie. Man ſitzt bey der Tafel. Unangemeldet, tritt er in den Speiſeſaal, und ſieht — den Ritter von Tourville neben der jungen

Marquiſe ſitzen. Diesmal war das Vergnügen der Ueberraſchung nicht auf ſeiner Seite. Denn obgleich ein froher Zuruf der ganzen Geſellſchaft ihm entgegenſchallte, und Tourville ſelbſt ihm mit der herzlichſten Freude entgegenſprang, und ihm ſeine ſchöne Stelle anbot, ſo ſtand doch Hocquincour wie zu Eis geworden da. Ein unfreundlicher Blick auf den Ritter von Tourville geworfen, ließ dieſen befürchten, daß ſein Capitain dieſe Luſtparthie als abgeredet anſehn möchte, und zum erſtenmale fiel es ihm ein, daß er vielleicht unſchuldigerweiſe die Eiferſucht ſeines Befehlshabers gereizt haben könnte.

Nicht wenig kränkte es ihn, ſeinem Capitain durch einen bloſen Zufall eine ſo unangenehme Stunde verurſacht zu haben. Als er nehmlich am frühen Morgen mit ſeiner Schaluppe den Hafen von Marſeille verlaſſen wollte, ward er gezwungen, am Eingange des Hafens zu halten, um ein Schiff vorbeypaſſiren zu laſſen. Mehrere kleine Fahrzeuge hatten ein gleiches Schickſal. Auf einem, ihm ganz nahe liegenden Boote bemerkte er eine Geſellſchaft ſauber gekleideter Herren und Damen, und unter dieſen ſeine ſchöne Unbekannte aus der Auguſtiner Kirche. In dem Augenblick ward auch er von ihr erkannt. Ein verbindlicher Gruß von ſeiner Seite ſpann eine Unterhaltung an. Man frug ihn, wohin er gedächte? — „Auf meine Fregatte, die bey der Inſel Chateau „d'If liegt." — Mutter und Tochter baten ihn nunmehr, zwey oder drey Stunden dem Vergnügen zu widmen, und mit ihnen nach ihrem nahe am Seeufer gele-

genen Landhauſe zu kommen, zumal ihn das von ſeinem Wege nicht ableiten würde. So vieler Höflichkeit konnte der Ritter nicht widerſtehen; er folgte ihnen, und ſchikte bey ſeiner Ankunft auf dem Landhauſe, die Schaluppe mit dem Befehl zurück, ihn um drey oder vier Uhr Nachmittags abzuhohlen.

Der Ritter von Hocquincour hatte ſich aus Eingebungen von Eiferſucht gegen die junge Dame eine Schilderung des Ritters von Tourville erlaubt, die mit dem Original nicht die geringſte Aehnlichkeit hatte. Bey aller gefälligen Außenſeite ſeines Körpers, ſchrieb er ihm einen ſtörriſchen, des geſellſchaftlichen Umgangs ganz unfähigen Sinn, und einen erklärten Widerwillen gegen das weibliche Geſchlecht zu; wenige Augenblicke, die der Ritter unter den Damen auf dem Landhauſe zugebracht hatte, reichten hin, dieſe Anſchuldigung zu widerlegen. Man fand ihn ſanft und zuvorkommend in ſeinem Betragen, geiſtvoll und lebhaft in ſeiner Unterhaltung. Sie konnten ihm nicht verhehlen, daß ſie lange die Hofnung genährt hatten, ihn bey ſich zu ſehen, und daß ſie jetzt äuſerſt zufrieden wären, die Erfüllung ihrer Wünſche dem Zufall, und nicht der Vermittelung gewißer Perſonen ſchuldig zu ſeyn. Tourville verſtand was man ſagen wollte, und auf wen man deutete; er fühlte ſich verbunden, ſeinen Capitain zu vertheidigen, und verſicherte die Damen, daß es ſein eigner freyer Wille geweſen ſey, in den wenigen Tagen ſeines Aufenthalts in Marſeille allen Umgang zu meiden. Dieß veranlaßte Vorwürfe über ſei-

nen Hang zur Einſamkeit, und gab dem Witze der ſchönen Provenzalerinn freyes Spiel. Der Ritter vertheidigte ſich mit vieler Geſchicklichkeit und wußte das Geſpräch auf den Commandeur zu lenken, deſſen Lob verſchwenderiſch von ſeinen Lippen ſtrömte. Man gab nicht acht auf ſeine Reden, unterbrach ihn öfters, und der witzigen Provenzalerinn entwiſchte die Bemerkung, daß wer ſo geſchickt zu ſeyn ſchiene, die Hauptrolle zu ſpielen, wie Er, ſich ſelbſt beleidige, wenn er die undankbare Nebenrolle eines Vertrauten ſich aufbürden laſſe. Eine ſo deutliche Erklärung war dem Ritter nicht lieb, zumal die Dame dieſen für ſie ſo reichhaltigen Text auf eine Art zu kommentiren anfieng, die ihn am Ende, wider ſeinen Willen zn einer beſtimmten Antwort würde gezwungen haben. Der Ruf zur Tafel befreyte ihn von ſeiner Verlegenheit. Man wieß ihm den vorzüglichſten Platz zwiſchen der ſchönen Marquiſe und ihrer Mutter an, und war unerſchöpflich in Erfindungen, ihm zu gefallen. Tourville erwiederte dieſe Höflichkeit, und man befand ſich eben in der vorzüglichſten Laune von der Welt, als der Commandeur erſchien, und durch ſeine zu wenig verhehlte Eiferſucht der allgemeinen Freude ein Ende machte. Man trennte ſich daher bald, und Hocquincour, des Aufenthalts in einer Stadt überdrüſſig, wo er ſein voriges Glück bey dem ſchönen Geſchlecht hatte ſcheitern ſehen, rief am andern Tage alle ſeine Freywilligen an Bord, und verließ die Rhede von Marſeille.

Mit Hülfe eines günſtigen Windes gleitete die Fre-

gatte ſanft über die Wellen des mittelländiſchen Meeres, und am vierten Tage entdeckte man die Inſel Maltha, wo der Ritter von Hocquincour ſeiner Pflicht gemäß einzulaufen, und ſich von dem Großmeiſter die Ordensflagge zu erbitten, verbunden war. In den erſten Tagen ſchien eine trübe Laune den Mund des ſonſt ſo geſprächigen Mannes verſiegelt zu haben; aber je deutlicher ſich die Ufer von Maltha aus den Nebeln des Meers vor ihm entwickelten, je mehr erheiterte ſich ſeine Stirne. Seine Unterhaltungen mit den Freywilligen waren nicht mehr ſo abgekürzt; ſie wurden nach und nach vertrauter, obgleich ſein Benehmen gegen den Ritter von Tourville, ſo gefällig es auch war, dennoch immer etwas gezwungenes behielt.

So ſtanden die Sachen auf der Fregatte, als ſie im Hafen la Valetta die Anker warf. Die Ankunft des Ritters von Hocquincour in dieſem Hauptſitz des Ordens verurſachte eine allgemeine Freude. Die angeſehenſten Ritter, alle ſeine Freunde und Bewunderer, eilten am frühen Morgen an Bord, um ihn zu bewillkommen. Von ihnen und ſeinen Freywilligen begleitet zog er nach dem Pallaſte des Großmeiſters, und ſeit langer Zeit hatte man auf dieſer Inſel keinen ſchönern Zug geſehn. Die Freywilligen wurden dem Großmeiſter vorgeſtellt, und der Beyfall, den er ihrem Entſchluß gab, unter den Flaggen des Ordens den Seekrieg zu erlernen, ſchmeichelte ihnen nicht wenig. Ganz Maltha beeyferte ſich, dem Ritter von Hocquincour und ſeinem Gefolge zu zei-

gen, wie lieb man ihn hielt. Frohe Feste wechselten mit frohen Festen ab. Hier aber war keine Marseillerinn, die den Capitain fesselte; nur der Krieg war sein Gedanke. Mehrere Ritter boten sich ihm zu Begleitern auf seinem Zuge an; und wiewohl ihm der geringe Umfang seines Schiffes nicht erlaubte, die Zahl seiner Mitstreiter zu sehr zu vermehren, so stand er doch nicht an, fünf bis sechs der erfahrensten aufzunehmen, um seinen Zöglingen wahre Vorbilder des Muthes und der Geschicklichkeit aufstellen zu können. Mehr aber als das erfreute ihn das Anerbieten eines alten, in den Gewässern der Levante sehr bekannten Kreuzfahrers Cruvillier, der im Hafen von la Valette eine Fregatte von vier und zwanzig Kanonen seegelfertig liegen hatte, und unter dem Ritter von Hocquincour den Seezug mitzumachen, bereit war. Hocquincour säumte keinen Augenblick, sich mit einem so erfahrenen und kühnen Manne zu verbinden, und sie wurden beyde in kurzem über die Bedingungen einig.

In dem Hafen des Ordens hatte vielleicht nie eine schönere Escadre gelegen. Zwey feste, dauerhafte, mit allem nothwendigen überflüßig versehene Fregatten; zwey berühmte, tapfre Anführer und eine Equipage, die an Muth und gutem Willen ihres gleichen suchte. Aber die Gefälligkeit und Freundschaft der Ritter hatte die Zöglinge des Seewesens in einen Wirbel von Zerstreuungen und Lebensgenuß gezogen, der zu allerley kleinen Ausschweifungen Anlaß gab, und den Commandeur nöthigte,

dieſem gefährlichen Müſſiggange ein Ende zu machen. Auch hier war der Ritter von Tourville ſeinen Grundſäzen treu geblieben. Den rauſchenden Feſten, die in den Hotels der verſchiedenen Zungen des Ordens gegeben wurden, hatte er ſelten beygewohnt. Die Verfaſſung des Ordens, ſeine Geſchichte, und die Pflichten eines Ritters des heiligen Johannes von Jeruſalem, waren ſein Studium geweſen, indeß ſeine Kameraden einer zügelloſen Freude opferten; und ſeine Aufmerkſamkeit auf den Großmeiſter, dem er täglich aufzuwarten nicht unterließ, hatte ihm die Gunſt dieſes Fürſten erworben. Glücklicherweiſe erfuhr Cruvillier durch einige aus der Levante kommende Fahrzeuge, daß zwey tripolitaniſche Schiffe im Archipel viel Unheil anrichteten; und folglich entſchloß ſich Hocquincour, ſie aufzuſuchen: Habſucht füllte die Seele dieſer beyden Helden nicht; ſie würden ſonſt lieber über wehrloſe aber reiche türkiſche Kauffahrer hergefallen ſeyn. Ehre war ihr Ziel, und der Ruf ihres Nahmens ihr Endzweck. Man gab daher ſogleich das Signal an Bord zu kommen, ließ die Equipage die Muſterung paſſiren, hob die Anker, und ſeegelte ins Meer.

Ein günſtiger Wind, ein liebliches Wetter, und die Sicherheit des Meeres an den Küſten von Italien, gab den Maltheſer-Rittern und den Freywilligen Muße genug, die Frölichkeit, und gute Laune, die ſie noch aus la Valetta mit an Bord genommen hatten, gegeneinander auszutauſchen; wiewohl bey dieſem Austauſch die letztern nicht ſelten verloren. Die alten Seemänner von

Maltha hielten ſich für berechtigt, die jungen Neulinge, die noch nie das Meer geſehn hatten, auf mancherley Art zu neken; eine Sitte, die mehr oder minder bey allen Seefahrenden Nationen herrſcht, aber deswegen um nichts geſcheuter iſt. Vorzüglich ſchienen ſie den Ritter von Tourville zum Gegenſtande ihrer Spöttereyen gemacht zu haben. Beſtändig auf die Arbeiten der Steuermänner und Matroſen aufmerkſam, und Tag und Nacht bereit, ihnen zur Hand zu gehen, verſuchte er dennoch in ſeiner Kleidung eine Reinlichkeit und Nettheit zu beobachten, die man nur auf dem Lande gelten laſſen wollte, und die auf den Schiffen der Maltheſer etwas ungewohntes war. Es ſchien den Rittern eine übel angebrachte Künſteley zu ſeyn, und ſie trauten ihm wegen dieſes Scheines von Delikateſſe wenig Kraft und Muth zu. Tourville ergrif die beſtmöglichſte Parthie, bey allen dieſen Neckereyen; er ſchwieg. Indeſſen wurde der Witz eines dieſer Herren doch zuweilen zu beiſſend, als daß er nicht eine kleine Beſchämung verdient hätte. Tourville wartete nur auf eine Gelegenheit, und ſie zeigte ſich bald.

Der Wind ward heftiger, und mehrere Anzeigen eines nahen Sturmes machten die Einziehung der Seegel nothwendig. Tourville wandte ſich an den Witzling, und bot ihm eine Wette an, wer von beyden ſchneller auf der großen Mars-Raa ſeyn würde. Der Maltheſer verſicherte aber, zu ſehr ſein Freund zu ſeyn, als daß er ihn einer Gefahr ausſetzen ſollte, die ihm leicht den

Hals koſten könnte. In dem Augenblick wird das Signal gegeben; in dem Augenblicke ruft ihm Tourville zu: „Folgen Sie mir, alter Seemann, wenn Sie können;" in dem Augenblicke wirft er ſich auf die Wand des großen Maſtes, erſteigt mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit und Leichtigkeit die große Mars-Raa, und hilft den Matroſen das Seegel einziehen, als wenn er dieſer Arbeiten ſchon lange gewohnt geweſen wäre. Ein belohnender und aufmunternder Zuruf des Capitains, der laute Beyfall ſeiner Kameraden empfangen ihn, wie er ſich ohne die Wand des Maſtes zu berühren, an einem Tau herunterläßt. Seitdem hörten auch die Neckereyen auf, und Tourville konnte ungeſtört ſich mit den Manövern beſchäftigen.

Die Fregatten waren indeß in minder ſichere Gegenden des mittelländiſchen Meeres gekommen. Jedes Cap, das ſie umſeegelten, und deren es in dieſen Gewäſſern ſo viele giebt, war ein Schlupfwinkel für die türkiſchen und afrikaniſchen Corſaren, aus dem ſie plötzlich über ihre Beute herzufallen gewohnt waren. Man muſte daher beſtändig auf ſeiner Hut ſeyn. Auf der Inſel Zante, bey der ſie Anker warfen, um von den beyden tripolitaniſchen Schiffen, die ſie aufſuchten, Nachrichten einzuziehen, erfuhren ſie, daß man dieſe Seeräuber vor einigen Tagen bey den Starivaliſchen Eylanden geſehen hätte, daß der eine mit einer Admiralsflagge, zwey und vierzig und der andre, vier und dreyßig Kanonen führte, und daß ſie der Macht der Malteſer weit überlegen wären.

Das beugte den Muth der Helden nicht; ſie giengen wieder in See, durchſeegelten das Meer um die Inſeln Sapienra, Carrera und Venetica, und fanden überall nichts; als am fünften Tage, auf der Höhe des Golfo von Corona, der Capitain Cruvillier, der die Avant-Garde machte, das Signal zweyer erſcheinender Seegel gab, und zugleich, um den Ritter von Hocquincour zu erwarten, beylegte.

Auf dieſes Signal bereitete man ſich zum Gefecht; ein Theil der Seegel wurde eingezogen, jedem ſein Poſten angewieſen, und der Gleichmuth und die Kaltblütigkeit der jungen Freywilligen zum erſtenmale auf die Probe geſtellt. Tourville, auf den in dieſem feyerlichen Momente Hocquincour ſein ganzes Augenmerk gerichtet hatte, empfand indeſſen nichts als den flüchtigen Schauer, deſſen ſich auch der Held in dem ernſten Moment der Prüfung nicht erwehren kann, und der Menſch nicht zu ſchämen hat; die Natur hatte ihn zum Helden beſtimmt, und ein ernſterer, wenn gleich feſter Blick, ein ſtilles Zurückziehen in ſich ſelbſt, war alles, was ſeine Offiziere an der gefährlichen Stelle, an der er ſtand, an ihm gewahr werden konnten. Mit ſechs andern Freywilligen und zwey Maltheſerrittern war ihm die Vertheidigung des Verdeks gegen das, den Türken ſo gewöhnliche und ihnen oft ſo günſtige, Entern anbefohlen worden.

Indeſſen hatten mit ſtolzen, von einem günſtigen Winde aufgeſchwollenen Seegeln die feindlichen Schiffe ſich genähert. Es waren zwey Algierer, wenig an Größe

von den Tripolitanern unterſchieden, die man aufſuchte. In einer Entfernung von zwey Kabellängen öfnen ſich ihre Feuerſchlünde, auf den Spizen der Wellen leuchten die ſchnellen Blitze; undurchdringlich ſcheinende Rauchwolken wälzen ſich ſchwer und furchtbar über die Fluten hin, an den fernen Ufern hallen dreyfach die Donner wieder; ringsum die Schiffe der Maltheſer tanzen ziſchende Kugeln auf den Wogen des Meeres, und hundert Springbrunnen ſpritzen einen weißen Schaum empor. Die tapfern Capitaine erwiedern dieſen Angriff nicht; mit kalter Ruhe warten ſie den Augenblick ab, der die feindlichen Schiffe ihnen näher bringt, und nun ſchleudern auch ſie Tod und Verderben mit ununterbrochenem Feuer auf die Fregatten der Seeräuber. Eine dicke Hülle von Dampf umgiebt die Kämpfer, ein hartnäckiges Gefecht beginnt, und bald weicht die minder ſchnell und ſicher bediente Artillerie der Algierer, der Uebermacht der chriſtlichen. Ihr Tauwerk iſt zerriſſen; von dem Blute ihrer Streiter das Meer gefärbt, und Unordnung, Unentſchlüßigkeit und Schwanken in ihren Manövern ſichtbar. Plözlich benutzen ſie den ihnen ſo günſtigen Wind, und, dem Kugelregen von den Batterien der Maltheſer trozend, verſuchen ſie zu entern. Dreymal ſcheitert ihr Vorſatz, aber nicht ihr Muth; und es gelingt ihnen, ſich an das Schiff des Ritters von Hocquincour zu hängen. Wüthend ſtürzen ſie ſich auf ſein Verdek, und der Säbel ſoll nun entſcheiden, was die Kanonen nicht konnten. Die Gefahr iſt dringend, zwiſchen Tod oder Sieg keine Wahl.

Eine kühne Verzweiflung ſcheint den Armen der Chriſten ungewohnte Kräfte zu leihen; mit ihrem Leben büßen die tapfern Muſelmänner für den Entſchluß ihres Anführers. Das maltheſiſche Schiff wird von dem Algierer getrennt, ſeine Bewegungen verrathen eine nahe Flucht; einen zweyſtündigen Kampf ſcheint ein gewiſſer Sieg belohnen zu wollen; als unerwartet ein verdoppelt Geſchrey der Feinde, ein mörderiſches Feuer ihrer Batterien, die Erſcheinung zweyer Corſaren verkündigt, die von der Gegend des Cap de Matapa der Szene des Gefechtes zueilen. Es ſind die Tripolitaner. In ſolchen Lagen findet nur ein wahrer Held neue Quellen des Muthes und der Unerſchrockenheit in ſich ſelbſt. Mit ruhigem und feſten Blick durchfliegt Hocquincour ſein Schiff, ermuntert den Wankenden, unterſtützt den Müden, bläßt den erlöſchenden Eifer zu neuen Flammen auf, und wagts, friſche, noch unermüdete Feinde anzugreifen. Die Geſchichte des kleinen Seekrieges in den Gewäſſern der Levante kennt kein ſchrecklicheres Gefecht. Nach dreyen Stunden iſt Hocquincours Fregatte ohne Seegel, ohne Tauwerk, ohne Maſte; die eine Hälfte ſeiner Equipage dahin, oder verwundet, die andre Hälfte ohne Kraft; und dennoch ſtreicht er nicht, und dennoch, — da eine ſichtbare Unordnung auf den Tripolitanern ihn ahnen läßt, daß der Capitain vielleicht getödtet worden — ruft er plötzlich ſeinen Freunden zu: „Meine Brüder! Sieg oder Tod! Wer Muth hat, der folge mir! Wir entern!“ — Es glückt; der verwundete Tourville ſpringt mit ſechs

und dreyßig ſeiner tapfern Kameraden, die die Kühnheit ihres Anführers beſeelt, auf das feindliche Schiff, das eines ſolchen Entſchluſſes ſich gar nicht verſehend, von wilder Verzweiflung ergriffen, mit unerhörter Wuth kämpft. Aber ſelbſt mehr als zweyhundert wehrhafte Türken, können der Gewalt der Chriſten nicht widerſtehen, und dieſe wenigen Jünglinge erobern in einer halben Stunde ein Schiff, auf dem ſie nichts gewiſſers als ihren Tod zu finden geglaubt hatten. Die Flagge der Maltheſer, die von dem tripolitaniſchen Schiffe als ein ſchönes Siegeszeichen weht, belehrt die Feinde von dem Unglück ihrer Brüder. Außer Stand, die gekränkte Ehre des halben Mondes zu rächen, ſetzen zwey von ihnen alle ihre Seegel bey, und ſuchen in dem weiten Meere ihre Sicherheit; nur dem einen Algierer iſt dieſe Rettung verſagt; entmaſtet, und ohne Steuer, und dennoch zu ſtolz ſich zu ergeben, kämpft er einige Minuten lang gegen Cruvilliers Schiff, und ſinkt endlich in die Fluten des Meeres hinab.

So endigte ſich ein Gefecht, das freylich mit dem Leben einer blühenden Jugend erkauft, doch dem Nahmen der Maltheſer einen neuen Glanz gab, und ihrer Flagge in dem Archipel eine gegründete Achtung erwarb. Der Ritter von Tourville hatte die Hofnungen erfüllt, die die Lehrer ſeiner Jugend von ihm zu faſſen ſich veranlaßt hielten, er hatte bewieſen, daß das Heldendiplom, das ihm die Natur gegeben, ächt und unverfälſcht ſey. Der Sieg ſchien an ſeiner Seite zu ſtehen, und wo er ſich

zeigte, ſank alles. Dieſen Ruhm konnten ihm ſelbſt ſeine Feinde nicht verſagen. Bey der Unterſuchung des gewonnenen Schiffes entdeckte man einen franzöſiſchen Renegaten, der in Tripoli die Religion ſeiner Väter verlaſſen, und als ein geſchikter Steuermann bey den Corſaren Dienſte genommen hatte. Hocquincour befrug ihn über verſchiedenes, und unter andern auch darüber, warum eine ſo große Menge von Türken ſo wenigen Chriſten nur einen ſo ſchwachen Widerſtand geleiſtet hätte? — „Gab „es nicht einen unter euch, erwiederte der Türke, der „ſchön wie ein Engel, mit unbegreiflicher Kraft und „Stärke überall herumflog? der allein mehr leiſtete, als „alle übrigen zuſammen? und der entweder ein Gott oder „ein Teufel ſeyn muß, um das gethan zu haben, was „er that?"

Der zerrüttete Zuſtand der Schiffe, und die Menge der Verwundeten, unter denen auch der Ritter von Tourville ſich befand, nöthigte die Anführer, ſo ſchnell als möglich, einen ſichern Hafen zu ſuchen. Man entſchloß ſich nach der Inſel Siffanto, einer der lieblichſten und geſundeſten des Archipels zu ſeegeln, wo in zehn kleinen Dörfern ein freundliches Völkchen wohnte, und ein vornehmer Athenienſer, der durch ſeltene Unglücksfälle aus ſeinem Vaterlande geſtoßen, ſeiner Reichthümer beraubt, und gezwungen worden war, durch Ausübung der Arzeneykunde, ſeinen Unterhalt zu erwerben, einen Zufluchtsort gewählt hatte. Seit zwölf Jahren lebte Gianni ſchon auf dieſer Inſel, gleich geliebt und geſchätzt von

Türken und Chriſten, denen er mit wahrhaft menſchenfreundlicher Güte ſeine Hülfe nie verſagte. Cruvillier, der dreyßig Jahre lang in dieſen Gewäſſern herumſtrich, kannte ihn genau, und hielt es für nothwendig, den Ritter von Tourville, für deſſen Leben man fürchtete, ſeinen geſchikten Händen anzuvertrauen.

Mit vieler Mühe kamen die ſchadhaften Schiffe am andern Tage auf der Rhede von Siffanto an. Gianni, deſſen Haus nahe am Hafen lag, und den der Anblik der Fregatten vermuthen ließ, daß man ſeiner Hülfe bedürftig ſey, war ſelbſt an das Ufer geeilt, um die Verwundeten zu empfangen. Der erſte, den man ans Land brachte, war der Ritter von Tourville. Die äuſerſte Sorgfalt, mit der man ihn behandelte, und die einen Mann von Stande verrieth, ſeine ſanfte Bildung, das gefällige Weſen, das er ſelbſt unter den Schmerzen ſeiner Wunden nicht vergaß, nahmen den Athenienſer ſogleich für ihn ein; und auf Cruvilliers Bitten, dem Ritter eine bequeme Wohnung zu verſchaffen, erbot ſich Gianni ſogleich, ihn in ſein eignes Haus aufzunehmen. Mit Freuden wurde dies Anerbieten aufgenommen, man brachte ihn auf der Stelle hin, und ſorgte für die übrigen Verwundeten, ſo gut man konnte.

Auch die Anführer, und die unverletzt gebliebenen Ritter ſäumten nicht, einen Boden zu betreten, der ihnen die lang entbehrten Vergnügungen im Uebermaaß zu verſprechen ſchien. Häufiges Wild lud ſie zur Jagd ein, und eine von den griechiſchen Kayſern ehemals hier ge-

ſtiftete Abtey vor Kloſter Frauen, deren milde Ordensregel den Umgang mit Männern nicht verſagte, bot mancherley Gelegenheit zu ſeinen Zeitverkürzungen dar. Die Kloſter Frauen waren aus den angeſehenſten griechiſchen Häuſern, verſtanden mehrentheils die italiäniſche Sprache, waren faſt alle jung und ſchön; — welche Anläſſe für feurige Franzoſen, für kühne Seeleute, den Aufenthalt auf Siffanto bezaubernd zu finden.

Unter dieſen Zerſtreuungen vergaßen ſie doch ihrer kranken Mitbrüder nicht; die beyden Capitains beſuchten regelmäßig jeden Tag den Ritter von Tourville, und ſein gefälliger Wirth nahm ſich ſeiner mit beſonderer Liebe an. Seine Wunden beſſerten ſich augenſcheinlich, und die tiefe Kenntniß ſeines Wirthes trug zu ſeiner Heilung wenigſtens eben ſo viel bey, als das Uebermaaß des Guten, das er in dieſem Hauſe genoß.

Gianni brachte manche Stunden bey ſeinem lieben Kranken zu. Die edeln Grundſätze, die er in dieſen einſamen Unterhaltungen entwickelte, die Leichtigkeit und Grazie, mit der er in italiäniſcher Sprache ſich ausdrückte, der hohe Anſtand, die gebildeten Sitten, die ihn ſo mächtig vor den unterjochten Griechen auszeichneten, ließen den Ritter von Tourville einen angeſehenen, vielleicht unglücklichen Mann in ſeinem Wirthe ahnen. Er ward begierig auf ſeine Geſchichte, und der Athenienſer hatte eines Abends die Gefälligkeit, ihn von den ſonderbaren Begebenheiten ſeines Lebens zu unterrichten. Die Unterhaltung hatte biß ſpät in die Nacht gedauert;

aber den Ritter wandelte kein Schlaf an. Das was er ſo eben gehört hatte, veranlaßte mancherley Bemerkungen bey ihm. Der Erzählung zu Folge muſte der Grieche eine Tochter haben. Warum hatte der Ritter in einem Zeitraum von zehn Tagen, die er ſchon in dieſem Hauſe wohnte, ſie niemals geſehn? nicht eine Spur von ihr entdeckt? nicht einmal von ihr gehört? und das in einem Lande, wo keine türkiſche Eiferſucht das weibliche Geſchlecht in unzugangbare Gefängniſſe verſchloß, ja wo ſelbſt ſtrenge Kloſter Frauen ihre einſamen Zellen den Fremdlingen öfnen durften! Warum hatte Gianni, bey aller Gefälligkeit, die er dem Ritter bewieß, ſeiner Tochter nie erlaubt, die trüben Stunden des Kranken zu erheitern?

Einſamkeit iſt die Mutter der Schwärmerey, und Jugend das Alter der Ideale. Was bedurfte es mehr um die lebhafte Phantaſie eines Jünglings rege zu machen, der den möglichen Fall, daß ein ſchönes Mädchen unter einem Dache mit ihm wohnen könne, bald zur unumſtößlichen Gewißheit erhob, und in der unbekannten Griechinn allen Reiz vereinigte, den ſeine Augen je geſehn hatten. Dieſe Beſchäftigungen waren um ſo gefährlicher, da, ihm unbewußt, ein mächtiger Inſtinkt ſich mit der Phantaſie vereinigte. Fortan floh ihn Ruhe und Schlaf, und ſein Zuſtand ward ſtündlich peinlicher, zumal er keine Möglichkeit entdeckte, mit guter Art an die Auflöſung des Räthſels zu kommen. Sich an Gianni ſelbſt zu wenden, ſchien aus vielen Urſachen nicht rathſam, und dürfte vielleicht auf einmal alle Hofnungen abgeſchnitten haben.

Auſſer ihm kam ſonſt niemand von den Hausgenoſſen in das Zimmer des Ritters. War es ihnen verboten worden, oder hielt ſie ein übel angebrachter Reſpekt zurück? Freylich erſchien ſeit einigen Tagen eine alte häßliche Mohrinn, und brachte dem Kranken Blumen und Früchte; er hatte ſonſt gar nicht auf ſie gemerkt, was ging ihn eine elende Sklavinn an; aber jetzt ward die verachtete Mohrinn plötzlich intereſſant. Worauf konnten wohl die Zeichen deuten, zu denen dieſes Weib, wann ſie Blumen und Früchte brachte, ihre Zuflucht nahm, da der Ritter ihre Sprache nicht verſtand? Von wem konnten wohl dieſe in geſchmakvollen vergoldeten Körbchen mit ſichtbarer Kunſt und Sorgfalt geordneten Blumen kommen, dieſe Orangenblüthen, Roſen, Amaranten, Tauſendſchönchen und Aurikeln, unter denen die lieblichſten Früchte hervorſchimmerten? War es vielleicht die alte Sklavinn ſelbſt? aber dieſer leiſe Anſtrich von Grazie in dem Flechtwerk der Blumen, wie ließ ſich der mit dem rohen Geſchmak einer zurückſchrekenden Mohrinn vereinigen? War es vielleicht Gianni, der aus Sorge für das Vergnügen ſeines Kranken, dieſe Blumen ihm zu bringen angeordnet hatte? Aber warum erwähnte er niemals etwas davon? und wie ſollte der geſchäftvolle Mann an ſolche Kleinigkeiten denken können? — Und woher kam es, daß die Mohrinn, um die Blumenkörbchen zu überreichen, immer die Zeit wählte, wann der Arzt ſeine Geſchäfte außer dem Hauſe beſorgte? O nur zu gewiß war es die ſchöne Tochter des Hausherrn, deren reitzende Hände dieſe Blumen Guirlan-

den geflochten hatten, die, nach der Sitte der phantaſiereichen Morgenländer, ein Symbol ihrer geheimſten Empfindungen, aber leider dem unglücklichen Ritter unerklärbar blieben. In einem zauberiſchen Lichte ſtand dieſer Gedanke vor ſeiner Seele, und nur die Unmöglichkeit, dieſe myſteriöſe Sprache zu verſtehen, beunruhigte ihn.

Der Ritter irrte ſich nicht. Von allen Freuden des Lebens, die dem unglücklichen Gianni ehemals geblüht hatten, war ihm nur eine Tochter übrig geblieben. Mit mütterlichem Wohlgefallen hatte unter dem reinen griechiſchen Himmel die Natur ihr Aeuſeres gebildet, und eine ſorgfältige Erziehung ihren Geiſt ausgeſchmückt. Dieſe Tochter war das einzige Kleinod des alten Athenienſers. Mit ängſtlicher Sorgfalt wachte er über ſie; und da ihre ungewöhnliche Schönheit, und die Unſchuld ihrer Sitten, bey einem freyen Umgange mit lebhaften, nach Genuß dürſtenden Jünglingen ſehr gefährlich werden konnten, ſo hatte er es bey allem Glauben an ihre Tugend doch für das ſicherſte gehalten, von ihrem Daſeyn weder gegen Tourville noch ſeine Gefährten etwas zu erwähnen, ſie während des Aufenthalts der Maltheſer auf Siffanto, unter der Aufſicht einer alten mohriſchen Sklavinn in ein entferntes Zimmer ſeines Hauſes einzuſchließen, und die Anordnung zu treffen, daß durch die übrigen Hausgenoſſen das Geheimniß ihrer Exiſtenz nicht zu den Ohren des Ritters kommen konnte. Die zärtliche Liebe des Vaters entſchuldigte vielleicht dieſe harten Maasregeln; aber zu viel Vorſicht iſt oft gefährlicher als gar keine.

Die häßliche Blumenträgerinn erſchien unausgeſetzt mit friſchen Blumen; jedesmal begleitete ſie ihr Geſchäft mit allerley unverſtändlichen Zeichen, und jedesmal nahm ſie, um ihre Botſchaft auszurichten, der Stunden wahr, in denen der Hausherr ſeine Krankenbeſuche machte. Tourville beobachtete ihre Bewegungen genauer. Er glaubt ſie eines Morgens zu verſtehen; ihre Winke ſchienen anzudeuten, daß ihn jemand zu ſprechen verlange. Er wirft ſeine Augen auf die Thüre, denn ſeine Wunde erlaubte ihm noch nicht, den Sopha zu verlaſſen; die Mohrinn hebt die Vorhänge vor den Glasfenſtern auf, und er ſieht jenſeits eines dunkeln halb geöffneten Zimmers eine reitzende weibliche Geſtalt ſchweben, gekleidet in ein Gewand von weißem Taffet, um das ein goldfarbener Gürtel nach griechiſcher Sitte, unter einem leicht verhüllten Buſen ſich windet; ein heller Sonnenblick, der in dem Moment die Szene erleuchtet, verbreitet ein magiſches Licht über die ganze liebliche Erſcheinung. Ueberraſcht und zitternd wagt er furchtſam die Bitte, daß ſie doch näher treten möchte; eine ſanfte melodiſche Stimme antwortet in italiäniſcher Sprache: „Man darf nicht!" plötzlich verſchließt ſich jenes Zimmer, der Vorhang der Thüre wird wieder niedergelaſſen, und alles iſt verſchwunden.

Ein Theil des Geheimniſſes war nun entſchleyert, die italiäniſchen Laute ließen die Möglichkeit näherer Aufklärung hoffen, und die alte Blumenträgerinn ſchien die geſchikteſte Mittelsperſon zu ſeyn. Ein Goldſtück, das der

Ritter ihr in die Hand drückte, die eine ſolche Münze in ihrem Leben nie geſehen hatte, ſetzte ſie vor Freuden außer ſich; taumelnd vor Vergnügen flog ſie zu ihrer jungen Gebieterinn, zeigte ihren Schatz, und quälte ſolche, um einen neuen Strauß für den Kranken.

Die junge Dame befürchtete nicht ohne Grund, der Franke möchte, hingeriſſen von der Geſprächigkeit ſeiner Nation, und in einem Anfall von muntrer Laune, dem Gianni erzählen, daß er ſeine Tochter, wiewohl nur einen Augenblick und in der Thüre ihres Zimmers geſehen, und ſie um ihren Beſuch gebeten hätte. Das würde ihr wahrſcheinlich eine engere Gefangenſchaft zugezogen und ihr ein Vergnügen geraubt haben, das in ihren Augen das unſchuldigſte von der Welt war. Ein paar Worte, unter friſchen Blumen begraben, waren im Stande, alle dem Unheil vorzubeugen.

Sie ſchrieb, ohne daß die Mohrinn es bemerkte, ein Billet, und ſchikte ſie mit einem neuen Strauß, in das Zimmer des Ritters. Tourville, der dieſe Blumen für nichts anders als eine Spekulation der Sklavinn auf mehrere Goldſtücke hielt, wollte ſie ihr gleichgültig aus der Hand nehmen; in dem Augenblicke aber bemerkte er das Hervorſchimmern eines Papiers unter den Orangenblüthen und Roſen; es war ein Billet in italiäniſcher Sprache: „Nicht überal erlaubt der Wohlſtand einem „Mädchen, das Zimmer eines jungen Mannes zu beſuchen. Man begnügt ſich alſo an dem Vergnügen, „Sie zu ſehen, das freylich ein Geheimniß bleiben muß,

„obgleich die Tugend eines Mädchens bey einer ſolchen „Unterhaltung keine Gefahr laufen kann. Man würde „ſehr unglücklich ſeyn, wenn man ſich ſo ſchuldloſe Freu„den verſagen ſollte. Verluſt genug, ſich nur zu ſehn; „oder nur zu ſehen, ohne geſehen zu werden. Männer „haben die Geſetze gemacht; ſchwache Weiber müſſen „gehorchen. Wir leiden, aber die Männer gewiß noch „mehr." Andronica.

Der Geiſt, den dieſe wenigen Zeilen blicken ließen, entzückte den Ritter noch mehr, als die Zaubergeſtalt der Griechinn. Sein erſter Gedanke war eine Antwort; aber er hatte kein Papier. In dieſer Verlegenheit bediente er ſich eines Taſchenbuchs, um folgende Zeilen hineinzuſchreiben.

„Was kann die ſchöne Andronica bey mir befürchten? „das tugendhafteſte Mädchen darf mein Zimmer betreten, „ohne die Geſetze des Wohlſtandes zu verletzen. Welchen „Bewegungsgrund würde man einem ſolchen Beſuche ge„ben können, als das Mitleid? Andre Empfindungen bin „ich einzuflößen nicht im Stande; man ſehe mich nur, „um ſich davon zu überzeugen. Uebrigens kann das Ge„heimniß nur durch Sie ſelbſt verrathen werden. Be„willigen Sie dieſe Gunſt, die durchaus von keinen Fol„gen iſt, einem Ritter, dem unter allen Umſtänden die „Tugend einer Dame heilig ſeyn muß." Der Ritter von Tourville.

Er hatte kaum ſeinen Nahmen unterſchrieben, ſo war die Mohrinn auch ſchon da. Ihre Gebieterinn hatte ſie

geſchikt, die der Sklavinn, als ſie den letzten Blumenſtrauß hinüber trug, gefolgt war, um durch die Vorhänge der Thüre zu beobachten, ob ihr Billet würde gefunden werden. Sie ſah, daß es entdeckt und geleſen wurde, und daß der ſchöne Corſar, wie ſie den Ritter nannte, ein kleines Buch aus der Taſche zog, um hineinzuſchreiben. Ihre Ungeduld nach einer Antwort trieb die Mohrinn in das Zimmer des Ritters, der anfangs aus Furcht, einen Mißverſtand zu veranlaſſen, Anſtand nahm, ihr das Taſchenbuch zu überliefern. Der Nahme Andronica ſchien ihm indeß der beſte Wegweiſer für ſein Billet zu ſeyn; die Mohrinn machte ein Zeichen, daß ſie ihn verſtehe, eilte hinaus, und übergab das Taſchenbuch ihrer Gebieterinn, die entzückt über den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung in ihr Cabinet zurückeilte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Tübingen, im Verlag der J. G. Cottäiſchen Buchhandlung iſt erſchienen:

Plutarchi Chœronensis, quae supersunt omnia. Cum adnot. varior. adjectaque lectionis diversitate opera I. G. Hutten. T. VII. 8 maj. — Prän. Preiß 22 gr. oder 1 fl. 36 kr.

Die wirkliche Erſcheinung dieſes Bandes mit dieſer beſondern Anzeige zu begleiten, ſehen wir uns aus gedoppeltem Grunde veranlaßt. Einmal fangt mit demſelben der zweite Haupttheil der Plutarchiſchen Werke an, und das Publikum erhält damit den zuverläſigſten Beweis für die ununterbrochene Fortſetzung des Ganzen nach dem einmal angelegten Plane. Da aber eben dieſe Werke es ſind, denen bißher das Glück kritiſcher Bearbeitung weniger zu Theil geworden, ſo daß ſie ſelbſt in der Reiskiſchen Ausgabe nur nach dem ehemaligen, ſehr fehlerhaften Texte der Frankfurter Ausgabe erſcheinen; und da wol eben dieſer Umſtand die leicht zu begreifende Folge hatte, daß dieſe, an ſich ſo ſchätzbare, Werke eines klaſſiſchen Schriftſtellers des Alterthums, weniger Celebrität gewannen, oder ſeltener geleſen und geachtet wurden: ſo ſehen wir uns um ſo mehr verbunden, das Publikum auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam zu machen, da wir verſichern dürfen, daß Freunde und Liebhaber des Plutarchs nun nicht mehr den ehemaligen, verdorbenen Text zu leſen bekommen, ſondern daß der Herausg. auf Berichtigung und Reinigung deſſelben allen möglichen Fleiß verwendet, dazu alle kritiſche Hülfsquellen, die er zu Handen bekommen, ſorgfältig benutzt, und der ganzen Ausgabe diejenige Geſtalt gegeben habe, die nicht nur dieſelbe empfehlen, ſondern auch den Plutarch ſelbſt in dieſem Theile ſeiner Werke nutzbar und angenehm machen muß. Von allem dieſem gibt die Vorrede die erforderliche Rechenſchaft. Auſſer dieſem möchte doch die zu gleicher Zeit erſchienene Ausgabe eben dieſer Werke, welche Hr. Prof. Wyttenbach in Amſterdam ſchon vor ſo vielen Jahren angekündigt hat, und wovon er nun den erſten Band in zwei Theilen dem Publikum mittheilte, unſere beſondere Erwähnung bei dieſer Gelegenheit deswegen verdienen, weil eben dieſer Gelehrte ſich das unerwarteſte Urtheil über unſre Ausgabe in ſeiner Vorrede erlaubte — — ein Urtheil, das deſto auffallender jedem Leſer werden muß, da Hr. Wyttenbach ſelbſt geſteht, daß er eben dieſe noch nicht geſehen habe. Da es uns geglückt, noch während dem Abdruck der letztern Bogen unſers Bandes Exemplarien der Wyttenbachiſchen Ausgabe aus England zu erhalten, ſo machte ſichs der Herausgeber nicht nur zum Geſchäfte, davon für ebendieſelbe allen nöthigen Gebrauch zu machen, ſondern ſtellte auch eine genaue Vergleichung des von ihm bearbeiteten Textes mit dem Wyttenbachiſchen zu dem Ende an, daß er jedem Beſitzer unſrer Ausgabe alles, was nun Verdienſt Wyttenbachs um den Plutarchiſchen Text heiſſen kann, ganz anſchaulich machte, und jeden Kenner der Sache in den Stand ſetzte, völlig und richtig zu entſcheiden, wie er ſelbſt jenem nachſtehe, oder wie viel mehr jener geleiſtet habe, als er, und ob unſre Ausgabe es verdiene, nach Wyttenb. unter die editiones leves et tenues imperitis vendibiles in Germania gerechnet zu werden. Die Rede kann al-

lerdings nur von der Berichtigung des Textes seyn, wornach beiderseitiger Werth beurtheilt werden muß. Die von Wyttenbach beigefügte lateinische Version des Xylanders, sie sei auch von ihm hie und da gebessert, kann in diese Berechnung nicht genommen werden; eben so wenig dasjenige, was dem Publikum von einstens noch folgenden Animadversionen, Wort- und Sachregistern über die moralischen Werke des Plutarchs versprochen wird. Mit dem Herausgeber vereinigt, erwarten wir also getrost das Urtheil des Publikums, dem wir durch keine weitere Bemerkungen, die uns die Sache selbst leicht darbieten könnte, irgend eine, der Wahrheit nachtheilige Richtung zu geben uns bemühen. Nur versprechen wir gleiche Sorgfalt in der Fortsetzung, und die möglichste Beschleunigung derselben.

Anzeige.

Die etwas verzögerte Erscheinung des Schillerschen Musenalmanachs, so sehr sie auch die Ungeduld des Publikums gereizt haben mag, läßt mich doch seinen Unwillen nicht fürchten, da ich ihn jezt in aller typographischen Schönheit, an die meine Kräfte nur immer reichten, und welche in Verbindung mit Hindernissen, die dem Publikum nicht vorgelegt werden können, seine Verspätung nothwendig machten, den Händen desselben überliefere.

Der Preiß ist in Conventions Geld auf ord. Pap. mit einem geschmackvollen Umschlag 1 Rthlr. auf geglättet Velinpap. 1 Rthlr. 8 gr. mit atlaßnem Umschlag 1 Rthlr. 12. gr.

Eine treffliche Composition zu dem Schillerschen Gedichte: der Tanz, wird in einigen Wochen besonders zu haben sein.

Neustrelitz, im Decemb. 1795.

Michaelis Buchhändler.

Handbuch für Sammler und Kunstliebhaber, über die vornehmsten Kupferstecher und ihre Werke; vom Anfange dieser Kunst bis auf gegenwärtige Zeit: chronologisch und in Schulen geordnet; herausgegeben von Hrn. Professor Huber und Hr. C. C. H. Rost.

Unter diesem Titel wird mit Ostern 1796 der erste Theil eines Werks in unserm Verlage erscheinen, welches allen Freunden der Kunst, allen Künstlern und Kupferstichsammlere willkommen seyn wird.

Da das raisonnirende Verzeichnis der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke des Hrn. Joh. Caspar. Füßlin, sich gänzlich vergriffen; da wir überzeugt waren, daß dies Werk, bey einer neuen Ausgabe eine gänzliche Umarbeitung, Vermehrung und Verbesserung nöthig hatte, wenn es für die gegenwärtige ausgebreitete Kunstkenntniß ein klassisches Werk werden sollte, das den Kunstliebhaber sicher leitet, ihm die Anschaffung so mancher andrer Werke entbehrlich macht, und auch jeden Sammler ein sicherer Wegweiser sey, der mit Vortheil eine lehrreiche Sammlung anzulegen wünscht: So haben wir, um diesen Zweck zu erreichen, die Bearbeitung dieses Werks dem Hrn. Prof. Huber zu Leipzig, einem schon rühmlichst bekannten Kunstgelehrten, und Hrn. C. C. H. Rost Besitzer der bekannten Kunsthandlung zu Leipzig, übertragen.

Beyde haben dies Geschäft, als ihr Lieblingsstudium mit Vergnügen übernommen: Ersterer wird das Werk in französischer Sprache schreiben; letzterer wird davon eine freye Uebersetzung liefern. Beyde Männer haben sich vereint, in diesem Handbuche alles wissenswürdige zu vereinigen, was bisher der Kunstliebhaber in so manchen andern Werken mit Mühe zusammen suchen muste: auch wird das Werk ansehnliche Berichtigungen und Vermehrungen enthalten, wodurch der Leser richtige und sichere Fortschritte in seiner Kunstkenntniß wird machen können.

Kommende Ostern 1796 wird der erste Theil dieses Werks erscheinen, welcher die deutsche Schule enthält; die italiänische Schule wird in 6 Monathen darauf folgen; und dann in 6 Monathen die Niederländer, Franzosen und Engeländer, welche noch 2 kleine Bände ausmachen werden. Das Ganze wird also aus 4 mässigen octav Bänden bestehen: diejenigen so auf das ganze Werk subscribiren wollen, erhalten einen Rabbat, der nach der Erscheinung des ersten Theils nicht mehr statt finden kann.

Zürich, im Jul. 1795.

Orell, Geßner, Füßli und Compagnie.

Ankündigung.

Das vor mehrern Jahren in Frankreich herausgekommene Werk über die berühmte Sammlung geschnittener Steine des Herzogs von Orleans, ist, wegen seiner Kostbarkeit den Deutschen ziemlich unbekannt geblieben. Dennoch darf es an Belesenheit und gründlichem Urtheil nur wenigen Werken dieser Art nachstehen; an schöner Darstellung vielleicht keinem. Durch leztere muß es insonderheit denenjenigen sich empfehlen, die blosse Liebhaber sind; obwohl es auch für den gelehrten Alterthumsforscher viel neues und wichtiges enthält. Ich glaubte deswegen, zur Ausbreitung der Kunstliebhaberey etwas beyzutragen, wenn ich das Interessanteste aus dem erwähnten Werk auszuheben, und solches für einen geringern Preis in mehrere Hände zu bringen suchte. In dieser Absicht kündige ich meinen Landesleuten folgende Schrift an:

Beschreibung einiger der vornehmsten geschnittenen Steine, mythologischen Innhalts, aus dem Cabinete des Herzogs von Orleans; aus dem Französischen ausgezogen, und mit Anmerkungen begleitet u. s. w. wovon der erste Theil 4to sauber gedruckt, mit 16 in Kupfer gestochenen geschnittenen Steinen, von der Hand eines geschickten Künstlers, in der nächsten Ostermesse, bey Orell, Geßner, Füßli und Komp. in Zürich erscheinen wird.

Sollte dieser erste Theil die gewünschte Aufnahme finden; so gedenke ich, einen zweyten mythologischen, und einen dritten von historischem Innhalte folgen zu lassen.

Freyburg im Breisgau, am 3ten December 1795.

J. G. Jacobi, ordentl. öffentl. Professor der schönen Wissenschaften.

Anzeige,

die Eudämonia oder Journal des deutschen Volksglücks betreffend.

Der Zweck dieses Journals ist, wie aus dem ersten Prospectus und aus dem erschienenen ersten Bande, der mit vielem Beifall aufgenommen worden, zu ersehen ist, kein anderer, als den verstimmten Gemeinsinn der deutschen Nation zu Erhaltung und Befestigung ihrer Religion, ihrer Reichsgrundverfaßung, ihrer Fürsten und eines jeden Einzeln Sicherheit herzustellen und die heimlichen Bemühungen der Feinde derselben aufzudecken. Der Erfolg war schon bei dem ersten Bande nicht ganz fruchtlos; dieses und das Bewußtseyn löbl. Absicht bewog die Herren Herausgeber mit neuem Muth um so mehr damit fortzufahren, da sie aus allen Gegenden mit Materialien unterstützt werden. Diese Unterstützung, und die Aussicht immer mehr die Machinationen sowohl öffentlicher als heimlicher Feinde der Religion, der Ruhe und Ordnung unsers Vaterlandes ans Tageslicht zu ziehen, haben sie vermocht von nun an monatlich 1 Stück heraus zu geben, und folglich jährlich 2 Bände zu liefern. Zu leichterer Beförderung hat das Kaiserl. Reichs-Ober-Postamt in Frankfurt a. M. die Hauptspedition davon übernommen, an welches oder an das ihm näher liegende Postamt sich jeder Liebhaber, dem an der geschwinden Anschaffung gelegen ist, sich wenden kann. Auswärtige Postämter werden im Namen des gedachten Löbl Ober-Postamts ersucht, dies Journal nicht nur bestens zu empfehlen, sondern auch die Anschaffung durch billigste Provision zu erleichtern. Der Preis eines Bandes, oder halbjährig auf der K. K. O. Postamts-Zeitungs-Expedition in Frankfurt, ist fl. 2. 45 kr. oder jährlich für 2 Bände fl. 5. 30 kr. Für die Buchhandlungen hat die Hermannsche Buchhandlung die Besorgung übernommen, von welcher jede dis Journal um 2 Rthlr. sächsisch, oder fl. 3. 36 kr. per Band beziehen kan. Der erste Band ist nur gegen baare Bezahlung von fl. 3. 36 kr. noch zu haben.

Der Inhalt des bereits erschienenen ersten Stücks des zweiten Bandes ist folgender;

I. Prolog.
II. Verunglückter Versuch in dem christlichen Deutschlande eine Art von Vernunft-Religions-Uebung anzustellen.
III. Ein Wort über Revolutionen, das Kant gesagt hat.
IV. Neue in der Revolution erfundene französische Wörter; nach einer französischen Schrift, welche im April 1795 zu Paris erschien. Beschluß.
V. Brief.

Frankfurt am Main, den 30 Januar 1796.

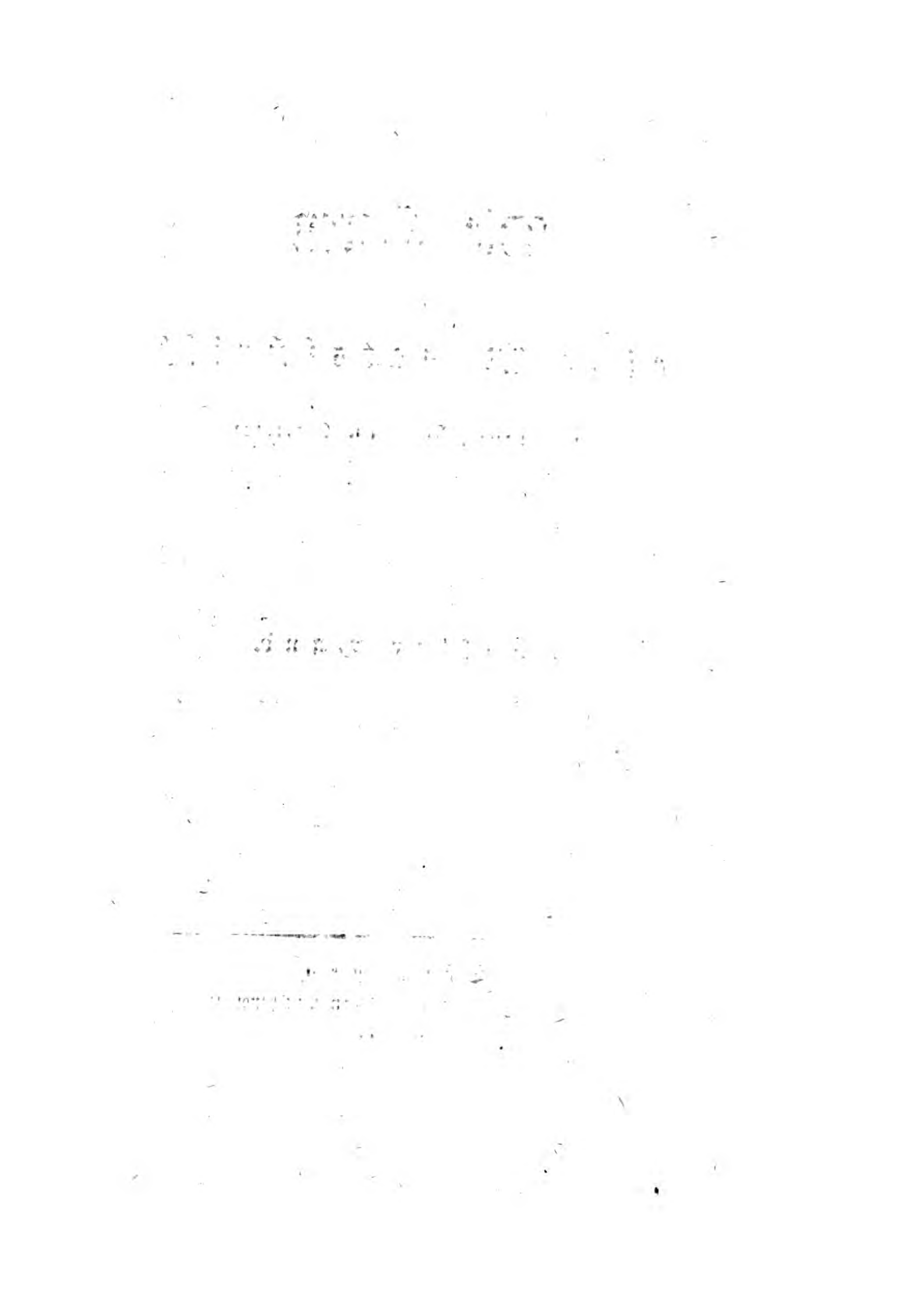
Die Horen

eine Monatsschrift

herausgegeben von Schiller

Fünfter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.



Die Horen

Jahrgang 1796

Drittes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Innhalt des dritten Stücks.

I. Elegien von Properz. Seite 1

II. Der Ritter von Tourville. Fortsetzung. — 26

III. Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten. — 78

IV. Scenen aus Romeo und Julie von Shakespeare. — 92

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Drittes Stück.

I.

Elegien von Properz.

Zehnte Elegie

des zweyten Buchs dreyzehnte.

Susa * bewafnet ſich nicht mit ſo vielen Pfeilen zum Kriege,
Als der grauſame Gott Stachel mir drücket ins Herz.
Eine geringere Muſe gebot er mir nicht zu verachten,
Und des Askräiſchen Hayns Schatten zu ſuchen mit ihr;
Nicht die pieriſchen Eichen durch meinen Geſang zu entwurzeln,
Noch von des Ismarus Höhn nach mir zu führen das Wild;
Nein, nur Cynthiens Ohr in ſüßes Erſtaunen zu ſetzen:
Linus Zaubergeſang weichet dem meinigen dann!
Nicht die ſchöne Geſtalt allein entführet das Herz mir;
Nicht ein Mädchen das ſich glänzender Ahnen berühmt:

* Hauptſtadt Perſiens.

Aber mein Lied, das sie fühlt, auf ihrem Schooße zu lesen,
Ihres gereinigten Ohrs Beyfall ist was mich ergötzt.
Wird mir dieser zu Theil, dann lebe wohl, du verworr'nes
Mährchen der Stadt! Mich schützt meiner Gebiebieterin Wort.
Wenn mir nur freundliches Lächeln von ihrer Lippe begegnet,
Sey mir Jupiter selbst wie er auch wolle gesinnt.
Wann nun künftig die Nacht des Todes mein Auge beschließet,
Lasse dir sagen wie dann du die Bestattung befolgst:
Nicht umher soll mein Bild im Feyerzeuge man tragen,
Nicht von der Tuba schall' eitele Klage dem Ohr.
Mein Bett stütze sich nicht auf helfenbeinerne Pfosten,
Und mein Leichnam ruh' nicht auf attalischem Pomp!
Stell' mir die Reihe nicht hin der duftaushauchenden Schalen!
Einer Bürgerleich' kleines Begängniß sey mir.

Drey der Büchelchen ſind mir ein prächtiges Leichengefolge;
Als ein großes Geſchenk reich' ich Perſephonen ſie.
Du auch folge der Leiche mit wundentblößetem Buſen,
Und mein Nahme ſey dir immererwiederter Ruf!
Drücke den letzten Kuß der kalterſtarrenden Lipp' auf;
Dann mit Narde gefüllt, gieße den Onix mir aus!
Hat nun die untergelegte Glut mich in Aſche verwandelt,
Faß' ein geringes Gefäß meinen noch übrigen Reſt;
Und ein Lorbeer werde geſetzt auf niedrigem Hügel;
Unter dem Schatten von ihm ruh' mein verweſend Gebein.
Und es ſtehen die Verſe: „der hier in ſchauriger Aſche
Lieget, er diente einſt Einer in Liebe getreu."
Weiter wird ſich der Ruf von meinem Grabe verbreiten,
Als von des phtiiſchen Manns blutbeſprüzetem Grab. *

* Achills Grabmal, vom Blute der Polyxena.

Wenn dich, grau nun im Alter, das Schickſal endlich erreichet,
Suche zu mir den Weg, auch zu demſelbigen Stein.
Aber hüt' dich indeß mein Grab mit Verachtung zu ſchauen;
Auch die Erde noch hat irgend von Recht ein Gefühl.
Hätte doch früh in der Wiege von meinen Tagen der Parzen
Eine, wie ſie auch heißt! ſchneidend den Faden gelöst!
Denn wozu mir der Athem bey ſolch verwirrendem Zweifel!
Dreyer Säklen Lauf machte doch Neſtorn zu Staub.
Hätt' auf Ilions Wällen ein galliſches Schwerdt ihm die langen
Lebenstage verkürzt, und ihn des Lichtes beraubt:
Hätt' er das Grab nicht müſſen von ſeinem Antilochus ſehen,
Klagend nicht rufen: warum kommſt du ſo ſpät mir, o Tod!
Doch du wirſt den geſchiedenen Freund zuweilen beweinen:
Nach dem Tode gebührt Liebe noch einem Gemahl.

Als ein grauſamer Eber dem ſchönen Adonis, auf Idas
Bergen jagend, des Zahns tödtende Wunde verſetzt,
Lag der ſchneeweiſe Leib in blutigen Sümpfen, und Venus
Irrte um ihn, wie man ſagt, bang mit zerriſſenem Haar.
Cynthia, nur umſonſt wirſt meine Manen du rufen!
Und was könnte dir auch ſagen mein ſtummes Gebein?

Eilfte Elegie

des dritten Buchs zehnte.

Heute an meinem Bette beym erſten Schimmer Aurorens
Standen die Muſen: ich ſtaunt, horchend auf ihren Befehl.
Und ſie gaben das Zeichen zu meines Mädchens Geburtstag:
Dreymal klatſchten ſie laut, dreymal ertönte der Ruf.
Jede Wolk' entweiche! die Luft ſey heiter und ſtille!
Sanfter küſſe des Meers zürnende Woge den Strand!
Mir ſoll kein Trauerbild an dieſem Tage erſcheinen:
Niobes Marmor ſelbſt hemme den thränenden Schmerz.
Es verſtumme das Klaglied der traurenden Alcyonen,
Itys ſchmerzlichen Fall weine die Mutter nicht mehr!
Wache denn auf, o Geliebte! dem beſten Schickſal gebohrne!
Bringe den Göttern zuerſt deine gebührende Pflicht.

Waſche dir dann mit reinlichem Quell den Schlummer vom Auge,
Lege das zierliche Haar dir mit dem Finger zurecht.
Und dann nimm dir das Kleid worin du zuerſt mich entzücket,
Laſſe die Blume nicht fehlen dem lockigten Haupt.
Flehe den Göttern, daß ſie dir ewige Reitze gewähren;
Ewig ſtehe mein Haupt unter der Herrſchaft von dir!
Haſt du nun auf bekränztem Altar geopfert den Weyrauch,
Leuchten durchs ganze Haus glückliche Flammen umher,
So bereite das Mahl; die Nacht vergehe beym Becher!
Murrhiſcher Onyx enthauch' balſamberauſchenden Duft!
Möge die Flöt' ermüden bey unſern nächtlichen Tänzen!
Deinem Muthwill entſchlüpf' leichter der üppige Scherz!
Niemand denke des Schlafs beym freudetrunkenen Schmauſe,
Und der fröhliche Lerm ſchalle die Straſſen hindurch!

Uns bezeichne der Würfel, welch' Schickſal jedem bevorſteht,
Wen der Flügel des Kindes peitſchet mit ſtrengerem Schlag.
Sind beym truncknen Pokal uns nun die Stunden entflohen,
Ordnet die Weihe, der Nacht Dienerinn, Venus uns ſelbſt.
Auf dem weicheren Lager entrichten wir jährliche Feyer;
Und ſo vollenden des Feſts zirkelnde Freuden ſich uns.

Zwölfte Elegie

des zweyten Buchs vier und zwanzigste.

Jupiter, magst du dich endlich des kranken Mädchens erbarmen?
Einer so Schönen Tod fiele dir, wahrlich, zur Schuld!
Denn schon nahet die Zeit der allverzehrenden Hitze,
Und die Erde glüht unter dem Sirius auf.
Doch nicht der Hundstern so hat Schuld, noch der brennende Himmel,
Als der Frevel, der oft heilige Schwüre nicht hält.
Dieses brachte Verderben so vielen, und wird es noch bringen;
Führen nicht Wellen und Wind jedes Gelübde davon?
Oder schmerzte Venus vielleicht mit dir die Vergleichung?
Auch sie, Göttinn und stolz, liebet die Schönen nicht sehr.
Oder verachtetest du den Altar der pelasgischen Juno?
Sprachst du von Pallas Aug' nicht mit gebührendem Lob?

Werdet, ihr Schönen, denn nie der Zunge lernen gebieten?
Wahrlich die Schönheit hat dies, dies dir die Zunge gebracht!
Doch sey getrost! Nach trüben und widerwärtigen Tagen,
Eilt des sanften Glüks frohere Stunde herbey.
Unter den Heerden gieng mit niederhängendem Haupte
Jo; die brüllende Kuh wird nun die Göttinn des Nils.
Ino schweifte zuerst umher verscheucht und verrirret,
Und der Schiffer in Noth ruft nun Leukotheen an.
Sieh Andromeden angeschloßen zur Beute dem Seethier,
Bald des Perseus hernach ehregeschmücketes Weib.
Eine Bärinn durchstreift Arkadiens Wälder Kallisto,
Nachts lenkt nun der Pilot nach ihr das steuernde Schiff.
Sollte zu eilend ein Schicksal zur früheren Ruhe dich führen,
Wahrlich dies Schicksal wär dir auch ein seliger Loos!

Semelen könnteſt du dann der Schönheit Gefahren erzählen,
Und ſie glaubt es: ſie hat ſelbſt es, die Arme! geprüft.
Vor dir erheben ſich dann die Mäoniſchen Heroinen
Alle; keine verſagt dir den vorzüglichern Platz.
Folge, ſo gut du nun kannſt, mit wundem Herzen dem Schickſal;
Auch der Götter Zorn legt ſich, es ändert die Zeit.
Zwar verſtummet der Kräuſel, bey magiſchen Liedern gedrehet;
Am verloſchenen Heerd kniſtert der Lorbeer nicht auf.
Luna verſagt dem Zaubergeſang vom Himmel zu ſteigen;
Böſer Bedeutungen voll krächzet der Rabe mir zu.
Ein Brett trage der Liebenden Paar auf bläulichem Nachen,
Hin auf ſtygiſcher Fluth ſegelnd, nach Pluto's Gefild!
Nicht Ein Leben retteſt du, Zevs! du retteſt ſie beyde!
Nur ihr Leben iſt mein's, mir iſt ihr Tod auch der Tod.

Dir verlob' ich mich dann zu dieſem geweiheten Verſe:
„Heil dem Retter Zevs, welcher das Mädchen erhielt!"
In den Schleyer verhüllt ſitzt ſie an deines Altares
Fuſſe, und ſie erzählt, was ſie für Leiden betraf.
Juno ſelber wird dir die helfende Güte verzeihen;
Juno ſelber beklagt blühender Mädchen Verluſt.
Huldreich zeig' dich auch du, Perſephone, unſerem Flehen;
Und laß deinen Gemahl ähnlich an Güte dir ſeyn!
Habt ihr nicht tauſende ſchon im finſtern Reich des Avernus?
Einer der Schönen doch nur gönnet das himmliſche Licht!
Iſt Antiope nicht bey euch, und die glänzende Tyro,
Und Europa, und du, Minos verbrechriſches Weib!
Alle Joniſche Schönen, und alle Schönen Achaja's,
Alle die Theben erzeugt, Priams zerſtöhretes Reich.

Welches römiſche Mädchen, von ſeltner Schöne, verſchlang nicht,
Grauſamer Tartarus, dein allesverzehrender Schlund!
Schönheit iſt ſterblich! Es iſt kein Glück ausdauernd auf Erden;
Früh ſenkt oder auch ſpät jeden ſein Schickſal ins Grab.
Aber o du, mein Leben, aus großen Gefahren entronnen,
Gieb im Tempel den Tanz, den du Dianen verſprachſt.
Heilige Wachen der Göttinn, die einſt am Nile geweidet;
Und der Nächte mir zehn, die du gelobet mir haſt!

Dreyzehnte Elegie

des zweyten Buchs sechste.

Nicht so voll war das Haus der korinthischen Lais von Freunden,
Ob ganz Grazien schon sich vor die Thüre gelegt;
Nicht die Menandrische Thais hat so viel Buhler gewonnen,
Sie, das Spiel und die Lust des Erichthonischen Volks;
Phrynen selbst — und konnte das eingeäscherte Theben
Neu sie erbauen — so viel Männer beglückten sie nicht.
Ja, Verwandte erdichtet sich Cynthia, daß ihr nicht fehle
Einer, dem sie mit Recht reiche die Wange zum Kuß.
Aber diese gemahlten Gesichter, die Nahmen schon, haß' ich;
In der Wiege das Kind reitzt mich, ob kaum es noch lallt.
Mich beleid'gen der Mutter zu häufige Küsse, der Schwester,
Und der Freundinn, die Nachts mit dir im Kämmerchen schläft.

Alles beleidiget mich. Vergieb mir! Entſchuld'ge die Schwäche!
Unter dem wallenden Rock ſcheint mir verſtecket ein Feind.
Sey mir geſegnet die Gattinn Admets, die Genoſſinn Ulyſſes,
Jegliche Frau die das Haus ihres Gemahles verehrt!
Wozu Tempel der Zucht den unverlobeten Töchtern?
Iſt der verehlichten doch alles zu wagen erlaubt.
Wahrlich, die Hand die zuerſt die Bilder des ſchlüpfrigen Leichtſinns
An die Wände gemahlt, oder zur Schau ſie geſtellt,
Dieſe befleckte das Auge des keuſchen geſitteten Mädchens,
Hat ein verderbliches Gift in ihr Gemüthe gehaucht!
Drücke die Erd' ihn ſchwer, der durch ſolche Künſte die Reize
Heimlicher Freuden zum Quell bitterer Kämpfe gemacht!
So verzierte man nicht vor Zeiten Decken und Wände;
Schuld und Verbrechen ſprach nicht von der Mauer herab.

Billig hänget anjetzt die Spinn' ihr Geweb' an die Tempel,
Und das Unkraut steigt auf am verlaß'nen Altar.
Doch wen soll' ich zum Wächter dir Cynthia, setzen? Wohin die
Schwelle, über die nie schreite des Frevelnden Fuß?
Die nicht selbst sich bewacht, bey der ist die Sorge vergebens;
Ueberall sicher ist die, die des Verbrechens sich schämt.

Vierzehnte Elegie

des zweyten Buchs achte.

Siehe, so lange ist mir das theure Mädchen entrissen,
Und ich weine, und du spottest der Thränen, o Freund!
Feindschaft der Liebenden ist die allerbitterste Feindschaft;
Stoß mir das Messer ins Herz leichter ertrag ich es noch.
Sie soll ruhen im Arme des Andern, und ich soll es wissen?
Sie, die die Meine nur war, ist nun die Meine nicht mehr!
Fielen die beyden Fürsten von Theben, * im Streit um die Herrschaft,
Ihrer Mutter in Arm, unter dem eigenen Stahl:
Und was ward mir zu theil als Knechtschaft? wirst mir nicht ewig,
Uebermüthge, dein Stolz Schmach und Verachtung nur zu?
Lebte Penelope doch in unbescholtener Treue
Zwanzig Jahre; und ihr huldigte jeder mit Recht.

* Eteokles und Polynices. Die Mutter Jokasta.

Klug erſann ſie die Arbeit, mit der ſie der Freyer Bewerbung
Von ſich hielte; denn Nachts löſt' ſie ihr Tagesgeſchäft.
Und doch konnte ſie kaum den Gatten wiederzuſehen
Hoffen; veraltete ſchon in dem Verlangen nach ihm.
Mit der wüthenden Hand die Lilienwange zerfleiſchend,
Stürzt auf ihres Achills Leichnam Briſeis ſich hin;
Wäſcht mit traurendem Sinn das Blut von ihrem Gebieter,
Hin an des Simois gelbliche Furthen gebeugt;
Sie begieſſet ſein Haar, den ganzen großen Achilleus,
Und in der kleinen Hand trägt ſie ſein mächtig Gebein:
Peleus war nicht zugegen, es fehlte die göttliche Mutter,
Deidamia ſah nicht ihr verwittbetes Bett.
Gräzien freute ſich damals noch ächten Blutes; es herrſchte
Unter den Waffen ſelbſt Scham und holdſeelige Zucht.

Aber du, Sittenloſe, in eingezogener Stille,
Mochteſt du nicht den Tag, einſam nicht bleiben die Nacht!
Dich ergözten beym Wein die ausgelaſſenen Scherze;
Hab ich nicht ſelbſt vielleicht dir noch zum Spotte gedient?
Ihn, der dich erſtlich verließ, den ſuchſt du ſelber nun wieder;
Gäben die Götter doch auch dieſen dir noch zum Gemahl!
Sind das meine für dich zum Himmel geſandten Gelübde,
Als um dein krankes Haupt ſtygiſche Waſſer gerauſcht,
Und wir thränend umher ums Bette ſtanden? wo war er
Damals! Ihr Götter! und was, Treuloſe, that er für dich?
Und was würdeſt du thun, wenn zu fernen Waffen ich zöge?
Wenn in des Oceans Fluth weilte mein trägeres Schiff?
Aber leicht iſt es auch Betrug und Worte zu finden;
Iſt noch ein Weib das nicht hiezu die Künſte gelernt?

So oft ändert ſich nicht der Sand bey wechſelnden Winden,
Nicht ſo treibet der Nord Blätter des Herbſtes umher,
Als im Eifer ein Weib Gelübd und Schwüre verändert,
Aus dem nichtigſten Grund wie um das nichtigſte Werk.
Und ich ſollte mich ſcheuen im Arme des Mädchens zu ſterben?
Hab' ich mit letzter Kraft ihm nur das Leben geraubt.
Solch ein Schmerz brachte tauſend unſchuld'gen Achivern den Tod einſt,
Als des Atriden Herz ſich zu Briſeis gewandt.
Solches Uebel war Schuld ſo vieler verderblichen Schlachten;
Hier erblickſt du den Keim jenes Trojaniſchen Kriegs!
Dieſer raſende Unſinn erregte den Streit der Centauren;
Becher flogen dir ſchon tapfrer Pirithous, nach!
Was ſoll Gräzien mir zum Beyſpiel dienen! Du ſelber,
Wölfingeſäugter, du biſt aller Verwegenheit Grund!

Unbeſcholtne Sabinerinnen empfahlſt du zu rauben;
Welcher Frevel iſt nun Amorn in Rom nicht vergönnt?
Jener große Achill, als ihm ſein Mädchen entführt ward,
Ließ er die Waffen, und hielt trotzig ſich ferne vom Streit;
Sah gleichgültig die Flucht, den Untergang der Achiven,
Sah, von des Hectors Fauſt, Doriſche Lager im Brand;
Sah des Patroklus geſtreckete Leiche vom Staube beſudelt,
Sein bluttriefendes Haar ihm um die Schulter zerſtreut;
Alles bewegte ihn nicht, auch ihm ward Briſeis geraubet:
Alſo raſet der Schmerz, wenn man die Lieb' uns entreißt.
Doch nicht ſobald ward ihm die ſchöne Gefangne gegeben,
Schleppten ſchon Hectors Leib thraziſche Roſſe umher.
Mich, den keine Göttinn gebahr, noch Waffen mir ſchenkte,
Iſt es Wunder daß mich Amor noch mächt'ger beherrſcht?

Funfzehnte Elegie

des zweyten Buchs neunte.

Große Führer der Heere, Gebieter mächtiger Reiche
Sind gefallen; du ſtandſt, Theben! und Troja war einſt.
Nichts bleibt ſo wie es iſt; wie ſollte die Liebe beſtehen?
Untergang oder Triumph drehet ihr wechſelndes Rad.
Dieſer iſt nun, was ich war; bald wird ein andrer es werden,
Wenn die Schmach nun auch ihn weg durch den glücklichern treibt.
Welche Geſchenke bracht' ich ihr nicht? was für Lieder erſann ich?
Und doch entlockt' ich ihr kaum ein gefälliges Wort.
Hab ich nicht unbeſonnener Weiſe ſo manche der Jahre,
Undankbare, dein Haus, dich und die deinen ernährt?
Aber genug, du willſts! Ich will gehorchen dem Ausſpruch.
Götter der Liebe! o ſchärft! ſchärft mir die Pfeile noch mehr!

Schießt, durchbohret dies Herz in die Wette! vernichtet mein Leben!
Nehmt dies Blut von mir hin; nicht ein geringer Triumph!
Armer Properz! so wirst du schon in der Blüthe der Jahre
Hingehn? Aber, o stirb, gieb ihr noch dieses zur Lust!
Meinen Schatten soll sie, sie soll die geschiedene Seele
Peinigen! Höhnen mein Grab! treten noch auf mein Gebein!
Wie? auf Antigonens Grabe hat doch der böotische Hämon
Sich, vom eigenen Schwerdt blutend, die Seite durchbohrt?
In sein väterlich Haus nicht ohne das Mädchen zu kehren,
Hat er mit ihrem Gebein seine Gebeine vermischt.
Aber auch du sollst sterben und nicht dem Schicksal entgehen;
Unser beyder Blut tropfe vom nämlichen Stahl.
Und ist mir gleich unrühmlich dein Tod, so sollst du doch sterben!
Sterben sollst du, obgleich mir den unrühmlichen Tod!

Seyd mir Zeugen, ihr Sterne! Ihr frostigen Schauer des Morgens!
Und du meiner Qual heimlichentriegelte Thür:
Daß mir nichts so theuer im Leben gewesen, als du warst!
Und auch noch bist du's, obschon die Feindinn von mir.
Keine Frau soll den Saum von meinem Bette betreten;
Kann ich der deine nicht seyn, will ich auch keiner mehr seyn.
Möchte nach frommen Tagen, vielleicht mir das Schicksal gewähren
Daß dir im Arme selbst jener erstarrte zum Stein!

Sechzehnte Elegie

des zweyten Buchs eilfte.

Mögen andere ſchreiben von dir, mag keiner dich nennen,
Mag dich loben wer gern ſät auf unfruchtbaren Sand.
Glaube mir, alle die Gaben, ſie träget alle der letzte
Schwarze Trauertag fort auf der Bahre mit ſich.
Und kein Wanderer ſteht an deinem Grabe mit Achtung,
Saget: ein Mädchen war dies, warlich, von ſeltenem Geiſt!

II.

Der Ritter von Tourville.

Fortsetzung.

(Man sehe das zweyte Stück dieses Jahrgangs.)

Nie war dem Ritter seine Einsamkeit lieber gewesen, als jetzt; liebliche Gestalten standen vor seiner Seele, eine unbekannte Gewalt bewegte sein Inneres. Keine Sehnsucht mehr nach der Gesellschaft seiner Freunde, kein Bedürfniß der Zerstreuung; wahrscheinlich dürfte er aller seiner Bekannten, selbst seines Commandeurs vergessen haben, wenn dieser letztere nicht an dem Nachmittage eben dieses Tages, seinen Besuch bey ihm zu machen, gekommen wäre.

Hocquincour wuste auf Siffanto seine Zeit gut zu nützen. Die Stunden, die weder die Besorgung seiner Geschäfte, noch die Jagd ausfüllten, brachte er in der Abtey, unter den schönsten Mädchens Griechenlands zu. Seine Kunst mit Weibern umzugehen, sein Geschmak in der Anordnung kleiner Feste, noch mehr aber die Leichtigkeit, mit der das Gold aus seinen Händen flos, waren das Geheimniß, das ihm das Herz aller dieser Klo-

ſterFrauen gewonnen hatte, und während des Aufenthalts der Maltheſer an der Küſte von Siffanto, war die fromme Andacht aus den Mauern der Abtey verbannt.

In Klöſtern wohnt die Schwatzhaftigkeit, vorzüglich in Frauenklöſtern. Dieſem Hange hatte die Unterhaltung des Franzoſen noch mehr Nahrung gegeben, und ſo ſahe er ſich bald im Beſitz aller Familiengeheimniſſe auf der Inſel. Die KloſterFrauen erzählten ihm, daß Gianni eine Tochter habe, die ohne Zweifel den Preiß der Schönheit unter den Mädchen Griechenlandes davon tragen würde; die mit dieſer hinreißenden Schönheit, Talente, Tugend und Geiſt verbände, von ihrem Vater in den geheimſten Lehren der Philoſophie unterrichtet ſey, und alle dieſe großen Vorzüge unter dem ſchüchternen Anſtande eines achtzehnjährigen Mädchens verhülle. So viel Lob, und kein Tadel? und das alles aus dem Munde junger Frauenzimmer! Kein Wunder, daß Hocquincour vor Begierde brannte, ein ſo ſeltenes Geſchöpf kennen zu lernen.

Ohne Umſchweife die Abſicht ſeiner Viſite anzukündigen, ſchien bey dem Argwohn, den der Commandeur nährte, das gerade Mittel zu ſeyn, ſie zu verfehlen. Ungeſucht ſollte ſich dieſe Erklärung, wie von ſelbſt, dem Ritter in den Mund legen. Mit einem natürlich ſcheinenden Enthuſiasmus fieng er an von den mancherley Freuden zu ſprechen, die der Aufenthalt auf Siffanto den Fremden darböte; er rühmte die Schönheit der griechiſchen Weiber; er vergaß die Damen ſeiner Abtey nicht, und entdeckte dem Ritter, daß das artigſte und lieblichſte

Mädchen, das er je geſehn, ſein Herz gefeſſelt habe. Aber dieſe Aufrichtigkeit vermochte nichts über den Ritter. Eben ſo ſchwieg er bey jedem andern Verſuche des Commandeur, ohne eben errathen zu haben, was eigentlich ſeine Abſicht ſeyn möchte. Und was hätte er auch ſagen können? Seine Delikateſſe erlaubte ihm nicht, von einem Mädchen zu ſprechen, das er noch nicht kannte und das ihm nur wie eine Lichtgeſtalt erſchienen war.

Da es dem Commandeur auf dieſem Wege nicht glüken wollte, ſo verſuchte er es mit freundſchaftlichen Vorwürfen und Klagen über die Verſchloßenheit des Ritters. „Mehr Zutrauen hätte ich mir wahrlich von Ihnen ver„muthet! Warum dieſes Heimlichthun? Niemand wird „Ihnen das ſchöne Mädchen nehmen, in deſſen Beſitz Sie „Sich ſchon geſetzt haben, zumal hier, wo man das Aus„ſuchen hat; woher denn dieſes beleidigende Schweigen? „Haben Sie in dieſem Hauſe auch die Sitten des ſtren„gen Athenienſers angenommen, und ſind Sie unter dem „Himmel von Siffanto kein Franzoſe mehr? Man hat „mir ſo viel reitzendes von der Tochter dieſes Hauſes ge„ſagt, daß ich vor Begierde brenne, ihr mein Compliment „zu machen, ohne Ihnen, Herr Ritter, im geringſten „Anlaß zum Mißvergnügen geben zu wollen.“

Tourville hatte ihn mit ſeiner gewöhnlichen Gelaſſenheit angehört, und antwortete mit dem kaltblütigſten Tone: „Da lehren Sie mich wahrhaftig mehr, Herr „Commandeur, als ich ſelbſt von der Familie weiß, bey „der ich wohne. Der Athenienſer hat zwar eine Tochter,

„wie ich vor zwey Tagen von ihm erfahren habe, aber ich „verſichre Ihnen auf meine Ehre, daß ich ſie nicht ken„ne, und daß Niemand zu mir kömmt, als der Hausherr, „und zuweilen eine alte Mohrinn, die mir dieſe Blumen „bringt, und die ich nicht verſtehe."

Die offene Miene, mit der der Ritter dieſe Worte ſprach, ſchien ihre Wahrheit zu beſtätigen, aber doch zweifelte Hocquincour bey aller guter Meinung von ihm an ſeiner Aufrichtigkeit. „Verzeyhen Sie mir, Herr Rit„ter, erwiederte er, ich habe alle Achtung für Sie; aber „ich kann es mir unmöglich einbilden, daß Sie nicht „wiſſen ſollten, was ganz Siffanto weiß! das ſchönſte „Mädchen von Griechenland iſt in Ihrem Hauſe, und „Sie ſollten nicht die Neugierde gehabt haben, Sie zu „ſehen?"

„Und geſetzt nun, ich hätte dieſe Neugierde gehabt, „wie hätte ich ſie befriedigen ſollen? Kann ich mein „Zimmer verlaſſen? und trauen Sie einem ſolchen Mäd„chen zu, daß ſie mich ohne Erlaubniß ihres Vaters be„ſuchen werde, der, wenn ſie wirklich ſo ſchön iſt, wie „Sie behaupten, ſich wohl hüten dürfte, uns ſeine Toch„ter vorzuführen?"

„Mein lieber Freund! ich kenne dieſe Nation beſſer „als Sie; man macht nicht ſo viel Umſtände, und bey „aller Strenge, die der Athenienſer affektiert, würde er „ſeine Tochter wahrhaftig nicht vor Ihnen verſtekt haben, „wenn Sie ernſtlich mit ihm geſprochen hätten. Der „Menſch iſt ja wie bezaubert von Ihnen; man ſollte bey-

„nahe denken, er ſey in Sie verliebt. Benutzen Sie eine „ſo glückliche Dispoſition, eine kleine Schmeicheley an „den Vater, und Sie erreichen Ihren Zweck. Wenig„ſtens, wenn Sie ſelbſt kein Intereſſe dabey haben, thun „Sie's aus Freundſchaft für mich. Denn aufrichtig, „Freund, ich habe eine raſende Begierde, das Mädchen „kennen zu lernen."

Dieſer Vorſchlag brachte den Ritter etwas aus der Faßung. Es war ihm im Ernſte daran gelegen, ſich die gute Geſinnung des Commandeur zu erhalten, und doch ſchien der Charakter des Athenienſers ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg zu legen. Er ſtellte ihm dieſes vor, und bat ihn endlich, wenigſtens ein Zeuge der Unterhaltung mit dem Hausherrn zu ſeyn. „Thun Sie, „was Ihnen gut deucht, Herr Ritter, ſprach der Com„mandeur etwas verdrüßlich, nur vergeſſen Sie nicht, „daß ſich Ihnen jetzt die beſte Gelegenheit darbietet, mir „Ihre Freundſchaft zu beweiſen." So endigte ſich dieſe Viſite mit wenig Zufriedenheit auf Seiten des Commandeur.

Die reizende Andronica war indeſſen nicht ſo leicht zu erobern. Sie hatte Geiſt und war tugendhaft. Eng und ſtill erzogen, hatte ſie vor der Ankunft des ſchönen Corſaren, die Liebe nur aus Büchern gekannt; die Erfahrung eines Augenblicks, vollendete ihren Unterricht. Die Fremden, die biß jetzt an den Küſten von Siffanto, Schutz oder Erhohlung geſucht hatten, wilde Seeleute, nur mit den groben Sitten ihres Standes bekannt, hat-

ten ihr nur Furcht, und Abſcheu einflößen können; daher ſetzte ſie auch jetzt die Aufnahme eines dieſer Abentheurer in ihrem eigenen Hauſe in nicht geringeres Schreken, und ſie machte ihrem Vater ſogar Vorwürfe über eine ſo gefährliche Dienſtfertigkeit.

Der gute Alte, ſchon auf den erſten Blick von dem Fremdlinge eingenommen, dem er ſein Zimmer angeboten, beruhigte ſeine Tochter. „Du fürchteſt von ihm geſehn „zu werden, ſagte er ihr, hüte dich nur, ihn zu ſehn; „das letztere iſt faſt gefährlicher.“ Von dieſem Augenblick an giengen ihre Gedanken nur darauf, das Wunder von Corſaren kennen zu lernen. Die Mohrinn war ihr behülflich, wie wir geſehn haben; aber dieſe ließ ſich durch den Anblik des ſchönen jungen Ritters täuſchen, und dieſe Täuſchung ward Andronica's Unglück. In der Meinung eine große Entdeckung gemacht zu haben, kam ſie zu ihrer Gebieterinn. „Was du einen Franken nennſt, „rief ſie, iſt ein Mädchen in Männerkleidung, und die „Krone der Schönheit!“ Nichts ſchien der jungen Griechinn wahrſcheinlicher. Der Fremde war in ihren Augen die Geliebte eines Corſarenhauptmanns, vielleicht eine Heldinn, die an ſeiner Seite gefochten hatte; woher ſonſt ihre Verwundung? Die Sorge ihres Vaters für den Kranken, ſein Eifer, ihm jede Bequemlichkeit zu verſchaffen, ließen kaum noch einem Zweifel Raum; nur wünſchte ſie noch ihre Vermuthung durch den Augenſchein beſtätigen zu können. Auch dazu half ihr die gefällige Mohrinn. Der Garten des Hauſes ward ſeiner Zierden

beraubt, und Blumenkränze, von Andronica's ſchöner Hand geflochten, die die Duegna dem Ritter ins Zimmer trug, gaben der Griechinn hinlänglich Gelegenheit, wenn die Thüre geöfnet wurde, das vermeintliche Mädchen nach Gefallen zu betrachten.

Sein Anblick beſtätigte Andronica's Irrthum. Die Schönheit ſeiner Züge, die blendende Weiße ſeiner Haut, unter dem Himmelsſtrich von Siffanto eine ſeltene Erſcheinung, das weiche blonde Haar, das in ungekünſtelten Locken über ſeine Schultern herabfloß, der ſanfte Ton ſeiner Stimme, ſein gefälliges Betragen gegen die Sklavinn, wie ſie es noch nie an andern ſeines Geſchlechts bemerkt hatte, alles dieß ſchien die Entdeckung der Mohrinn zu beſtätigen. Von jetzt an alſo überließ ſie ſich ohne Rückhalt den ſüſſen Empfindungen des Mitleids; ihr unbewuſt trat bald eine zärtlichere Empfindung an die Stelle deſſelben, die ihr keine Ruhe ließ, und ſie ſo oft und ſo lange unbemerkt an das Zimmer des Ritters lokte, biß ſie endlich durch Veranſtaltung der Mohrinn von ihm geſehn wurde. Bey aller Ueberzeugung, die ſie zu haben glaubte, war ſie doch über Tourvilles Billet in großer Unruhe. Ihr gutes Herz überredete ſie zu der Gefälligkeit, um die das Billet bat; aber die Furcht, ſich einer üblen Nachrede auszuſetzen, und ihrem Vater zu mißfallen, rieth ihr, den vermeintlichen Fremden zuerſt zu eröfnen, daß das Geheimniß der Verkleidung verrathen ſey, und daß man nur allein unter der Bürgſchaft eines gemeinſchaftlichen Geſchlechts ſich zu dem verlang-

ten Schritte würde entſchließen können. Das Taſchenbuch ward daher mit folgenden Zeilen zurückgeſchickt:

„Ich bin überzeugt, daß meine Unſchuld bey Ihnen „keiner Gefahr ausgeſetzt iſt; aber nicht Jedermann kennt „Sie ſo wie ich. Die Regeln des Wohlſtandes ſind nur „der Welt wegen gegeben."

„Ich bedaure Sie; gerne möchte ich Ihre Einſamkeit „aufheitern, gerne Ihre Leiden mit Ihnen theilen, gerne „Sie ſehen, Sie ſprechen hören! Ich weiß ja, daß ich „Sie ohne Gefahr lieben, von Ihnen ohne Vorwurf ge„liebt werden kann. Aber es iſt immer beſſer, mir Freu„den zu verſagen, die ſich mit dem Tage Ihrer Abreiſe „in tiefen Kummer verwandeln müſten. Und doch zieht „mich mein Herz zu Ihnen; wer weiß, ob ich dieſen „Lockungen werde widerſtehen können. Urtheilen Sie deß„wegen nicht ſchlechter von mir; iſt es doch ein ſo ſüſſes „Vergnügen, Leidenden beyzuſtehn, und was kann ich „mir vorwerfen, wenn ich nur thue, was ein Weib für „das andre zu thun verbunden iſt."

In dem Taumel der ſüſſeſten Empfindungen, in die dieß Billet den feurigen Jüngling verſetzte, hatte er anfangs den geheimnißvollen Sinn deſſelben überſehen. Ein zweytes Durchleſen entdeckte ihm den Irrthum der ſchönen Griechinn. Das ganze Glück ſeiner Liebe, und der Genuß der ſeligſten Tage auf Siffanto, ſchienen von der Benutzung dieſes ſo günſtigen Irrthums abzuhängen, ſelbſt das Romanhafte eines ſolchen Verhältniſſes lud ihn dazu ein. Er ſchrieb an ſie, wie ein Weib an das andre

ſchreibt, kunſtlos und voll Empfindung. Andronica widerſtand nicht mehr, und die Zuſammenkunft ward auf den folgenden Tag beſtimmt.

Schlaflos entfloh beyden die Nacht; in dem Buſen des Ritters kämpften Liebe und Ehre. Der Schritt, den er gethan hatte, ſchien ihm keines ehrlichen Mannes würdig, er nahm es ſich vor, der Griechinn ihren Irrthum bey dem erſten Worte zu benehmen. Aber das ſchnellere Klopfen ſeines Herzens, jener mächtige Inſtinkt, der ſein Weſen durchzitterte, und ſeine arbeitende Phantaſie, vor der ein ſüſſer Genuß in tauſend reizenden Bildern vorüberflog, machten die edle Entſchließung wankend. Andronica dagegen ſann in der Stille der Nacht auf die leichteſten Mittel, ſich gegen Ueberraſchungen von Seiten ihres Vaters ſicher zu ſtellen, und auf die Wahl ihrer Kleidung, um der Critik der ſchönen Corſarin ſo wenig als möglich Veranlaſſung zu geben.

Die Mohrinn kündigte am andern Tage das Erſcheinen ihrer Gebieterinn an, und Andronica trat in Tourvilles Zimmer. Beyde blieben eine Minute lang ſtumm und erſtarrt gegen einander über ſtehen. Er, überraſcht, von einer Schönheit, die das Urbild jener vollkommnen Kunſtwerke der alten Zeit zu ſeyn ſchien, und nicht ohne Beſchämung über die Rolle, die er ſich ihr gegenüber zu ſpielen erlaubte; ſie, die nicht gewohnt war, einen Mann zu ſehen, ſelbſt über den Schein deſſelben erröthend. Dieſes beredte Stillſchweigen machte endlich einer ſchüchternen Unterredung Platz, welche aber mehr durch Blicke

als durch Worte belebt wurde. Unbemerkt lag Andronica's zitternde Hand in der Hand des Jünglings; unbemerkt war der kleine Zwiſchenraum auf dem Sopha verſchwunden; Andronica fürchtete bey einer Freundinn ihres Alters nichts, und folgte ſchuldlos der Neigung ihres Herzens. Im Feuer des Geſprächs ruhten ihre Blicke auf dem Geſichte des Ritters, und plötzlich ſchwieg ihr Mund, eine höhere Röthe flog über ihre Wangen, und das verwirrte Auge ſchweifte ungewiß umher. Sie hatte auf dem Kinn, auf den Wangen ihrer neuen Freundinn, den Schatten eines Barts entdeckt. Aber nicht mehr Meiſterinn ihres Herzens, war ſie auſſer Stande, von dieſer Bemerkung Gebrauch zu machen; vielmehr ſuchte ſie ſich ſelbſt zu täuſchen, und vermied es ſorgfältig, den Vorſtellungen nachzuhängen, die ihren glücklichen Wahn hätten zerſtreuen können. Die Furcht überraſcht zu werden, und das Mißtrauen in die Wachſamkeit der Mohrinn, die auf der Lauer ſtand, nöthigten ſie, dieſe erſte Unterhaltung zu verkürzen. Man trennte ſich von einander mit dem Verſprechen einer baldigen längern Zuſammenkunft.

Der entzückte Ritter dachte nun jenes ſchönen Vorſatzes nicht mehr, den er zu Gunſten des Commandeur gefaßt hatte. Andronica war ſein einziger Gedanke, und es konnte gar nicht mehr die Rede davon ſeyn, auf Koſten ſeines eigenen Herzens, jenem ein ſo gefährliches Vergnügen zu machen. Das Stillſchweigen, welches er über dieſen Gegenſtand bey wiederhohlten Beſuchen des Commandeur beobachtete, mußte dieſen natürlicherweiſe

befremden und argwöhniſch machen, und es ward nun von ihm beſchloſſen, daß er die Befriedigung ſeiner Neugierde niemand als ſich ſelbſt zu verdanken haben wollte.

Andronica fand nach wenigen Unterredungen ſo vielen Reiz in dem ſchuldloſen Umgang mit dem Ritter, daß die Stunden, die ſie auf ihrem Zimmer zubringen muſte, ihr unerträglich läſtig wurden. Die gewohnten weiblichen Arbeiten hatten keinen Reiz mehr für ſie, das Plaudern der Mohrinn war ihr langweilig, ſelbſt die Gegenwart ihres Vaters verdrüßlich. Nur an der Seite des Ritters lachte ihr das Leben; jene Furcht, die Täuſchung über ſein Geſchlecht vernichtet zu ſehen, war von der mächtigern Liebe unterdrückt, und bald ganz und gar vergeſſen. Eben ſo war Tourvillen der Umgang mit dieſem Mädchen alles; ſeine wiederkehrende Geſundheit erlaubte ihm zwar, gleich ſeinen Kameraden den Vergnügungen auf der Inſel nachzugehn; aber welche Freuden konnten ihm die Geſellſchaft ſeiner Andronica erſetzen! Lange ſchon war er weder vom Commandeur, noch von ſeinen übrigen Gefährten geſtört worden; ſeine Beßerung ſchien ſie der Beſuche zu überheben, als einmal ganz unerwartet, eben als er, mit ſeiner Geliebten allein, vor ihr auf das Knie niedergeſunken war, und ihre ſchöne Hand einen Ring an ſeinen Finger ſteckte, die Thüre aufgieng, und der Commandeur von Hocquincour ins Zimmer trat.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß eine ſo unangenehme Erſcheinung die beyden Liebenden nicht in geringe Verlegenheit ſetzte. Tourville faßte ſich indeſſen bald,

ſprang auf, und ſtürzte ſich dem eintretenden Commandeur entgegen, umarmte ihn mit einer ungewohnten Heftigkeit, überſchüttete ihn mit einer Menge Complimente, und hoffte dadurch der erſchrekten Griechinn Gelegenheit zu geben, unbemerkt, wenigſtens ungeſtört, das Zimmer verlaſſen zu können. Aber der Commandeur, gewandter als er, ward dadurch nicht irre gemacht. Er machte ſich mit einer geſchikten Wendung aus Tourvilles Armen los, trat der eben entſchlüpfenden Griechinn in den Weg, ergrif ihre zitternde Hand, welche ſie, zu ſchwach ihm widerſtehn zu können, in der ſeinigen laſſen muſte, und weidete, indeß ſein Mund in Entſchuldigungen überſtrömte, die die bebende Athenienſerinn nur mit halbem Ohr vernahm, ſeine lüſternen Augen an den Schönheiten dieſes Mädchens, denen Scham und Verlegenheit in dieſem Augenblick einen höhern Reiz zu geben ſchienen. Sobald ſeine Neugierde hinlänglich geſättigt war, entließ er die Königinn der griechiſchen Inſeln, in der Hofnung, durch dieſes ſchmeichelhafte Compliment der Geliebten des Ritters hinreichenden Erſatz für die ſichtbare Angſt gegeben zu haben, die ſie in dieſen wenigen Minuten ausgeſtanden. Kaum hatten ſie ſeine Blicke bis über die Thürſchwelle verfolgt, als er ſich mit ſcherzhaftem Tone an den Ritter wandte, der bisher in der peinlichſten Lage geweſen war. „Ich bin in Verzweiflung, Herr Ritter, meine „Eilfertigkeit, meine Unhöflichkeit, mein Dienſteyfer, „nennen Sie es, wie Sie wollen, hat den Schleyer vor „einem ſo reitzenden Geheimniſſe weggezogen, und Sie

„um den Genuß einer ſchönen Stunde gebracht! Aber, „nicht wahr? Sie ſind ja Herr im Hauſe, und es wird „Ihnen alſo nicht ſchwer fallen, eine ſo liebliche Szene „bald wieder zu erneuern.“

„Ich maaße mir nicht an, irgendwo Herr zu ſeyn, „erwiederte Tourville; von jeher gewohnt, mich meinen „Verhältniſſen anzuſchmiegen, verlange ich nichts, als „was ein freyer Wille mir darbietet.“

„Das iſt eben Ihr großer Vortheil, lieber Ritter! „Ihren Blicken kann ja kein Mädchenherz widerſtehen; „man kann Ihnen ja nichts abſchlagen; man kömmt Ih„nen ja entgegen!“

„Wohl möglich Herr Commandeur! aber zufrieden „mit meinem Glück, würde ich wenigſtens, andre nicht „beneiden.“

Dieſe Antwort grif den Commandeur auf ſeiner empfindlichen Seite an. Es beleidigte ſeinen Stolz, den Vorwurf des Neides aus dem Munde eines Jünglings zu hören, dem er doch in jeder Rückſicht überlegen zu ſeyn wähnte. „Mein lieber junger Ritter,“ erwiederte er daher mit einiger Wärme; „dafür ſtehe ich Ihnen, daß ich „nicht ſchwach genug bin, ein ſo gewöhnliches Glück zu „beneiden. Ich wünſchte freylich durch Sie die Tochter „des Arztes kennen zu lernen, da es Ihnen ſehr leicht „ſeyn muſte, mir eine ſolche Gefälligkeit zu erweiſen; „aber deßwegen in Ihr Gehege zu gehn, das kam mir „nicht in den Sinn. Alſo ſind Sie wirklich eiferſüch„tig?“ —

„Wenn ich es wäre, Herr Commandeur!" — wollte der erhizte Tourville antworten. Aber Hocquincour hielt es doch für beſſer, dieſem unangenehmen Geſpräch eine andre Wendung zu geben; zumal die Erläuterungen, zu denen man zu kommen im Begriff war, doch am Ende zu nichts führen konnten. „Laſſen Sie das gut ſeyn!" fiel er daher dem Ritter ins Wort. „Wir ſind ſegelfertig; „ich wollte mich ſelbſt von Ihrer Geſundheit überzeugen. „Das iſt die unſchuldige Urſache meines Hierſeyns." — Tourville verſicherte, daß er bereit ſey, und die Ordre an Bord zu gehen erwarte. Und ſo entfernte ſich der Commandeur.

Auf eine ſolche lebhafte Szene muſte natürlich bey den Hauptperſonen eine ernſthafte Stille folgen. Den Ritter von Tourville kränkte es im Innerſten ſeiner Seele, ein Geheimniß verrathen zu ſehen, das er bisher ſo ſorgſam gehegt hatte. Die zärtlichſte Beſorgniß für die Ehre ſeines Wohlthäters bekümmerte ſein Herz. Er fürchtete an der flekenloſen Unſchuld und Reinheit des edeln Mädchens zum Verräther geworden zu ſeyn. Er warf ſich die unglücklichen Schritte vor, zu denen ihn anfangs Neugierde, und dann die Leidenſchaft verleitet, und ahnete ſchon im Voraus alles das Unglück, zu dem er, wider ſeinen Willen, die Veranlaſſung gegeben. Seine aufgeregte Phantaſie mahlte ihm das zerſtörte Glück dieſes von ihm ſo geliebten Hauſes; er ſah das ſchönſte und unſchuldigſte Geſchöpf um den Frieden ihrer Seele gebracht; und ſich ſelbſt, durch das zweydeutige Licht, in

das ihn dieſe Entdeckung bey ſeinem Befehlshaber und ſeinen Kameraden ſetzen muſte, von einem Range erniedrigt, den er bisher mit ſo vieler Ehre behauptet hatte.

Nicht minder angſtvoll und bekümmert war Andronica in ihr Zimmer geflohen. Thränen ſtürzten aus ihren Augen; einen ſolchen Tumult hatte ihr junger Buſen noch nie erfahren, und die Laſt der Einſamkeit lag nie gröſſer auf ihr, als in dieſem ſchreklichen Augenblik. Es ſchien ihr nur zu gewiß, daß ihr Verſtändniß mit Tourville das allgemeine Geſpräch der Franken, und ihr Vater in Kurzem von allem unterrichtet ſeyn würde. Was ſtand ihr alsdann bevor? Trennung von dem Geliebten ihres Herzens, die Einſamkeit eines Kloſters, vielleicht der Tod. Ein Brief an den Ritter machte ihrem gepreßten Herzen endlich Luft, und ſeine Antwort beruhigte einigermaßen ihr empörtes Herz; als die Entdeckung des Geheimnißes, das den Ritter bisher geängſtigt hatte, die Entdeckung ſeiner nahe bevorſtehenden Abreiſe, einen neuen und fürchterlichen Sturm drohte.

Vergebens war die Vorſicht, mit der der Ritter ſeiner Geliebten dieſe traurige Neuigkeit eröfnete. Das Herz des feurigen Mädchens, das in dem reizenden Jüngling das Ideal ſeiner Träume gefunden, und den unverdächtigen Gefühlen einer ſchuldloſen Liebe ſich unbeſorgt überlaſſen hatte, dieſes Herz war nicht dazu gemacht, den kalten Vorſtellungen der Vernunft nachzugeben. Umſonſt ſprach der Ritter von einer baldigen Zurückkunft; ſie traute ihm nicht; eine entfernte Hofnung konnte ſie

nicht beruhigen. Ihre ſchönen Arme um ihn ſchlingend, ihr glühendes von heißen Thränen benetztes Geſicht auf ſeinen Schultern legend, verlangte ſie mit der rührendſten Beredſamkeit ihres Schmerzens einen Platz auf ſeinem Schiffe. Sie beſchwor ihn, ſie nicht der Verzweiflung zu überlaſſen, ſie, die kein anderes Glück kenne, als ihn zu ſehen, kein anderes Unglück, als von ihm getrennt zu ſeyn.

Welcher Jüngling würde in einem ſolchen Kampfe nicht untergelegen haben? Aber Pflicht und Ehre ſprachen lauter und mächtiger in dem Herzen des Ritters, als die Stimme der Leidenſchaft. Ein Blick auf ſeine Verhältniſſe in dieſem Hauſe; eine ſchnelle Ueberſicht der Verbindlichkeiten, die er dem Vater ſeiner Geliebten ſchuldig war; eine leichte Erinnerung an das edle Zutrauen, das Gianni in ihn geſetzt hatte; mehr bedurfte es nicht, um ſein Herz gegen alle Verführungen der Leidenſchaft zu verhärten, und ſo gieng er vielleicht größer aus dieſem Kampf der Liebe, als in ſpätern Tagen ſeines Lebens aus der fürchterlichen Schlacht beym Cap de la Hogue! *

* In dieſer berühmten Seeſchlacht, in der der Admiral von Tourville mit 44 Linienſchiffen gegen einige 80 engliſche und holländiſche, 12 Stunden lang, von 10 Uhr Vormittags, bis 10 Uhr Abends kämpfte, ohne ein einziges Schiff zu verlieren; indeß den Feinden eins in die Luft geſprengt wurde, und ein anderes ſank, muſte er freylich der Uebermacht weichen und ſich zurückziehn. Dieſer Zurückzug wurde über-

Solche Rückſichten aber konnten bey der Griechinn keinen Eingang finden. Er ſchwieg daher davon, und ſtellte ihr, indem er ſich ſanft aus ihren Armen wand, alle die Unbequemlichkeiten vor, die die Befriedigung ihres Wunſches unmöglich machten. Wie, und unter welchem Vorwande ſollte er ſie auf einem Schiffe unterbringen können, wo ihm, einem bloßen Volontair, ſeine wenigen Dienſte noch keinen Rang erworben hatten, und

dem von Wind und Wetter ſo wenig begünſtigt, daß ſich die Flotte in einzelnen Escadren auf verſchiedene Rheden retiriren muſte; daher die Feinde in den folgenden Tagen, drey Schiffe auf der Rhede von Cherbourg, und zwölf auf der Rhede von la Hogue verbrannten, und der franzöſiſchen Seemacht einen empfindlichen Verluſt verurſachten. Indeſſen war nach dem eignen Geſtändniß der Feinde, dieſesmal der Vortheil zwar auf Seiten der Sieger, aber Ehre und Ruhm auf Seiten der Beſiegten; und die feindlichen Admiräle, ſelbſt ein Ruſſel, lieſſen dem Muth, der Unerſchrokenheit, und der Kunſt, mit welchen der franzöſiſche Seeheld einen ſo ungleichen Kampf gewagt und ausgehalten hatte, alle Gerechtigkeit wiederfahren. Auch empfieng Ludwig XIV, der das militäriſche Verdienſt ſo wohl zu unterſcheiden, und ſo fein zu belohnen wuſte, ſeinen geſchlagenen Admiral mit folgenden Worten: „Ich höre, Graf von „Tourville, daß Sie Sich mit 44 Schiffen gegen beynahe „90 feindliche einen ganzen Tag lang geſchlagen haben; „und das freut mich unendlich mehr, als mich mein erlit„tener Verluſt kränket.“

wo der Capitain vielleicht ſein mächtiger Nebenbuhler war? Wie ſollte er ſie ſchützen können, gegen die Spöttereyen und Scherze der jungen Seeleute, die die Gränzen des Anſtändigen nicht immer zu beobachten gewohnt ſind! Wie ſollte er es wagen dürfen, die zarte Blume den Stürmen des Meeres, den Donnern einer Schlacht auszuſetzen! dieſes ſanfte Mädchen, das noch wenige Tage zuvor bey dem Gedanken erzitterte, durch die Ueberraſchung des Commandeurs von Hocquincour das Geſpräch der Franken und aller griechiſchen Inſeln zu werden, achtete jetzt ihre Ehre nicht; unter dem Schutze der Liebe glaubte ſie gegen jede Kränkung ſicher zu ſeyn, und war bereit, um auch den letzten Einwürfen des Ritters zu begegnen, ihm in Matroſen-Kleidung auf das Meer zu folgen. Ein Stral von Heldenmuth blizte durch ihre Seele, und das holde Geſchöpf, das den Tod nie in der Nähe geſehen hatte, kämpfte ſchon in Gedanken an der Seite des geliebten Ritters, und bahnte ſich, über die Todtenopfer der Schlacht, einen ſchreklichen Weg zu den ſüſſeſten Freuden des Lebens.

In dem Rauſche dieſer Stunde war für den Ritter nichts auszurichten. Seinem edelmüthigen Entſchluß getreu, hielt er es fürs beſte, den Schein des Nachgebens anzunehmen, und in kältern Augenblicken für die ernſte Stimme der Pflicht ein gefälligeres Ohr zu erwarten. Es iſt zu hoffen, daß es vielleicht dem Ritter gelungen ſeyn würde, die ſchwärmende Andronica aus dieſem Labyrinthe herauszuführen, wenn nicht ein unerwarteter

Umſtand ihren Hofnungen neue Nahrung gegeben hätte.

Die drey Fregatten waren ſchon wieder zu einem neuen Seezuge in Stand geſetzt, und man war jeden Augenblick bereit, den Hafen von Siffauto zu verlaſſen; nur hatte der Commandeur von Hocquincour für die genommene Priſe noch keinen Capitain gewählt. Die vereinigte Stimme des Seevolks verlangte dieſe Ehre für den jungen Helden, dem es gröſtentheils den glücklichen Erfolg der letzten Unternehmung danken zu müſſen glaubte. Die beyden Capitaine, Hocquincour und Cruvillier, waren zwar bereit, dieſem für den Ritter von Tourville ſo ſchmeichelhaften Urtheil beyzutreten; aber mit Recht trauten ſie ihm noch nicht die Kenntniſſe zu, die zu Führung eines Schiffes erfodert werden. Dazu kam die Verpflichtung, die der Commandeur gegen die alten MaltheſerRitter, ſeine Begleiter, auf ſich hatte, die durch den Vorzug, den er einem Anfänger im Seedienſt über ſie gab, empfindlich gekränkt werden mußten. Die Wahl fiel alſo auf den Ritter d'Artigny. Um aber Tourvillen zu zeigen, wie hoch man ihn hielt, und zugleich den vereinigten Wünſchen des Schiffsvolks ein Genüge zu leiſten, ward er zum Lieutenant eben dieſer Fregatte ernannt.

Der Schaden, den die Schiffe im letzten Gefechte erlitten, war indeſſen ausgebeßert, und ſie mit allem nöthigen verſehen worden. Den Verluſt an Mannſchaft hatten die auf der türkiſchen Priſe gefundenen chriſtlichen Sklaven, die ſämtlich gediente Seeleute waren, hinläng-

lich erſetzt, auch die fruchtbare Inſel Siffanto zureichende Proviſionen geliefert; aber die Bemannung der genommenen Fregatte fand große Schwierigkeiten, weil man es für zu gefährlich hielt, die Equipage der beyden andern Schiffe zu vermindern. Die Capitains beſchloſſen daher, nach Zante zu ſeegeln, die gemachten Türkenſklaven dort zu verkaufen, und die Bewafnung ihrer kleinen Escadre zu vollenden. Dies ward zugleich dem Ritter mit der Ordre bekannt gemacht, auf das erſte Signal, das nur von einem günſtigen Winde abhinge, an Bord zu gehen.

So hoch auch einerſeits, bey dem Gedanken an das Meer, dem Ritter von Tourville das Herz ſchlug, zumal ſich ihm, in dem erhöhten Poſten, den er durch ſeinen Muth errungen hatte, ein erweiterter Kreis von Thätigkeit darbot, ſo niederdrückend war ihm doch der Gedanke des Abſchiedes von ſeiner geliebten Andronica. Auf dieſe traurige Viertelſtunde hatte er ſich zwar ſchon ſeit drey bis vier Tagen vorbereitet, und oft und reiflich an die Maasregeln gedacht, das liebevolle Mädchen zu beruhigen, und ſich ſelbſt gegen jede Anwandlung von Leidenſchaft ſicher zu ſtellen; aber alle dergleichen Vorbereitungen verfehlen gewöhnlich ihren Zwek. Kaum hatte die zärtliche Griechinn von der Veränderung gehört, die mit ihrem Ritter vorgefallen war, als ſie dadurch alle Hinderniſſe, und vorzüglich dasjenige, was den Commandeur von Hocquincour betraf, gehoben wähnte. Es konnte ihm nun, nach ihrer Meinung, ein leichtes ſeyn, ſie

auf das Meer mitzunehmen, zumal ihre geſchäftige Phantaſie, dem Ritter von Artigny allen den guten Willen lieh, der ſeinerſeits zur Ausführung des Projekts ſo nöthig ſchien. Dieß hatte Tourville nicht vorhergeſehn. Mit beklemmter Bruſt, mit Thränen in den Augen, hingeſtürzt auf ſeine Knie, lag er vor ihr. Ein tiefer Seufzer war ſeine Antwort. In dieſem beredten Schweigen glaubte aber die Griechinn das ſchrekliche Geheimniß zu leſen, daß der Ritter ſie nicht liebe, daß überal ſein hartes Herz keiner ſanftern Empfindungen fähig ſey. Eine flüchtige Erinnerung an den leichtſinnigen Charakter ſeiner Nation, von dem ſie ſo oft gehört hatte, treibt den Keim dieſes für ſie ſo ſchreklichen Argwohns empor; ein ungewohntes Feuer blizt aus ihren Augen; ihre Zunge ſcheint zu ſtarren; auf ihrem ſonſt ſo lieblichen Geſichte wechſelt Röthe mit Todesbläſſe, und, in dieſem entſcheidenden Moment fällt der SignalSchuß. Tourville ſpringt auf; ſein edler Muth, das Gefühl für Pflicht und Ehre ſcheint mit dieſem Rufe zu wachſen, aber in eben dem Maaße ſteigen auch die Befürchtungen des Mädchens. Die furchtbaren Ausbrüche ihrer Leidenſchaft laſſen ihn ahnen, wie leicht ſich Liebe in Haß verkehrt, er wähnt in ſich einen Jaſon, in ihr eine Medea zu ſehn, und dieſen ſchreklichen Vorſtellungen auszuweichen, verſpricht er, was er zu halten nicht geſonnen iſt. Er will nur an Bord eilen, um die nöthigen Veranſtaltungen zu treffen, und ſeinen Capitain von allem zu unterrichten. Wie ein matter Sonnenſtral durch düſtre Gewitterwolken bricht,

ſo überflog das Geſicht der traurenden Andronica, das Lächeln der Hofnung. Aber nur für einen Augenblick. Aengſtigende Zweifel an der Aufrichtigkeit des Ritters ſtiegen in ihr auf, und ihre Zuflucht, im Falle dieſer geahndeten Verrätherey war ein Dolch, den ſie aus ihrem Buſen hervorzog, und dem erſchrekten Ritter mit dieſen Worten zeigte: „Leben oder Tod liegt in deinen Händen; „bedenke welches von beyden die zärtliche Andronica um „dich verdient hat!"

Die Stunde der nächſten Mitternacht ward zur Entführung der geliebten Tochter des Athenienſers beſtimmt. Eine Schaluppe, geführt von treuen und ſichern Leuten, ſollte an einem beſtimmten Orte des Hafens von Siffanto bereit liegen, um ſie, die mohriſche Sklavinn, nebſt dem Bedienten ihres Vaters, der von dem Geheimniß unterrichtet werden muſte, an Bord zu bringen. So ward dies traurige Projekt verabredet, aber ohne Aufrichtigkeit von Seiten des Ritters. In der ſchmerzlichen Wahl zwiſchen der Ehre und der Liebe zog er das Verbrechen gegen dieſe einer Verletzung der erſtern vor, und hofte von der Entfernung, von der Zeit, von der Stille der Ueberlegung, die dem Sturme der Leidenſchaft gewöhnlich folgt, die Heilung des kranken Herzens ſeiner Geliebten.

Er verließ gegen Abend das Haus des Gianni, wo ihm mit ſo vieler Freundſchaft und Güte begegnet worden war. Sein Abſchied von dem redlichen Athenienſer war unter ſolchen Umſtänden, für ihn ſehr rührend und

angreifend. Wie oft ſchwebte es ihm auf der Zunge, dem guten Vater alles zu entdecken, was vorgefallen war; aber die Betrachtung, daß der Unwille deſſelben ihn zu harten Maasregeln gegen die ganz verlaſſene Andronica verleiten könnte, hielt ein Bekenntniß auf ſeinen Lippen zurück, von dem es unausgemacht iſt, ob es mehr verdorben, oder mehr gut gemacht haben würde. Der edle Grieche wollte von keiner Belohnung etwas hören; nur zum Andenken an ſeinen lieben Ritter, nahm er einen Diamanten von ihm an, begleitete ihn auf die Fregatte, und ſchickte ihm nach ſeiner Zurückkunft, ein mit den beſten Lebensmitteln, den ſchönſten Weinen, und lieblichſten Früchten, die das fruchtbare Siffanto nur liefern konnte, angefülltes Boot, als einen Beweis ſeiner Sorgſamkeit für die Geſundheit ſeines Freundes.

Tourville verſuchte die wehmüthigen Empfindungen des Abſchieds, durch die mancherley Beſchäftigungen zu zerſtreuen, zu denen ihn ſein Dienſt rief. In dieſen Arbeiten ward er gegen die Stunde des Abendeſſens geſtört. Der Commandeur von Hocquincour mit ſeinen Volontairs und allen übrigen Offizieren der kleinen Escadre kamen an Bord der Fregatte des Capitain von Artigny, um nach der Sitte des Meeres, dem jungen Offizier ihr Compliment zu machen, und auf ſeine Koſten einen vergnügten Abend bey ihm zuzubringen. Sie glaubten ihn zu überraſchen, aber ſie wurden ſelbſt überraſcht, als ſie ein Mahl vor ſich fanden, das nicht ausgeſuchter hätte ſeyn können. Denn auſſer dem Ueberfluß von delikaten Provi-

ſionen, die der Ritter von der Güte des Athenienſers empfangen, hatte er noch in der Eil das beſte aufgekauft, was nur in Siffanto zu finden geweſen war, um ſo viel wie möglich auch von dieſer Seite der Erwartung, die man von ihm hatte, zu entſprechen.

Heiterkeit und Scherz, laute Freude und ſchallendes Gelächter, erwekt durch das Feuer der griechiſchen Weine, belebte bald die frohe Geſellſchaft, und nahm ſeinen Sitz neben Kugeln und Kanonen. Die Jugend, die von den Reizen der Gegenwart gefeſſelt wird, das Alter, das durch die Erfahrung ſo mancher Jahre abgehärtet, für den Eindruck ſchauervoller Kontraſte nicht mehr empfänglich iſt, vergaßen beyde bey dem Klange der Gläſer jener fürchterlichen Szenen, die nur noch vor wenig Wochen auf dieſer Fregatte vorgefallen waren. Von der Seite dieſer frohen Menſchen war ſo mancher geriſſen; ſie vermißten ihn nicht; der ſchwärmende Jüngling hatte den Geſpielen ſeiner Kinderjahre, den Gefährten ſeines Berufs verlohren, er dachte ſeiner nicht; ihm ſtand vielleicht in kurzem ein ähnliches Schickſal bevor, das rührte ihn nicht. Alle, vom Commandeur bis zum letzten Matroſen, hatte der Taumel der Freude ergriffen. Nur ſchien er an dem Ritter von Tourville nicht ſeine ganze Gewalt äuſern zu können, den der Gedanke an ſeine Andronica mit Unruhe erfüllte. Der Tag vergieng; in die brennende Flut tauchte ſich die Sonne nieder; immer näher und näher rückte die abgeredete Stunde! Er dachte ſich ſeine geliebe Andronica, wie ſie, voll ſchwärmeriſcher Hofnung

an das Ufer des Meeres eilt, kein mitleidig Boot findet, das ſie aufnimmt, von Schrecken und Furcht ergriffen, ohnmächtig niederſinkt, wieder zu ſich ſelbſt gebracht in Wuth und Verwünſchungen ausbricht, und, entweder eine zweyte Sappho, in den Fluten das Ende ihrer Leiden ſucht, oder den ſchreklichen Stahl gegen ſich ſelbſt richtet. So oft es nur ohne Aufſehen zu erregen möglich war, ſah er nach der bezeichneten Stelle des Hafens von Siffanto, ob ihm nicht das ſo günſtige Mondenlicht etwas entdecken ließe; ob er nicht, da die Fregatte nicht fern vom Ufer lag, in den Pauſen der frohen Geſänge, die ſo geliebte, und jetzt ſo gefürchtete Stimme vernehmen könnte. Er ſah nichts; er hörte nichts. Endlich nahte ſich die Stunde der Mitternacht; ängſtlicher ſchlug ſein Herz; aufmerkſamer blikte er nach dem Ufer. Der heitre Mond ſchien ſein Vorhaben zu begünſtigen; kein Wölkchen ſchwamm an dieſem ſchönen Himmel, und die Gegend umher glänzte in zauberiſcher Helle. Aber in dieſem Augenblick brachte der Commandeur die Geſundheit des Königs von Frankreich aus; ein lautes Hurrah erſcholl aus dem Munde der Matroſen, und das Geſchütz der Fregatte verkündigte dem ſchlummernden Siffanto den Ruhm des groſſen Ludwigs. Der Abendwind, der aus der See herblies, trieb die Rauchwolken gegen das Ufer, und jede Hofnung, in dem Hafen etwas zu entdecken, oder von daher einen Laut zu vernehmen, war für den Ritter verloren, denn den Prinzen des königlichen Hauſes, dem Großmeiſter von Maltha, dem Commandeur der Escadre,

den tapfern Kreuzfahrern ward gleiche Ehre erwieſen, und die Ruhe der glücklichen Inſel eine Stunde lang geſtört.

Indeſſen hatte ſich der Wind gewandt; Hocquincour und ſämtliche Offiziers eilen zurück, und kurz darauf gab das CommandeurSchiff das Signal zum ſeegeln. Die Anker wurden gehoben, und da die türkiſche Priſe, die der Ritter von Artigny befehligte, und auf der ſich Tourville befand, ihrer Bauart wegen ſehr geſchikt zu ſeyn ſchien, die Fahrzeuge der Seeräuber anzulocken und ſie zu täuſchen; ſo hatte ſie, wiewohl vielleicht noch eine andre geheime Urſache dabei mitwirken mochte, die Ordre erhalten, voraus zu ſeegeln, und die Avantgarde zu machen. Die zwey andern Schiffe folgten in kurzem nach.

Mit gepreßtem Herzen, und Augen voll Thränen ſah der Ritter von Tourville nach und nach die Ufer von Siſanto ſich in Nebel verhüllen, und die anbrechende Morgenröthe zeigte ihm die Szene einiger wenigen glücklichen Tage nur noch als einen grauen Wolkenſtrich am fernen Horizont. Oft in den Kämpfen zwiſchen Pflicht und Neigung, hatte er ſich ſelbſt zu überreden verſucht, daß es nicht Liebe ſey, was ſein Herz beſtürme, und daß eine ſo plötzlich und ſo ſchnell emporgewachſene Neigung eben ſo ſchnell wieder verſchwinden würde. Aber zu ſeinem Erſtaunen ward er ſeine Schwachheit inne, die Gründe der Vernunft richteten gegen das empörte Herz nichts mehr aus. Es reuete ihn, das liebenswürdigſte Mädchen der Welt verlaſſen zu haben, er klagte ſich als einen Verbrecher an, der die ſchwärzeſte Verrätherey begangen ha-

be, und ſo niedergebeugt von finſterm Kummer und tiefem Schmerz, fing das Leben an, ihm eine Laſt zu werden. Darüber ward er mismüthig und auffahrend. Dieſe ſeltſame und plötzliche Veränderung an einem bisher ſo gefälligen Jünglinge fiel ſeinen Kameraden auf, die für ihre gutgemeinte Bemühungen, ihn aufzuheitern, auf eine Art behandelt wurden, die bisher nicht in ſeinem Charakter geweſen war. Sein Capitain ließ ihn zur Tafel bitten, er kam nicht; und das Feſt des vorigen Tages, das, wie er vorgab, eine ſchlimme Wirkung auf ſein Befinden gehabt habe, mußte zu einer Entſchuldigung dienen. Man ließ ihn alſo mit ſeinen düſtern Träumereyen allein, biß aus dieſem gefährlichen Schlummer aller ſeiner edlern Kräfte, ihn plötzlich die Stimme des auf dem großen Maſte wachhaltenden Matroſen wekte, der herabrief, daß er in der Ferne drey Segel, zwey Türken und einen Chriſten gewahr werde.

Dieſer Ruf brachte auf der Fregatte alles in Bewegung. Man gab dem Commandeur die Signale, und Tourville erhielt von ſeinem Capitain die Ordre, indeß die entdeckten Schiffe noch ziemlich entfernt waren, alles zum Schlagen bereiten zu laſſen. Kein Umſtand konnte für den Ritter glücklicher eintreten. Er ſprang auf bey dem Rufe der Matroſen, und dem Commando ſeines Capitains, war jetzt eben ſo ſehr mit ſeiner Pflicht beſchäftigt, und ſchien dem nahen Gefechte mit eben ſo vieler Freude entgegen zu gehen, als er kurz vorher bey dem Gedanken, nach Siffanto zurückzukehren, empfunden haben mochte.

Indeſſen konnte man die ſignaliſierten Schiffe deutlich erkennen. Es waren zwey Tuneſiſche ziemlich ſtarke Fahrzeuge, und ein chriſtlicher Kauffahrer, den ſie vor kurzem genommen zu haben ſchienen und der einigermaßen von ihnen armirt worden war. Getäuſcht durch die Fregatte des Ritters von Artigny, die ſie für ein türkiſches Schiff hielten, waren ſie zu nahe gekommen, um, als ſie ihren Irrthum gewahr wurden, einem Gefechte ausweichen zu können, zumal ihre Flucht durch den Wind nicht begünſtigt werden konnte. Die türkiſche Priſe, auf der ſich Tourville befand, fieng das Gefecht an, und da nun auch Hocquincour und Cruvillier herbeygekommen waren, ward es in kurzem allgemein. Der Tuneſer, mit dem ſich der Capitain von Artigny eingelaſſen hatte, war ihm zwar nicht an Kanonenzahl, wohl aber an Mannſchaft überlegen; daher hielt es der Corſar fürs beſte, ſobald wie möglich zum Entern zu kommen; denn ſchon damals, wie noch jetzt, konnte die Artillerie der Türken ſelten etwas gegen die beſſer bediente chriſtliche ausrichten. Aber die Ritter, die ihrerſeits die ſtarke Anzahl ihrer Feinde fürchteten, ſuchten den Plan derſelben durch die geſchickteſten Manövres, und ein wohl unterhaltenes Feuer ſo viel wie möglich zu vereiteln. Tourville war überal gegenwärtig; der Lerm einer Schlacht ſchien das Element zu ſeyn, in dem er ſich am beſten befand. Sich immer gleich, brachte ihn kein Geſchrey der Verwundeten, kein Röcheln der Sterbenden, nicht die Kugeln, die ihn umziſchten, nicht die gefährlichen Splitter, die auf dem

Verdek herumflogen, aus ſeiner Faßung. Wo Ermunterung und guter Rath gewünſcht wurde, wo ſtrenge Befehle nöthig waren, rief man nur nach ihm, und ſein Muth, ſeine Verachtung der Gefahren und des Todes, dies glänzende Beyſpiel, das er ſeinen Kameraden gab, vereint mit den Bemühungen des Capitains, der, ein erfahrner und geſchikter Seemann, die Manövres beſorgte, vereitelten alle Verſuche der Türken, zum Entern zu kommen.

Schon hatte das Gefecht eine Stunde gedauert, und noch ſchwankte unentſchieden die Wage des Sieges, als plötzlich Tourville, mitten unter den Donnern der ſchlagenden Schiffe, und wie über den Rauchwolken ſchwebend, die Stimme ſeiner geliebten Andronica zu vernehmen wähnte. War es Täuſchung? war es ein leeres Spiel ſeiner erhitzten Einbildungskraft? wo kamen ſie her, dieſe ſüſſen italiäniſchen Worte: Ritter, lieber Ritter, die in den augenblicklichen Pauſen der Kanonade, wie aus tiefer Ferne zu ihm herüber hallten? Seine Kaltblütigkeit verließ ihn; ergriffen von dem tiefſten Schmerz focht' er wie ein Verzweifelter, ſuchte die gefährlichſten Stellen, und ſchien vorſätzlich dem Tode entgegen zu gehen. Zu gleicher Zeit hörte er nur zu deutlich von dem Schiffe her, gegen das er ſchlug, mehrere Weiberſtimmen, die ihn in franzöſiſcher Sprache um Hülfe und Rettung anflehten. Er ſtuzte; Zaubereyen ſchienen ihn zu umſtriken; die angeſtrengteſten Verſuche, irgend eine Dame auf dem Corſaren zu entdecken, waren

vergebens; und doch dauerten dieſe klagenden Töne immer fort, indeſſen aus tiefer Ferne, jener ſüſſe Laut: Ritter, lieber Ritter! mitten durch das ſchrekliche Geräuſch der Schlacht zu ſeinen Ohren drang. Aber die Gefahr, die durch das wiederhohlte Entern der Tuneſer immer dringender wurde, ließ ihm nicht Zeit, über dieſe ſeltſame Begebenheit nachzudenken, beſonders da ihm nun endlich gar durch den plözlichen Tod des Capitain von Artigny, den eine Kugel von ſeinem Poſten riß, das Commando des Schiffes zufiel. Von ihm hing nun der ganze glükliche oder unglükliche Ausgang des Gefechtes ab; auf ihn ſah das erſchrekte Schiffsvolk, das ſo gewöhnlich mit ſeinen Befehlshabern auch ſeinen Muth zu verlieren pflegt. Tourville ermannte ſich; den Steuermännern übergab er die Manövres des Schiffes, ſeinen Unterlieutenant die Beſorgung der Batterien, und ſich ſelbſt behielt er die kühnſten Unternehmungen und gröſten Gefahren vor. Geliebt und geachtet von allen, war es ihm ein leichtes, dem geſunkenen Muthe neues Feuer und neue Hofnungen zu geben; der Verluſt des braven Capitains ſchien keinen nachtheiligen Einfluß gehabt zu haben; jeder that mehr als ſeine Pflicht, und man hofte einen glänzenden Sieg.

Plözlich erſchallte aus dem untern Raume die niederſchlagende Nachricht herauf, daß das Schiff von einigen unter das Waſſer gegangenen Schüſſen, einen ſolchen Lek bekommen habe, den zu verſtopfen unmöglich ſey, daß die Arbeit bey dem Pumpen nichts mehr helfe,

und daß man ſich ergeben oder ſinken müſſe. — „Erge„ben oder ſinken?" rief wüthend der Ritter von Tourville aus; — „Nein Kameraden! laßt es immerhin ſinken „dieſes Schiff, dort iſt eins, wo wir uns retten können. „Auf! wir entern."

Die einzige, wiewohl weitausſehende Hofnung, auf dieſem gefährlichen Wege wenigſtens das Leben zu retten, wenn gleich ſchwerlich den Sieg zu erkämpfen, gewann dieſem kühnen Vorſchlage des Ritters, den mehr Verzweiflung, als kalte Ueberlegung eingegeben hatte, den lauteſten Beyfall. Man widerſetzte ſich den Verſuchen der Tuneſer nicht, und in kurzem ſtürtzten die Kämpfenden herüber und hinüber auf die feindlichen Schiffe. Was unter den Säbelhieben der Corſaren nicht erlag, oder in den Wellen ſeinen Tod nicht fand, rettete ſich mit Tourville auf das tuneſiſche Schiff. Die Verwundeten wurden ihrem Schickſale und der Plünderung der Feinde überlaſſen, die unbekannt mit dem traurigen Zuſtande ihrer Eroberung, unter lautem Siegsgeſchrey nur nach Beute ſuchten, als die Fregatte zu ſinken anfieng, und die zu früh triumphirenden Feinde, ohne Hülfe und Rettung in den Fluten des Meeres begrub.

Tourville und ſeine kühnen Begleiter hatten indeſſen einen harten Kampf zu kämpfen. Immer noch waren ihnen die Türken überlegen, und der Vortheil, den dieſe von der Cajüte und der Schanze zogen, auf der ſie ſich erhielten, und die ſie als ein Retranchement benutzten, würde die abgematteten, und zum Theil verwundeten

Chriſten, ohngeachtet alles perſönlichen Muthes, am Ende doch dem Schwerdte ihrer Feinde unterworfen haben, wenn ſie nicht durch eine groſſe Menge in dem Raum des Schiffes verſchloſſener Chriſtenſklaven unterſtützt worden wären. Man hörte ihr Geſchrey; man ſchlug die Lucke mit Beilen ein, und mehr als fünfzig wehrhafte Männer, ſtürzten von dem Feuer belebt, das die Hofnung der Freiheit giebt, aus ihrer Höhle heraus. Noch mit friſchen Kräften fielen ſie über die Feinde her, die eine halbe Stunde lang, die Ehre ihrer Nation zu retten verſuchten. Umſonſt; am Flaggenſtock' verſchwand der halbe Mond, und das Kreutz der Maltheſer wehte auf demſelben.

Nach einem ſo wenig gehofften Siege, war Tourvilles erſte Sorge auf die geretteten Chriſten gerichtet. Ein Herr und zwei junge Damen, wurden von ihm, ſoviel es ſeine Wunden erlaubten in die Capitainscajüte geführt. Er verſchafte ihnen ſo viele Bequemlichkeiten, als nach der traurigen Beſchaffenheit des Schiffes möglich war, das ſehr übel zugerichtet, und beynahe entmaſtet, weder den beyden andern, die auf den flüchtigen Feind Jagd machten, folgen, noch See halten konnte. Zudem verlangte die Menge der Verwundeten Ruhe und Hülfe; man beſchloß alſo nach Siffanto zurückzukehren, das Schiff dort wieder in Stand zu ſetzen und die beyden andern Fregatten zu erwarten. Tourville ſtimmte dieſem Beſchluß mit geheimer Freude bey. Die Hofnung, ſeine theure Andronica wieder zu ſehen, und an ihrer Seite,

von ihren lieben Händen gepflegt, ſich von den Ermattungen dieſes Kampfes zu erhohlen, gab ihm ſeine alte Heiterkeit wieder, und er dachte kaum daran, ſeine Wunden verbinden zu laſſen.

Die befreyte Familie war aus der Provence; Herr von Gerr*** hatte in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin ihre jüngere Schweſter nach Smyrna begleiten wollen, wo ſie an den franzöſiſchen Conſul verheurathet werden ſollte. Sie erzählten ihm, daß ſie wenige Tage nach ihrer Abreiſe von Marſeille das Unglück gehabt hatten, den Corſaren in die Hände zu fallen, und daß ihrer Freude nichts gleich gekommen ſey, als ſie ſich von einem Schiffe angegriffen geſehen, deſſen Commandeur ihnen ein Franzoſe zu ſeyn geſchienen habe. In die Conſtabels-Kammer eingeſchloſſen, und von ihren Feinden umgeben, hätten ſie es doch gewagt, ſo laut wie möglich um Hülfe und Rettung zu ſchreyen, und die Freude, die ſie jetzt empfänden, würde nur allein von den Empfindungen der Dankbarkeit überwogen, mit der ſie ſich ihm verpflichtet fühlten.

So war demnach ein Theil des Räthſels in Betreff jener Zauberſtimmen, die der Ritter in der Hitze des Gefechts zu vernehmen geglaubt, und die er am Ende für bloſſe Wirkungen ſeiner Phantaſie gehalten hatte, erklärt. Die beyden Damen überzeugten ihn von der Wahrheit ihrer Erzählung, und ſetzten hinzu, daß auſſer ihnen noch eine andre Dame aus dem Fenſter der Capitains-Cajüte eines der übrigen chriſtlichen Schiffe, und wie es ihnen geſchienen, ebenfalls mit groſſer Angſt, in italiäniſcher

Sprache geſchrien habe: „Ritter, lieber Ritter!“ Plötzlich erblaßte Tourville bey dieſen Worten; eine trübe Wolke des Unmuths überzog ſein Geſicht, und kein Wort gieng aus ſeinem Munde. Die Provenzalerinnen, die ſehr bald das Verhältniß erriethen, das zwiſchen ihm und jener Dame ſtatt finden mochte, hielten es nicht für rathſam, ihm mit weitern Fragen beſchwerlich zu fallen. Tourville eilte ſogleich fort, um zur möglichſten Beſchleunigung der Fahrt nach Siffanto, durch Beyſetzung aller noch übrigen Seegel, Befehl zu geben. Er wollte aus dieſer ſchrecklichen Unruhe herausgeriſſen ſeyn; er wollte den Ritter von Hocquincour, dem er ſo viele Verbindlichkeiten ſchuldig war, gegen die entehrende Anklage, als habe er ihm ſeine Geliebte entführt, vertheidigt ſehen. War es möglich, daß dieſer, ſonſt ſo edle Franzoſe einer ſolchen Verrätherey ſchuldig ſeyn könnte?

Ermüdet von den Beſchwerden des Tages, ſank auf dem Schiffe alles in einen tiefen Schlaf; Tourvilles Augen nur floh dieſer Tröſter des Kummers. Die Stimme ſeiner geliebten Andronica, wie er ſie in den Donnern der Schlacht vernahm, wekte ihn, wenn er einzuſchlummern verſuchte; Angſt und Ungewißheit trieben ihn von ſeinem Lager aufs Verdek, zu ſehen, ob ſich denn noch nicht der Morgenhimmel röthe, und ob der günſtige Wind noch immer dem Steuermann den Strich nach Siffanto zu halten erlaube. Endlich brach er an, der erharrte Tag, und die Hügel der lieblichen Inſel ſtiegen aus den Fluthen empor. Je deutlicher die Gegenſtände ſich ent-

hüllten, jemehr nahm seine Furcht und Beklemmung zu; und wie er im Stande war, das Haus des Gianni zu unterscheiden, dieses geliebte Haus, wo noch vor kurzem ein edler Vater, durch die Tugenden und Reitze seiner Tochter, für alle Leiden früherer Jahre hinlänglich entschädigt zu seyn glaubte, wo häusliches Glück und stiller Friede gewohnt hatten, und wo dieses alles vielleicht durch ihn zerstört worden war, — traten dem jungen Helden Thränen der Reue in die Augen. Man warf auf der Rhede von Siffanto die Anker; er ermannte sich, ließ die Chalouppe ansetzen, und eilte dem Ufer zu, das er mit zitterndem Fuß betrat. Gebebt hatte er nicht in dem Getümmel der Schlacht, und er bebte auf diesem Gange.

Das Gesicht eines neuen Bedienten, der ihm die Hausthüre des Arztes eröfnete, und der ihm, auf seine Nachfrage, erwiederte, daß der gute Herr an einer schweren Krankheit niederliege, vermehrte seine Befürchtungen, und trübte den letzten Stral von Hofnung, der ihm bisher noch geleuchtet hatte. Ohne Muth, Andronicas Nahmen zu nennen, ließ er sich anmelden, und ward in das Zimmer des Kranken geführt. Die schauerliche Dunkelheit, die hier herrschte, und nur in langen Pausen durch das Aechzen des geliebten Kranken unterbrochen wurde, überraschte den Ritter. Es war ihm, als ob er ein Heiligthum beträte, und mit langen Athemzügen suchte er seiner gepreßten Brust Luft zu verschaffen. So stand er unentschlossen einige Minuten an der Thüre des Zimmers, bis ihn die Krankenwärterinn näher führte.

Kaum wird ihn der Athenieuſer gewahr, als er mit ſchwacher, von Seufzern unterbrochener Stimme, ſeine zitternden Arme ihm entgegenſtreckend, ſo ihn anredete: „Was haben Sie mit meiner Tochter gemacht, lieber „Herr! — Womit habe ich das verdient? — Ich nahm „Sie in mein Haus auf, ich behandelte Sie wie meinen „Sohn! — und zur Belohnung entführen und entehren „Sie mein Kind.“ Mehr konnte er nicht ſprechen, der Schmerz erſtickte ſeine Stimme. Tourville, dem bey dieſem Anblick das Herz brach, ſtürzte nieder zu den Füſſen ſeines Bettes, ergriff die zitternde Hand des Mannes, und drückte ſie an ſeine bebende Bruſt. „Ich bin,“ ſprach er, und blickte mit ofnem Geſicht, das ſich keines Verbrechens bewuſt iſt, den leidenden Vater an, — „ich „bin keiner ſolchen Niederträchtigkeit fähig, großmüthiger Mann; in dieſen Vorwürfen verkennen Sie, ach! „wie Sie mich nannten, Ihren Sohn, verkennen Sie einen franzöſiſchen Ritter! — Das Schickſal ihrer geliebten Tochter iſt mir unbekannt. Ich weiß nicht, wohin „ſie gekommen ſeyn mag. Alles, was ich mir vorzuwerfen habe — und o! daß ich das nicht früher dem „edelſten Menſchen bekannte — iſt dies, daß ich die reizende Andronica wider den Willen ihres Vaters kennen „lernte, und daß ich ſie mehr wie mein Leben liebe. Sie „wollte mir folgen; ich hörte auf ihr Flehen nicht; ein „rechtſchaffener Mann opfert die Ruhe ſeines Gewiſſens „keinen augenblicklichen Gelüſten auf. Zwar ahne ich, „wer ſie aus den Armen ihres Vaters geriſſen haben mag,

„und bey der Pflicht meines Ordens, die die Unſchuld zu „rächen und zu retten mir auferlegt, ſchwöre ich Ihnen „den heiligſten Eyd, ich will ihn aufſuchen, und wenn „er an den Enden der Welt wäre. Ich will mich vor Ih„ren Augen ſo rein machen, als ich rein bin vor den Au„gen des Allſehenden!"

Ein lang verhaltner Thränenguß hemmte ſeine Worte, er ſank mit glühendem Geſicht auf Giannis Bette, und es herrſchte eine tiefe Stille um ſie her. Denn Tourvilles Herz war nun entlaſtet; er war gerechtfertigt vor dem beleidigten Vater, und der Sturm ſeiner Seele ging nun in eine ſtille Traurigkeit über. Nicht ſo war es mit dem redlichen Athenienſer. Hingeriſſen von dieſem freyen Blick, und rührenden Tone, den Heucheley und Nichtswürdigkeit vergebens nachzubilden wagen, konnte er ſich nicht enthalten, den Verſicherungen des Ritters zu glauben. Aber minderte das ſeinen Kummer? War nicht vielmehr alle Hofnung, durch den Ritter etwas von ſeiner theuren Andronica zu erfahren, auf einmal verloren? Auf dieſen Fall war er nicht vorbereitet geweſen. Sein von Kummer und Schmerzen niedergebeugter Geiſt, konnte einem ſolchen Schlage nicht widerſtehen. Man fürchtete für ſein Leben. Ein alter griechiſcher Geiſtlicher, der neben der Beobachtung der Cärimonien, zu denen ihn ſein Amt verband, die Arzneikunde trieb, und außer dem Athenienſer der einzige Arzt auf Siffanto war, wuſte indeſſen die Hitze des Fiebers zu dämpfen, auf welche ein kurzer ſtärkender Schlaf folgte, aus dem der Kranke mehr geſammelt, erwachte.

Tourville, der ſich die Zeit über nicht von ſeinem Bette entfernt hatte, nahm dieſe Augenblicke wahr, um ihm alles, was er von Andronicas Schickſal wuſte, zu erzählen, wornach er ſich überzeugt glaubte, daß ſie nirgends anders, als bey dem Ritter von Hocquincour ſeyn könnte. Nur wie ſie dahin gekommen, ob Irrthum, Liſt oder Gewalt ſie in ſeine Hände geliefert; das war der Knoten, von deſſen Löſung künftig die Achtung abhängen ſollte, die der junge Seemann für ſeinen alten Lehrer und Freund in ihrem ganzen Umfange zu erhalten, ſo ſehnlich wünſchte. Irgend etwas muſte ſich doch immer aus den Nachforſchungen ſchlieſſen laſſen, die Gianni ohne Zweifel am Tage ihrer Flucht angeſtellt hatte. Er bat ihn alſo um die Mittheilung deſſen, was er erfahren.

„Was ich weiß, ſagte der Alte, iſt ſehr wenig. In „der Stille der Nacht, indeß ich ſo ruhig ſchlief, ward „ſie mir entführt. Denn entführt iſt ſie mir; das gute „Kind konnte freywillig das Haus ihres alten Vaters „nicht verlaſſen haben. Am Morgen des unglücklichen Ta„ges ſtand ich zu meiner gewöhnlichen Stunde auf. Ich „rief meinen Bedienten; er kam nicht. Ich rief die alte „Mohrinn; ſie ließ ſich nicht hören. Verwundert darü„ber eilte ich in das Zimmer meiner Tochter. Ach! es „war ledig! Angſtvoll, und mein trauriges Schickſal fürch„tend, durchlief ich das ganze Haus, und fand ſie nicht. „Meiner ſelbſt nicht mächtig, ohne zu wiſſen, wohin, lief „ich auf die Straße. Kein Nachbar wuſte etwas. Der „Bube hatte ſeine Zeit zu gut gewählt. Endlich war es,

„als ob eine geheime Macht mich weiter führte; ich kam „in den Hafen; aber auch hier war mein Nachfragen ver„gebens. Die Escadre war nicht mehr zu ſehen, am frü„hen Morgen ſchon waren ihre letzten Wimpel verſchwun„den. Unwillkührlich ſtrekte ich meine Arme gegen das „Meer aus, als ob es mein Alles in ſeinen Schooß auf„genommen hätte. Da lief ich an dem Ufer umher, ſo „weit ich kommen konnte. Niemand gab mir Licht in die„ſer Finſterniß. Ermattet und außer mir ſelbſt, war ich „ſchon im Begriff niederzuſinken, als ein alter Fiſcher, den „mein Jammern herbeygezogen hatte, mir endlich erzähl„te, daß um Mitternacht, zwey Weiber, und ein Mann, „in einer Schaluppe, die an dem Ufer gewartet hätte, „zu den Schiffen der Franken gefahren wären. Die Sin„ne vergingen mir; ich weiß nicht, was mir weiter be„gegnet iſt. Auf dieſem Bette, unter den Händen dieſes „guten Geiſtlichen fand ich mich wieder. O hätte er mich „doch nicht ins Leben zurückgerufen! ich wäre jetzt glück„licher, und meine Leiden hätten ein Ende. — Das iſt „alles, was ich weiß, edler Franke; mehr werde ich jen„ſeits erfahren. —"

Alles, was die wärmſte Theilnahme zu ſagen vermag, ward von Tourville angewandt, ſeinem redlichen Arzt mehr Zutrauen zu einer vielleicht noch glücklichen Wendung ſeines Schickſals einzuflößen. Er ſtellte ihm vor, daß ſo muthlos ſeinem Kummer hingegeben, er ſich ſelbſt aller Mittel beraubte, ſeine verlorne Tochter wiederzufinden; und es glückte ihm endlich, einen Vorſchlag

zu thun, der den leidenden Vater wenigſtens für eine Zeitlang beruhigte. „Kommen Sie mit mir, ſprach er zu „ihm, auf mein Schiff; meine Dienſte ſind von nun an „nur Ihnen und Ihrer unglücklichen Andronica gewidmet. „Wir wollen das Meer durchſtreichen, und keine Inſel „des Archipelagus unbeſucht laſſen. Der Ritter von „Hocquincour kann nicht weit ſeyn; ich verließ ihn im „Nachjagen feindlicher Schiffe. Er muß in irgend einem „Hafen liegen, und am Ende doch immer nach Maltha „zurückkehren. Oder wollen Sie hier, wo jeder Gegen„ſtand Sie an die verlornen Freuden Ihres Lebens erin„nert, ein einſam unglücklich Leben führen, und von kei„ner freundſchaftlichen Hand gepflegt, langſam dem Grabe „zuſinken? Kommen Sie, ermannen Sie ſich. Den Gu„ten iſt der Himmel günſtig.“ Der Athenienſer nahm einen Vorſchlag mit Freuden an, der bey der Hofnung, die er gewährte, ſelbſt wenn dieſe nicht erfüllt werden ſollte, wenigſtens durch Thätigkeit und Zerſtreuung, zur Erheiterung ſeines Gemüths, ſo vieles beytragen konnte.

Nach einem Verfluß von zehn Tagen war die Priſe wieder in Stand geſetzt, und ſegelfertig. Man beſchloß nach Zante zu gehen, wo man den Ritter von Hocquincour, oder wenigſtens Nachrichten von ihm zu finden hoffte. Die Provenzaliſche Familie, obgleich ſie ſich von ihrem Wege entfernte, ſchiffte ſich dennoch aus Dankbarkeit für den Ritter von Tourville freywillig mit ein, und Gianni verließ einen Wohnſitz, wo ihm in Ruhe und Ab-

geſchiedenheit von der Welt, zwölf glückliche Jahre ſeines Lebens verfloſſen waren.

So verſchloſſen und nachdenkend der Ritter von Tourville während der ganzen Reiſe geweſen war, ſo heiter und geſprächig ward er, als ſich das Schiff, das wie von einem guten Genius geführt, ſanft und leiſe über die Wellen dahinglitt, der Rhede von Zante näherte. Die Freude, hier am Ziel ihrer Nachforſchungen zu ſeyn, hatte auf alle einen gleich glücklichen Einfluß; und kaum waren die Anker geworfen, als Gianni, ungeduldiger als die übrigen, ſogleich nach der Stadt eilte, wo er alte Bekanntſchaften hatte. Der Zufall ließ ihn einen ſeiner Freunde treffen, von dem er erfuhr, daß die beyden maltheſiſchen Corſaren vor zwey Tagen abgeſegelt wären, daß aber ein Kaufmann, einer von Cruvilliers Freunden, einen Brief an den Ritter von Tourville abzugeben habe. Man ſuchte den Kaufmann auf, mit dem, weil er ſein Geſchäft ſelbſt bey dem Ritter ausrichten wollte, Gianni voller Freuden an Bord eilte, wo er folgenden Brief des Ritters von Hocquincour übergab.

„Sie werden vielleicht einige Mühe haben, mein lie„ber Ritter, mir den Streich zu verzeyhen, den ich Ih„rer Geliebten geſpielt habe; Sie werden etwas von Ver„rätherey ahnen, und mir, Gott weiß was alles, zur „Laſt legen. Aber ich bin unſchuldig. Der bloße Zufall „hat mir das ſchöne Mädchen in die Hände geliefert; und „ſollte ich, alter Freund der Weiber, einen ſo reitzenden „Zufall etwa nicht benutzen? Auch geſtehe ich Ihnen auf-

„richtig, daß es meine Schuld nicht iſt, wenn ich ihn „nicht habe benutzen können. Sie kennen mich; ich werde „mich keinem Mädchen mit Gewalt aufdringen, und ſelbſt „das ſchönſte Weib hat Ruhe vor mir, wenn ſie mir nicht „wenigſtens etwas entgegen kömmt."

„Das iſt aber der Fall bey der lieben Eigenſinnigen „gar nicht. Sie iſt Ihnen über alle Beſchreibung treu; „und alle meine Verſuche, die Härte, mit der Sie ihr „einen kleinen Platz in Ihrer Cajüte abgeſchlagen, zu mei„nem Vortheile geltend zu machen, waren vergebens; „obgleich ich in ſolchen Geſchäften, wie Sie wiſſen, nicht „unerfahren bin. Nicht einmal ein kleines freundliches „Lächeln konnte ich von ihr erhalten; ſie wurde nur noch „immer aufgebrachter, und ich habe dabey wieder Gele„genheit gehabt zu bemerken, daß Sie, mein Freund, „einige Jahre jünger ſind als ich. Seitdem hat ſie nichts „mehr von mir zu befürchten."

„Zehn Tage lang haben wir auf der Rhede von Zante „auf Sie gewartet, aber vergebens; ich will alſo wieder „unter Seegel gehen, und die liebe Eigenſinnige, die ge„gen die Fahrt nach Siffanto ernſtlich proteſtirt, weil ſie „vermuthlich keinen guten Empfang von Seiten des alten „Herrn ahnet, nach Maltha bringen, wohin ſie ſich, in „der Hofnung, ihren lieben Ritter dort zu treffen, nicht „wenig ſehnt. Denn ſie iſt Ihrentwegen in großen Aeng„ſten, weil ſie ihr Schiff im letzten Gefechte ſinken ſah; „obgleich uns andre die auf dem feindlichen Schiffe zu „gleicher Zeit erſcheinende maltheſiſche Flagge wieder be-

„ruhigte, und uns für Ihre Tapferkeit und Ihren Muth „ein beſſeres Schickſal hoffen ließ.“

„Mir, und Cruvillier ſind die beyden Türken durch „Hülfe der Nacht entwiſcht. Sie, Herr Ritter, waren „glücklicher, und haben wenigſtens Ehre und Ruhm, wenn „gleich keine Vortheile erkämpft. Ueberhaupt ſcheint Ih„nen die Kriegsgöttinn ſehr gewogen zu ſeyn, und der „Sieg iſt Ihnen eben ſo günſtig, als die Liebe.“

„Leben Sie wohl, und geſtatten Sie Ihrem Herzen „keinen Groll gegen mich, denn ich bin Ihnen aufrichtig „zugethan. In la Vallette ſehen wir uns wieder.“

So wenig Aufklärung dieſer Brief auch über die Art und Weiſe gab, wie die ſchöne Griechinn auf das Schiff des Ritters von Horquincour gekommen ſey; und ſo viel gegründeter Argwohn auch, trotz allen Verſicherungen des letztern, immer gegen ihn übrig blieb, ſo war der Ritter von Tourville dennoch auſſerordentlich beruhigt. Dem auf gute Nachrichten von ſeiner geliebten Tochter ſo begierigen Athenienſer las er indeſſen nur ſo viel vor, als hinlänglich zu ſeyn ſchien, um ihn in der guten Meinung, die er von dem Commandeur gefaßt hatte, zu beſtärken, und jede Befürchtung einer üblen Behandlung des lieben Mädchens von ihm zu entfernen. Denn er hielt es doch nicht für rathſam, den alten Vater über die Größe und den Grad ihrer gegenſeitigen Leidenſchaft für einander, vollkommen zu verſtändigen. So kehrte nun Ruhe und Heiterkeit in aller Bruſt zurück und ihr einziger Gedanke war Maltha, wohin der Ritter ſogleich unter Segel ging.

In wenigen Tagen erreichten ſie den Ort ihrer Beſtimmung, aber kein Ritter von Hocquincour, kein Cruvillier lag im Hafen. So glänzend auch der junge Held von den Maltheſern empfangen wurde, ſo koſtete es ihm doch nicht wenig Mühe, den Schmerz über ſeine verfehlte Hofnung zu verbergen. Noch niedergeſchlagener war Gianni ans Land getreten. Ach! die Hofnung ſein Liebſtes wieder zu finden, war getäuſcht, und er ſowohl, als Tourville, fanden nirgends mehr Beruhigung, als in der Geſellſchaft des Herrn von Gerr*** und der beyden Damen, die, weil ſobald kein Fahrzeug von la Valletta nach Smyrna abging, den Winter auf der Inſel Maltha zur großen Freude der beyden Leidenden zuzubringen ſich entſchloſſen. Indeſſen gelang es ihnen doch nicht, weder den trauernden Athenienſer, der jeden Morgen dem Hafen zueilte, und hinaus ſah in das weite Meer, um irgend ein erſcheinendes Segel zu entdecken, noch den ſchwermüthigen Ritter zu beruhigen.

Eines Abends kehrte dieſer aus dem Ordens-Pallaſt zurück; er ſieht eine Menge Menſchen um ſeine Wohnung verſammelt; er bemerkt ein ungewöhnliches Geräuſch im Hauſe. Er frägt nach der Urſache; niemand weiß ſie: einer nur antwortet ihm eilig: ich ſuche einen Arzt. Beſtürzt, und ein Unglück ahnend, eilt er hinein. Er wird den Herrn von Gerr*** gewahr. — „Um Gotteswillen, „was iſt hier?" — „Ach! unſer guter Alter! Leblos, ohne Beſinnung haben ſie ihn vor einer halben Stunde von „dem Ufer des Meeres hergebracht." — Was dem redli-

chen Giaani begegnet war, wußte niemand. In dem Augenblicke erſcheint der Arzt. Seine Hülfe iſt noch nicht zu ſpät. Der Sterbende kommt von den Pforten des Todes zurück; ſeine Augen ſind erloſchen; ſeine Stimme iſt matt; er ſpricht in langſamen Pauſen:

„Warum ruft ihr mich ins Leben zurück? — was „ſoll ich, wo Andronica nicht mehr iſt? — Ein Schiff „aus der Levante, hat heute die ſchrekliche Nachricht „mitgebracht, daß Hocquincour und Cruvillier, von drey „Türken angegriffen, untergegangen oder genommen ſind.“

Er ſank wieder in eine tödtliche Ohnmacht zurück. Seinem Freunde von Gerr***, den Provenzalerinnen und dem Arzt, überließ Tourville die Sorge für den armen Leidenden, und ſtürzte von Verzweiflung ergriffen, in ſein einſames Zimmer. Die Herrſchaft der Vernunft hat ein Ende, wo das Herz ſo beſtürmt wird. Sich klagte er als ihren Mörder an; ſich warf er es vor, die unglückliche um alle Freuden des Lebens gebracht, und in wenig Tagen die Ruhe und den Frieden eines ſo geliebten Hauſes, auf immer zerſtört zu haben; ein ſo plötzlicher Verluſt alles deſſen, was ihm allein bis jetzt in der Welt theuer und werth geweſen war, zerrüttete ſein Inneres, und er hatte es nur der Kraft ſeiner Jugend zu verdanken, daß er in dieſen Kämpfen nicht unterlag.

Am Sterbebette des unglücklichen Athenienſers war indeß alle Hofnung verſchwunden; die niedergedrückte Natur nahm keine Hülfe mehr an. Vier und zwanzig Stunden lag er ſo in dumpfem Hinbrüten; dann flamm-

ten plötzlich des Lebens letzte Reſte auf; eine unerwartete Heiterkeit glänzte aus ſeinen Augen, und er verlangte den Ritter zu ſprechen. Man rief ihm; ſeiner kaum mächtig wankte er hin; ſeine Knie zitterten. Alle mußten ſich entfernen.

„Noch am Grabe, wo ich bald Ruhe zu finden hoffe; „an den Gränzen einer beſſern Welt, wo jede Täuſchung „verſchwindet, danke ich Ihnen, lieber Ritter, für die „Theilnahme, die Sie mir unglücklichen angedeihen ließen. „Im Laufe meiner kummervollen Jahre, ach! wie wenig „Menſchen habe ich gefunden, die Ihnen gleichen! — „Seyn Sie ruhig, mein Freund, wie ich es in dieſer „feyerlichen Stunde bin. Wenn es Sie tröſten kann, daß „ich Ihnen nicht die geringſte Schuld an dem ſchrecklichen „Schlage beymeſſe, der mich Unglücklichen niedergeworfen „hat, ſo thue ich dieſes Bekenntniß gern und freywillig; „und als einen kleinen Beweiß, daß ich mit keinem Groll „im Herzen von Ihnen ſcheide, übergebe ich Ihnen mein „ſämtliches nicht unbeträchtliches Vermögen, worüber „Sie auf Siffanto nähere Nachricht finden werden. — „Meine Andronica iſt ja nicht mehr; wem gehört es alſo „rechtlicher, als dem, der auch ſie liebte, und als ein „guter Sohn und Bruder, mir verlaßnen Vater den To„deskampf erleichtert. — Sollte ſie aber nicht todt, und, „was noch ſchrecklicher wäre, in den Händen der Türken „ſeyn, ſo verlaſſe ich mich auf Ihre Liebe, Ihre Klug„heit, Ihren Muth. — Sie werden ihr nachſpüren und „ſie loskaufen. — Dann erzählen Sie ihr meinen Tod,

„und die traurigen Folgen der Verirrungen eines Augen„blicks. Ohne Vater, ohne Mutter, von allen verlaſſen, „und in fremder Gewalt, ſoll ſie in der Abtey von Siffanto, „bey ihrer Tante, den Reſt ihrer Tage, geſichert gegen „alle Verführung, in frommen Uebungen zubringen. — „Will ſie das nicht, ſo führen Sie ſie nach Athen, zu „ihrem Oheim Zacharias Beninzoli. Er iſt ein redlicher „Mann, er wird ſie an Kindesſtatt annehmen. Auch als„dann behalten Sie die Hälfte meines Vermögens. — — „Mein Haus iſt beſtellt! — meines Lebens Ziel iſt da!"

Er ſchwieg; dieſe Anſtrengung hatte den Reſt ſeiner Kräfte erſchöpft; ſeine Augen brachen. Dieſer rechtſchaffene Mann, nahm den kleinen Reſt von Frohſinn, der zuweilen noch in der Geſellſchaft geherrſcht hatte, vollends mit ſich hinweg. Tourville ſchien alle Kraft ſeines Geiſtes verloren zu haben. Nichts reitzte ihn, nichts konnte die Wolken der Schwermuth von ſeiner Stirne verſcheuchen. Es war ein trauriger Winter, den ſie in la Valletta verlebten.

Allgemach näherte ſich indeſſen der Frühling, das Meer ward wieder fahrbar, und Tourville begann die nöthigen Anſtalten zu einem neuen Seezuge zu treffen. Ihn rief ſein Herz, ihn rief der letzte Wille des ſterbenden Gianni in den Archipelagus, denn von Hocquincour und Cruvillier waren noch keine aufklärende Nachrichten eingegangen. Da es aber für ihn zu viel gewagt geweſen wäre, mit ſeiner Fregatte allein, ſich den Angeiffen der Corſaren auszuſetzen, ſo nahm er das Anerbieten des

Großmeiſters, der ihm einen gewiſſen Carini, einen Neapolitaner und erfahrnen Seemann zum Gefährten auf ſeinen Zügen vorſchlug, ohne Bedenken an. Dieſer Carini, ein damals ſehr bekannter Kreuzfahrer, war mit einem Schiffe von fünfzig Kanonen nach Maltha gekommen, um ſich die Erlaubniß zu erbitten, unter der Flagge des Ordens gegen die Türken ziehn zu können. Der Orden, der nicht gerne eine Gelegenheit vorbeyließ, ſeinen Namen und ſeine Flagge den Muſelmännern furchtbar zu erhalten, zumal wenn es ohne Koſten geſchehen konnte, bewilligte dieſe Bitte ſehr gerne, und Tourville ſtand keinen Augenblick an, ſich mit einem Manne zu verbinden, von deſſen Geſchicklichkeit und Muth er für die Erweiterung ſeiner Kenntniſſe im Fach der Marine, und für den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmungen die beſten Hofnungen zu faſſen berechtigt war. Sie ſchloſſen einen Contrakt mit einander, worinn der Antheil eines jeden an den etwaigen Priſen auf das genaueſte beſtimmt wurde, und der jüngere Tourville überließ dem erfahrnern Seemann das Oberkommando. Jünglinge aus den edelſten Familien Italiens, ein Moroſini, ein Marini und andre, hielten es für ein Glück, ſich unter der Anführung dieſer Helden verſuchen zu können; und in kurzem waren ihre Schiffe ſeegelfertig.

Mit ſo vieler Freude der Ritter dem Augenblick ſeiner Abreiſe entgegen ſah, denn aus der qualvollen Unruhe über das Schickſal ſeiner geliebten Griechinn muſte er jetzt durch ſeine Nachforſchungen auf eine oder die andere

Weiſe geriſſen werden; mit eben ſo vieler Bekümmerniß näherte ſich die Provenzaliſche Familie dem traurigen Tage der Trennung von einem Freunde, an deſſen Schickſal ſie den lebhafteſten Antheil genommen hatte, und dem ſie ſo viele und ſo große Verbindlichkeiten ſchuldig war. Sie hätte ſich ſo gerne mit ihm eingeſchifft; aber die kriegeriſche Beſtimmung ſeines Schiffes erlaubte es nicht, und ſie muſte ſich entſchlieſſen, in la Valetta zurückzubleiben, und ein nach der Levante beſtimmtes Schiff abzuwarten. Rührend und herzlich war ihr Abſchied, und lange noch ſtanden ſie traurend am Ufer, als ſchon die Seegel und Wimpel ihres Freundes und Erretters, am Horizont verſchwunden waren.

Nachdem die kleine Escadre eine Zeitlang vergebens das Meer durchſtrichen, entſchloß ſich Carini, nach der Inſel Zante zu ſeegeln, um dort nähere Nachrichten von den Corſaren einzuziehen. Tourville, der ſeinen Commandeur nicht das geringſte von ſeinen Abſichten hatte merken laſſen, vernahm dieſe Ordre mit geheimer Freude. Sie kamen glücklich auf der Rhede von Zante an, und wurden hier von einem venetianiſchen Kauffahrer, den die Furcht vor den Türken, die am Eingange des Golfo von Venedig kreuzen ſollten, in dieſem ſichern Hafen zurückgehalten hatte, hinlänglich von dem unterrichtet, was ſie wiſſen wollten. Indeß Carini mit dem Venetianer ſich beſprach, eilte Tourville ans Land, um den Kaufmann, der ihm ehmals hier den Brief des Ritter von Hocquincour abgegeben hatte, aufzuſuchen. Von ihm erfuhr er,

daß ſeine Freunde, Hocquincour und Cruvillier, den letzten Winter in Zante zugebracht, daß der erſtere, an dem man eine ungewöhnliche Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit bemerkt, in einem hartnäkigen Gefecht ſeine Fregatte verloren, dagegen aber ein türkiſches Schiff geführt habe, und beyde an gefährlichen Wunden lange niedergelegen, auch ihr Geſchwader in einem ſehr üblen Zuſtande geweſen wäre. Vor ungefähr vierzehn Tagen hätten ſie wieder in See gehen können.

Es war eine beruhigende Nachricht für den Ritter, daß ſein Freund der Commandeur, über den er ſich doch aus ſo mancherley gerechten Urſachen zu beſchweren hatte, nicht umgekommen ſey; aber ſein Herz wurde darum nicht erleichtert. In einem ängſtlichen Tone frug er den Kaufmann, ob die Maltheſer keine Dame bey ſich gehabt hätten? — Mit klopfendem Herzen erwartete er die Antwort. Ach! ſie fiel unbefriedigend aus. Der Kaufmann, der doch ſelbſt zugegen geweſen war, als die Schiffsbeſatzung ans Land geſtiegen, hatte keine Dame geſehn. Nie hatte er in Geſellſchaft der Capitains, irgend etwas von einer Dame gehört.

So waren ſie alſo erfüllt, jene traurigen Ahnungen! So war alſo Andronica durch einen fürchterlichen Tod den ſüſſeſten Hofnungen des Ritters entriſſen worden! denn welches Wunder hatte ſie retten können in einem Gefecht, wo Hocquincour ſein Schiff verlor? — Von einem betäubenden Schmerz niedergedrückt, verließ er das Haus des Kaufmanns, und eilte an Bord. Keine Hofnung

wohnte mehr in ſeiner Bruſt; ſchwarz und fürchterlich erſchien ihm die Zukunft, und der Gedanke, denen, die den beſten Theil ſeiner Selbſt mit ſich hinweggenommen hatten, bald nachzufolgen, und auf dem blutigen Wege der Ehre ſein Leben zu enden, hatte jetzt nur allein Reiz für ihn.

Mit einem Muth, der nahe an Verzweiflung gränzt, folgte er ſeinem Commandeur Carini in das Meer. Ihnen hatte ſich der venetianiſche Kauffahrer beygeſellt, um unter ihrem Schutze die minder gefährlichen Gegenden des Golfo von Venedig zu erreichen. Lange kreuzten ſie um die Buchten und Vorgebürge der Albaniſchen Küſte, die gewöhnlichen Schlupfwinkel der türkiſchen Corſaren, ohne die Feinde zu entdecken. Nach mehrern Wochen endlich ward man auf der Höhe der Inſel Carera drey feindliche Seegel gewahr, die ſich voll Hofnung einer reichen Beute mit günſtigem Winde näherten. Mit Entzücken vernahm der Ritter das Signal zum Treffen.

Das Gefecht war ſo hartnäkig, wie man es nur immer von der blinden Wuth der Türken, und der überlegten Tapferkeit der Chriſten erwarten konnte. Vier Stunden lang ward ein unaufhörliches Feuer unterhalten, zweymal von Tourvilles Schiff der enternde Feind abgeſchlagen, und dennoch der Sieg nicht erkämpft. Umſonſt ſtürzte ſich der Ritter dahin, wo der dichteſte Kugelregen fiel; an ſeiner Seite ſanken ſeine Freunde und Kameraden, er ſtand unverſehrt; ein ſchützender Genius ſchien ſich ſeiner anzunehmen, aber darum minderte ſich die Gefahr

für die Chriſten nicht; bis endlich ein glückliches Manoevre die Türken aus der Faßung brachte, den Maltheſern das Entern erleichterte, und der geſchwächte Feind, nach einem kurzen Widerſtande den Siegern erliegen muſte. Kaum wurden die beyden andern Raubſchiffe den Verluſt ihres Gefährten gewahr, als ſie, da ſich Tourville bereit machte, ſeinem Freunde Carini und dem Kauffahrer zu Hülfe zu eilen, alle Seegel beyſetzten, und die Flucht nahmen.

So bedeutend auch die Eroberung war, die der Ritter gemacht hatte — denn man fand in der Priſe einen großen Vorrath reicher Güther, viel baares Geld, und was mehr als alles das werth ſeyn muſte, eine nicht geringe Anzahl unglücklicher Chriſtenſklaven, — ſo machte das alles doch wenig Eindruck auf den unglücklichen jungen Mann. Mit thränenden Augen ſtand er da unter den Opfern des Sieges, und ſchien das Schickſal derer zu beneiden, die mit ihrem Blut und Leben den Ruhm der Maltheſer bezahlt hatten. Kaum konnte er ſich entſchlieſſen, der genaueren Beſichtigung des eroberten Schiffes beyzuwohnen. Die Gefangenen und die geretteten Chriſten wurden ihm vorgeführt; mit untheilnehmendem Auge blikte er ſie an, als plötzlich aus dem Haufen ſich eine alte Mohrinn hervordrängte. Gott! es war die Mohrinn ſeiner geliebten Griechinn! Außer ſich für Freude und Angſt, will er mit ihr ſprechen! Ach! ſie verſteht ihn nicht. Aber ein bedeutender Wink von ihr ſcheint zu ſagen, daß er ihr folgen ſolle. Zitternd ſteigt er ihr nach in den Raum; ſie führt ihn zur verſchloſſenen Konſtabels-Kammer; man ſprengt die Thüre, und in tiefe Schleyer eingewickelt, liegt hier ein weibliches Geſchöpf auf dem Boden. Man hebt ſie auf. Er erkennt ſeine Andronica!

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten.

Der Verfaſſer des Aufſatzes über die Gefahr aeſthetiſcher Sitten, im eilften Stücke der Horen des vergangenen Jahrs, hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche bloß allein auf Schönheitsgefühle gegründet wird und den Geſchmack allein zu ihrem Gewährsmann hat. Aber auf das moraliſche Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichſten Einfluß, und von dieſem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geſchmack das Verdienſt zuſchriebe, zur Beförderung der Sittlichkeit beyzutragen, ſo kann meine Meinung gar nicht ſeyn, daß der Antheil, den der gute Geſchmack an einer Handlung nimmt, dieſe Handlung zu einer ſittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als ſich ſelbſt. Der Geſchmack kann die Moralität des Betragens begünſtigen, wie ich in dem gegenwärtigen Verſuche zu erweiſen hoffe, aber er ſelbſt kann durch ſeinen Einfluß nie etwas moraliſches erzeugen.

Es iſt hier mit der innern und moraliſchen Frei-

heit ganz derſelbe Fall, wie mit dem äußern phyſiſchen; frey in dem letztern Sinn handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit meinem eignen Willen uneingeſchränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einen von mir verſchiedenen Grund zu danken haben, ſobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einſchränken können. Eben ſo kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verſchiedenen Grunde zu danken haben, ſobald dieſer letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einſchränken können. Wie man alſo gar wohl ſagen kann, daß ein Menſch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit ſelbſt darinn beſteht, daß man überhoben iſt, ſich nach Andern zu richten; eben ſo gut kann man ſagen, daß der Geſchmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend ſelbſt es ausdrücklich mit ſich bringt, daß man ſich dabey keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deßwegen gar nicht auf, frey zu heißen, weil glücklicherweiſe derjenige ſich ruhig verhält, der ſie hätte einſchränken können; ſobald wir nur wiſſen, daß der Handlende dabey bloß ſeinem eigenen Willen folgte, ohne Rückſicht auf einen fremden. Eben ſo verliert eine innere Handlung deßwegen das Prädikat einer ſittlichen noch nicht, weil glücklicherweiſe die Verſuchungen fehlen, die ſie hätten rückgängig machen können; ſobald wir nur annehmen, daß der Handlende da-

bey bloß dem Ausſpruch ſeiner Vernunft, mit Ausſchließung fremder Triebfedern folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Urſprung aus dem Willen der Perſon; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der unmittelbaren Beſtimmung des Willens durch das Geſetz der Vernunft.

Es kann uns ſchwerer oder leichter werden, als freye Menſchen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte ſtoßen, die unſrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müſſen. In ſo fern gibt es Grade der Freiheit. Unſere Freiheit iſt größer, ſichtbarer wenigſtens, wenn wir ſie bey noch ſo heftigem Widerſtand feindſeliger Kräfte behaupten, aber ſie hört darum nicht auf, wenn unſer Wille keinen Widerſtand findet, oder wenn eine fremde Gewalt ſich ins Mittel ſchlägt, und dieſen Widerſtand ohne unſer Zuthun vernichtet.

Eben ſo mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf koſten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem ſich Antriebe in uns regen, die ihren Vorſchriften widerſtreiten und die wir abweiſen müſſen. In ſo fern gibt es Grade der Moralität. Unſere Moralität iſt größer, hervorſtehender wenigſtens, wenn wir bey noch ſo großen Antrieben zum Gegentheil unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber ſie hört deßwegen nicht auf, wenn ſich keine Anreitzung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anders, als unſre Willenskraft, dieſe Anreitzung entkräftet. Genug, wir handeln ſittlich-

gut, ſo bald wir nur darum ſo handeln, weil es ſittlich iſt und ohne uns erſt zu fragen, als ob es auch angenehm iſt; geſetzt auch, es wäre eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menſchlichen Natur läßt ſich annehmen, daß kein Menſch ſo tief ſinken kann, um das Böſe bloß deßwegen, weil es böſe iſt, vorzuziehen; ſondern daß jeder, ohne Unterſchied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute iſt, wenn es nicht zufälligerweiſe das Angenehme ausſchlöße, oder das Unangenehme nach ſich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit ſcheint alſo aus der Colliſion des Guten mit dem Angenehmen, oder was auf eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entſpringen und einer Seits die Stärke der ſinnlichen Antriebe, anderer Seits die Schwäche der moraliſchen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann alſo auf zweierlei Weiſe befördert werden, wie ſie auf zweierlei Weiſe gehindert wird. Entweder man muß die Parthey der Vernunft und die Kraft des guten Willens verſtärken, daß keine Verſuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Verſuchung brechen, damit auch die ſchwächere Vernunft und der ſchwächere gute Wille ihnen noch überlegen ſeyen.

Zwar könnte es ſcheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität ſelbſt nichts gewönne, weil mit dem Willen, deſſen Beſchaffenheit doch allein eine Handlung moraliſch macht, keine Veränderung dabey vorgeht.

Das iſt aber auch in dem angenommenen Fall gar nicht nöthig, wo man keinen ſchlimmen Willen, der verändert werden mußte, nur einen guten, der ſchwach iſt, vorausſetzt. Und dieſer ſchwache gute Wille kommt auf dieſen Weg doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geſchehen wäre, wenn ſtärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da iſt wirklich Moralität vorhanden. Ich trage alſo kein Bedenken, den Satz aufzuſtellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerſtand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität iſt der ſinnliche Trieb, der, ſobald ihm ein Gegenſtand vorgehalten wird, nach Befriedigung ſtrebt, und ſobald die Vernunft etwas ihm anſtößiges gebietet, ihren Vorſchriften ſich entgegenſetzt. Dieſer ſinnliche Trieb iſt ohne Aufhören geſchäftig, den Willen in ſein Intereſſe zu ziehen, der doch unter ſittlichen Geſetzen ſteht, und die Verbindlichkeit auf ſich hat, ſich mit den Anſprüchen der Vernunft nie im Widerſpruch zu befinden.

Der ſinnliche Trieb aber erkennt kein ſittliches Geſetz und will ſein Object durch den Willen realiſirt haben, was auch die Vernunft dazu ſprechen mag. Dieſe Tendenz unſerer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rückſicht auf höhere Geſetze zu gebieten, ſteht mit unſerer ſittlichen Beſtimmung im Streite, und iſt der ſtärkſte Gegner, den der Menſch in ſeinem moraliſchen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen

es zugleich an moraliſcher und an aeſthetiſcher Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Geſetz, und ſie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüſtet. Moraliſchen Gemüthern, denen aber die aeſthetiſche Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Geſetz, und es iſt bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch ſie über Verſuchung ſiegen. In aeſthetiſch verfeinerten Seelen iſt noch eine Inſtanz mehr, welche nicht ſelten die Tugend erſetzt, wo ſie mangelt, und da erleichtert, wo ſie iſt. Dieſe Inſtanz iſt der Geſchmack.

Der Geſchmack fodert Mäßigung und Anſtand, er verabſcheut alles, was eckigt, was hart, was gewaltſam iſt und neigt ſich zu allem, was ſich leicht und harmoniſch zuſammenfügt. Daß wir auch im Sturm der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze ſetzen, dieß fodert ſchon bekanntlich der gute Ton, der nichts anders iſt als ein aeſthetiſches Geſetz, von jedem civiliſirten Menſchen. Dieſer Zwang, den ſich der civiliſirte Menſch bey Aeuſerung ſeiner Gefühle auflegt, verſchafft ihm über dieſe Gefühle ſelbſt einen Grad von Herrſchaft, erwirbt ihm wenigſtens eine Fertigkeit den bloß leidenden Zuſtand ſeiner Seele durch einen Akt von Selbſtthätigkeit zu unterbrechen und den raſchen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn dieſe muß immer ihr eigenes Werk ſeyn) aber es macht dem Willen Raum, ſich

zur Tugend zu wenden. Dieſer Sieg des Geſchmacks über den rohen Affekt iſt aber ganz und gar keine ſittliche Handlung; und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geſchmack gewinnt, noch ganz und gar keine moraliſche Freiheit. Der Geſchmack befreit das Gemüth bloß inſofern von dem Joch des Inſtinkts, als er es in ſeinen Feſſeln führet, und indem er den erſten und offenbaren Feind der ſittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er ſelbſt nicht ſelten als der zweyte noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur deſto gefährlicher ſeyn kann. Der Geſchmack nehmlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft ſeine Quelle iſt — aber wo das Vergnügen den Willen beſtimmt, da iſt noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes iſt aber doch bey dieſer Einmiſchung des Geſchmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jenen materiellen Neigungen und rohe Begierden, die ſich der Ausübung des Guten oft ſo hartnäckig und ſtürmiſch entgegen ſetzen, ſind durch den Geſchmack aus dem Gemüthe verwieſen, und an ihrer Statt edlere und ſanftere Neigungen darinn angepflanzt worden, die ſich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn ſie gleich ſelbſt keine Tugenden ſind, doch ein Objekt mit der Tugend theilen. Wenn alſo jetzt die Begierde ſpricht, ſo muß ſie eine ſtrenge Muſterung vor dem Schönheitsſinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft ſpricht, und Handlungen der Ordnung,

Harmonie und Vollkommenheit gebietet, ſo findet ſie nicht nur keinen Widerſtand, ſondern vielmehr die lebhafteſte Beſtimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir nehmlich die verſchiedenen Formen durchlaufen, unter welchen ſich die Sittlichkeit äuſern kann, ſo werden wir ſie alle auf dieſe zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüth, daß etwas geſchehe oder nicht geſchehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgeſetz; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bey den Sinnen.

Die griechiſche Prinzeßinn Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General ſeines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konſtantinopel zu eskortiren. Unterwegs als beyde allein zuſammen ritten, bekömmt Alexius Luſt, unter dem Schatten eines Baums halt zu machen, und ſich da vor der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andere, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schlafe liegt, erblickt der letztere des Alexius Schwerdt, das an einem Baumzweige aufgehangen iſt, und geräth in Verſuchung, ſich durch Ermordung ſeines Hüters in Freiheit zu ſetzen. Anna Komnena gibt zu verſtehen, daß ſie nicht wiſſe, was geſchehen ſeyn würde, wenn Alexius nicht glücklicherweiſe ſich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moraliſcher Rechtshandel

der erſten Gattung, wo der ſinnliche Trieb die erſte Stimme führte, und die Vernunft erſt darüber als Richterinn erkannte. Hätte jener nun die Verſuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit beſiegt, ſo wäre kein Zweifel, daß er moralich gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunſchweig an den Ufern der reiſſenden Oder mit ſich zu Rathe ging, ob er ſich mit Gefahr ſeines Lebens dem ſtürmiſchen Strom überlaſſen ſollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er, ich ſetze dieſen Fall, einzig aus Bewußtſeyn dieſer Pflicht, in den Nachen ſprang, den kein andrer beſteigen wollte, ſo iſt wohl Niemand, der ihm abſprechen wird, moraliſch gehandelt zu haben. Der Herzog befand ſich hier in dem entgegengeſetzten Fall von dem vorigen. Die Vorſtellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erſt regte ſich der Erhaltungstrieb, die Vorſchrift der Vernunft zu bekämpfen. In beyden Fällen aber verhielt ſich der Wille auf dieſelbe Art; er folgte unmittelbar der Vernunft, daher ſind beyde moraliſch.

Ob aber beyde Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geſchmack darauf Einfluß geben?

Geſetzt alſo, der Erſte, welcher verſucht wurde, eine ſchlimme Handlung zu begehen und ſie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen ſo gebildeten Geſchmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abſcheu erweckt, den nichts überwinden kann, ſo

wird in dem Augenblick, als der Erhaltungstrieb auf etwas ſchändliches dringt, ſchon der bloße aeſthetiſche Sinn es verwerfen — es wird alſo gar nicht einmal vor das moraliſche Forum, vor das Gewiſſen, kommen, ſondern ſchon in einer frühern Inſtanz fallen. Nun regiert aber der aeſthetiſche Sinn den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Geſetze. Jener Menſch verſagt ſich alſo das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geſchäft wird alſo ſchon im Forum der Empfindung verhandelt, und das Betragen dieſes Menſchen, ſo legal es iſt, iſt moraliſch indifferent; eine bloße ſchöne Wirkung der Natur.

Geſetzt nun der Andere, dem ſeine Vernunft vorſchrieb etwas zu thun, wogegen ſich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen ſo reizbaren Schönheitsſinn, den alles, was groß und vollkommen iſt, entzückt, ſo wird in demſelben Augenblick, als die Vernunft ihren Ausſpruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das mit Neigung thun, was er ohne dieſe zarte Empfindlichkeit für das Schöne gegen die Neigung hätte thun müſſen. Werden wir ihn aber deßwegen für minder vollkommen halten? Gewiß nicht, denn er handelt urſprünglich aus reiner Achtung für die Vorſchrift der Vernunft, und daß er dieſe Vorſchrift mit Freuden befolgt, das kann der ſittlichen Reinheit ſeiner That keinen Abbruch thun. Er iſt alſo moraliſch eben ſo vollkommen, phyſiſch hingegen iſt er bey weitem vollkom-

mener; denn er iſt ein weit zweckmäßigeres Subject für die Tugend.

Der Geſchmack giebt alſo dem Gemüth eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die ſie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günſtig ſind. Der Geſchmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erſte Anregung macht, dasjenige ſchon vor ſeinem Richterſtuhl abthut, worüber ſonſt das Gewiſſen hätte erkennen müſſen, und alſo Urſache iſt, daß ſich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moraliſche befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menſchen beruht ganz und gar nicht auf der gröſsern Summe einzelner rigoriſtiſch-moraliſcher Handlungen, ſondern auf der gröſsern Congruenz der ganzen Natur-Anlage mit dem moraliſchen Geſetz, und es gereicht ſeinem Volk oder Zeitalter eben nicht ſo ſehr zur Empfehlung, wenn man in demſelben ſo oft von Moralität und einzelnen moraliſchen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daſs am Ende der Kultur, wenn ein ſolches ſich überhaupt nur gedenken läſst, wenig mehr davon die Rede ſeyn werde. Der Geſchmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen poſitiv nützen, wo die Vernunft die erſte Anregung macht und in Gefahr iſt von der ſtärkern Gewalt der Naturtriebe überſtimmt zu werden. In dieſen Fällen nämlich ſtimmt er unſere Sinnlichkeit zum Vortheil der Pflicht und macht alſo

auch ein geringes Maas moraliſcher Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachſen.

Wenn nun der Geſchmack als ſolcher, der wahren Moralität in keinem Fall ſchadet, in mehreren aber offenbar nützt, ſo muß der Umſtand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unſers Betragens im höchſten Grade beförderlich iſt. Geſetzt nun, daß die ſchöne Kultur ganz und gar nichts dazu beytragen könnte, uns beſſer geſinnt zu machen, ſo macht ſie uns wenigſtens geſchickt, auch ohne eine wahrhaft ſittliche Geſinnung alſo zu handeln, wie eine ſittliche Geſinnung es würde mit ſich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moraliſchen Forum ganz und gar nicht auf unſere Handlungen an, als in ſo fern ſie ein Ausdruck unſerer Geſinnungen ſind; aber vor dem phyſiſchen Forum und im Plane der Natur kommt es gerade umgekehrt ganz und gar nicht auf unſere Geſinnungen an, als in ſo fern ſie Handlungen veranlaſſen, durch die der Naturzweck befördert wird. Nun ſind aber beyde Weltordnungen die phyſiſche, worinn Kräfte, und die moraliſche, worinn Geſetze regieren, ſo genau auf einander berechnet, und ſo innig mit einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moraliſch zweckmäßig ſind, durch ihren Innhalt zugleich eine phyſiſche Zweckmäßigkeit in ſich ſchlieſſen; und ſo wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu ſeyn ſcheint, um den höchſten aller Zwecke, der das Gute iſt, möglich zu machen, ſo läßt ſich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Natur-

gebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur iſt alſo von der Sittlichkeit unſerer Geſinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moraliſche Welt nicht verſtoßen, ohne zugleich in der phyſiſchen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menſchlichen Natur — ſo lange ſie menſchliche Natur bleibt, nie und immer zu erwarten iſt, daß ſie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die ſittliche Ordnung anſtoße — wenn wir bey aller Ueberzeugung ſowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns geſtehen müſſen, wie ſehr zufällig ihre wirkliche Ausübung iſt, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unſerer beßern Grundſätze bauen dürfen — wenn wir uns bey dieſem Bewußtſeyn unſerer Unzuverläßigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unſerer moraliſchen Fehltritte leidet — wenn wir uns alles dieſes ins Gedächtniß rufen, ſo würde es die frevelhafteſte Verwegenheit ſeyn, das Beſte der Welt auf dieſes Ohngefähr unſerer Tugend ankommen zu laſſen. Vielmehr erwächſt hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigſtens der phyſiſchen Weltordnung durch den Innhalt unſerer Handlungen Genüge zu leiſten, wenn wir es auch der moraliſchen durch die Form derſelben nicht recht machen ſollten — wenigſtens als vollkommene Inſtrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir, als unvollkommene Perſonen der Vernunft ſchuldig bleiben, um nicht vor beyden Tribu-

nalen zugleich mit Schande zu beſtehen. Wenn wir deßwegen, weil ſie ohne moraliſchen Werth iſt, für die Legalität unſers Betragens keine Anſtalten treffen wollten, ſo könnte ſich die Weltordnung darüber auflöſen, und ehe wir mit unſern Grundſätzen fertig würden, alle Bande der Geſellſchaft zerriſſen ſeyn. Je zufälliger aber unſre Moralität iſt, deſto nothwendiger iſt es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtſinnige oder ſtolze Verſäumniß dieſer letztern kann uns moraliſch zugerechnet werden. Eben ſo, wie der Wahnſinnige, der ſeinen nahenden Paroxyſmus ahnet, alle Meſſer entfernt und ſich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen ſeines zerſtörten Gehirnes nicht im geſunden Zuſtand verantwortlich zu ſeyn — eben ſo ſind auch wir verpflichtet, uns durch Religion und durch äſthetiſche Geſetze zu binden, damit unſre Leidenſchaft in den Perioden ihrer Herrſchaft nicht die phyſiſche Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Abſicht Religion und Geſchmack in Eine Klaſſe geſetzt, weil beide das Verdienſt gemein haben dem Effekt, wenn gleich nicht dem innern Werth nach, zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu ſichern, wo die Moralität nicht zu hoffen iſt. Obgleich derjenige im Range der Geiſter unſtreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Ausſichten auf eine Unſterblichkeit nöthig hätte, um ſich bey allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, ſo nöthigen doch die bekannten Schranken der Menſchheit ſelbſt den rigideſten Ethiker, von der Strenge ſeines Syſtems in der Anwendung etwas nachzulaſſen, ob er demſelben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menſchengeſchlechts, das durch unſre zufällige Tugend gar übel beſorgt ſeyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden ſtarken Ankern, der Religion und des Geſchmacks, zu beveſtigen.

IV.

Scenen
aus Romeo und Julie von Shakeſpeare.

Probe einer neuen, metriſchen Ueberſetzung dieſes Dichters.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Straße. Romeo allein tritt auf.

Romeo.

Kann ich von hinnen, da mein Herz hier bleibt?
Geh, froſt'ge Erde, ſuche deine Sonne! [ab.]

Benvolio und Mercutio treten auf.

Benvolio.

He, Romeo! mein Vetter!

Mercutio.

Er iſt weiſe,
Und hat, mein Seel' ſich heim ins Bett geſtohlen.

Benvolio.

Er lief hieher und ſprang die Gartenmau'r
Hinüber: ruf' ihn, Freund Mercutio.

Mercutio.

Ja, obendrein beſchwören will ich ihn. —
He, Romeo! Wahn! Toller! Glut! Verliebter!
Erſcheine du, geſtaltet wie ein Seufzer!

Sprich nur ein Reimchen, ſo genügt mirs ſchon;
Ein Ach nur weine, paare Lieb' und Triebe,
Gieb der Gevatt'rin Venus Ein gut Wort,
Schimpf eins auf ihren blinden Sohn und Erben
Held Amor, der ſo flink gezielt, als König
Cophetua das Bettlermädchen liebte.
Er höret nicht, er regt ſich nicht, er rührt ſich nicht;
Der Aff' iſt todt, ſo muß ich ihn beſchwören.
Nun wohl! bey Roſalindens hellem Auge,
Bey ihrer Purpurlipp und hohen Stirn,
Bey ihrem zarten Fuß, dem ſchlanken Bein,
Den üpp'gen Hüften und der Region,
Die ihnen nahe liegt, beſchwör' ich dich,
Daß du in eigner Bildung uns erſcheineſt.

Benvolio.

Wenn er dich hört, ſo wird er zornig werden.

Mercutio.

Hierüber kann er's nicht; er hätte Grund,
Bannt' ich hinauf in ſeiner Dame Kreis
Ihm einen Geiſt von ſeltſam eigner Art,
Und ließe den da ſtehn, bis ſie den Trotz
Gezähmt und nieder ihn beſchworen hätte:
Das wär' Beſchimpfung! Meine Anrufung
Iſt gut und ehrbar; mit der Liebſten Nahmen
Beſchwör' ich ihn, bloß um ihn aufzurichten.

Benvolio.

Komm! Er verbarg ſich unter jenen Bäumen,
Und pflegt des Umgangs mit der feuchten Nacht.
Denn Lieb' iſt blind: das Dunkel iſt ihr recht.

Mercutio.

Iſt Liebe blind, ſo zielt ſie freylich ſchlecht. —
Nun ſitzt er wohl an einen Baum gelehnt,
Und wünſcht, ſein Liebchen wär' die reife Frucht
Und fiel' ihm in den Schooß. Doch, gute Nacht,
Freund Romeo! Ich will ins Federbett;
Das Feldbett iſt zum Schlafen mir zu kalt.
Komm! Gehn wir?

Benvolio.

Ja, wir gehn. Es iſt umſonſt,
Ihn, der nicht will gefunden ſeyn, zu ſuchen.

Des zweyten Aufzugs, zweyter Auftritt.

Capulets Garten. Romeo tritt auf.

Romeo.

Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt. —
Doch ſtill! was ſchimmert durch das Fenſter dort?
Es iſt der Oſt und Julia die Sonne.

Julia läßt ſich oben an einem Fenſter ſehn.

Geh' auf, du holde Sonn'! Ertödte Lunen,
Die neidiſch iſt, und bleich und krank vor Gram,
Daß du, ihr dienend, ſo viel ſchöner biſt.
O dien' ihr nicht, da ſie voll Neides iſt!
Nur Thoren gehn in ihrer kranken, blaſſen
Veſtalentracht einher: wirf du ſie ab! —
Sie iſt es, meine Göttin! meine Liebe!
O wüßte ſie, daß ſie es iſt! —
Sie ſpricht, doch ſagt ſie nichts; was ſchadet das?
Ihr Auge redt, ich will ihm Antwort geben. —
Ich bin zu kühn, es redet nicht zu mir.
Ein Paar der ſchönſten Stern' am ganzen Himmel
Hat ein Geſchäft, und bittet ihre Augen
Zu funkeln droben, bis es wiederkehrt.
Doch wie? wenn ihre Augen dort, die Sterne
In Ihrem Antliz wären? Würde nicht
Der Wangen Lichtglanz jene ſo beſchämen,
Wie Taglicht eine Lampe? Würd' ihr Aug'
Aus Aetherhöhn ſich nicht ſo hell ergießen,
Daß Vögel ſängen, froh den Tag zu grüßen?
O wie ſie auf die Hand die Wange lehnt!
Wär ich der Handſchuh dieſer ſchönen Hand,
Und küßte dieſe Wange!

Julia.

Weh mir!

Romeo.

Horch,
Sie spricht! O sprich noch Einmahl, holder Engel!
Denn über meinem Haupt erscheinest du
Der Nacht so glorreich, wie ein Flügelbote
Des Himmels dem erstaunten, über sich
Gekehrten Aug' der Menschensöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuschaun,
Wenn er dahin fährt über trägen Wolken,
Und auf der Luft gewölbtem Busen schwebt.

Julia.

O Romeo! warum denn Romeo?
Verläugne deinen Vater, deinen Nahmen!
Willst du es nicht, schwör' dich zu meinem Liebsten,
Und ich bin länger keine Capulet!

Romeo.

Horch' ich noch länger, oder soll ich reden?

Julia.

Dein Nahm' ist nur mein Feind. Du bliebst du selbst,
Und wärst du auch kein Montague. Was ist
Denn Montague? Es ist nicht Hand, nicht Fuß,
Nicht Arm, noch Antliz, noch ein andrer Theil.
Was ist ein Nahme? Was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften.
So Romeo, wenn er auch anders hieße,
Er würde doch den köstlichen Gehalt
Behaupten, welcher ohne Titel sein.
O Romeo, leg deinen Nahmen ab,
Und für den Nahmen, der dein Selbst nicht ist,
Nimm meines ganz.

Romeo

indem er näher herzutritt.

Ich nehme dich beym Wort.
Nenn Liebster mich, so bin ich neu getauft,
Und will hinfort nicht Romeo mehr seyn.

Julia.

Wer bist du, der du von der Nacht beschirmt,
Dich drängst in meines Herzens Rath?

Romeo.

Mit Nahmen
Weiß ich dir nicht zu sagen, wer ich bin.
Mein eigner Nahme, theure Heil'ge, wird,
Weil er dein Feind ist, von mir selbst gehaßt.
Stünd' er geschrieben hier, zerriß ich ihn.

Julia.

Ich kenne diesen Ton, obschon mein Ohr
Nicht hundert Worte sog von jenen Lippen.
Bist du nicht Romeo? Ein Montague?

Romeo.

Nein, Holde! keines, wenn dir eins misfällt.

Julia.

Wie kamst du her, o sag' mir! und warum?
Hoch ist die Gartenmau'r, schwer zu erklimmen;
Die Stätt ist Tod, bedenk nur, wer du bist,
Wenn einer meiner Vettern hier dich sieht.

Romeo.

Der Liebe leichte Schwingen trugen mich.
Kein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren,
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann;
Drum stehn mir deine Vettern nicht im Weg.

Julia.

Wenn sie dich sehn, sie werden dich ermorden.

Romeo.

Ach, deine Augen drohn mir mehr Gefahr
Als zwanzig ihrer Schwerter: Blick du freundlich,
So bin ich gegen ihren Haß gestählt.

Julia.

Ich wollt' um alles nicht, daß sie dich fänden.

Romeo.

Vor ihnen hüllt mich Nacht in ihren Mantel.
Liebst du mich nicht, so laß sie nur mich sehn.

Durch ihren Haß zu ſterben wär' mir beſſer,
Als, ohne deine Liebe, Lebensfriſt.

Julia.

Wer zeigte dir den Weg zu dieſem Ort?

Romeo.

Die Liebe, die nach ihm mich forſchen hieß.
Sie lieh mir Rath, ich lieh ihr meine Augen.
Ich bin zwar kein Pilot, doch wärſt du fern
Wie Ufer, von dem fernſten Meer beſpült,
Ich wagte mich nach ſolchem Kleinod hin.

Julia.

Du weißt, die Nacht verſchleyert mein Geſicht,
Sonſt färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was du vorhin mich ſagen hörteſt.
Gern hielt ich ſtreng auf Sitte, möchte gern
Verläugnen, was ich ſprach; doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebſt du mich? Ich weiß, du wirſt bejahn,
Und will dem Worte traun. Doch, wenn du ſchwörſt,
So kannſt du treulos werden; wie ſie ſagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo! wenn du mich liebſt,
Red' ohne Falſch! Doch dächteſt du, ich ſey
Zu ſchnell beſiegt, ſo will ich finſter ſehn,
Will widerſpänſtig ſeyn, und Nein dir ſagen,
So du dann werben willſt, ſonſt nicht um alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu zärtlich;
Du könnteſt denken, ich ſey leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer ſeyn,
Als ſie, die fremd zu thun geſchikter ſind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von dir, eh' ichs gewahrte, nicht
Belauſcht in Liebesklagen. Drum vergieb!
Schilt dieſe Hingebung nicht Flatterliebe,
Die ſo die ſtille Nacht verrathen hat.

Romeo.

Ich ſchwöre, Fräulein, bey dem heil'gen Mond,
Der ſilbern dieſer Bäume Wipfel ſäumt —

Julia.

O schwör' beym Monde nicht, dem Wandelbaren,
Der monathlich in seiner Scheibe wechselt,
Damit nicht wandelbar dein Lieben sey!

Romeo.

Wobey denn soll ich schwören?

Julia.

Laß es ganz.
Doch willst du, schwör' bey deinem edlen Selbst,
Dem Götterbilde meiner Anbetung;
So will ich glauben.

Romeo.

Wenn die Herzensliebe —

Julia.

Gut, schwöre nicht! Ob ich wohl dein mich freue,
Freu' ich mich nicht des Bundes dieser Nacht.
Er ist zu rasch, zu unbedacht, zu plözlich;
Gleicht allzusehr dem Blitz, der nicht mehr ist,
Noch eh man sagen kann: es blitzt. — Schlaf süß!
Des Sommers warmer Hauch kann diese Knospe
Der Liebe wohl zur schönen Blum' entfalten,
Bis wir das nächste Mahl uns wiedersehn.
Nun, gute Nacht! So süße Ruh und Frieden
Als mir im Busen wohnt, sey dir beschieden! [will gehn.]

Romeo.

Ach, du verläßest mich so unbefriedigt?

Julia.

Was für Befriedigung begehrst du noch?

Romeo.

Gib' deinen treuen Liebesschwur für meinen.

Julia.

Das that ich schon, eh' du darum gefleht.
Und dennoch wollt' ich, daß er mein noch wäre.

Romeo.

So nähmst du ihn zurück? Wozu das, Liebe?

Julia.

Um ihn großmüthig dir zurück zu geben.

Allein ich wünſche nur, was mein ſchon iſt.
So gränzenlos iſt meine Huld, die Liebe
So tief ja wie das Meer. Je mehr ich gebe,
Je mehr auch hab' ich; beydes iſt unendlich.
Ich höre drinnen Lärm: leb' wohl Geliebter! —

Die Amme ruft hinter der Szene.

Gleich, Amme! — Holder Montague, ſey treu!
Wart' einen Augenblick, ich komme wieder. [ab.]

Romeo.

O ſel'ge, ſel'ge Nacht! Nur fürcht' ich, weil
Mich Nacht umgiebt, dieß alles ſey nur Traum,
Zu ſchmeichelnd ſüß, um wirklich zu beſtehn.

Julia
erſcheint wieder am Fenſter.

Trey Worte Romeo; dann gute Nacht!
Wenn deine Liebe, tugendſam geſinnt,
Vermählung wünſcht, ſo laß mich morgen wiſſen,
Durch jemand, den ich zu dir ſenden will,
Wo du und wann die Trauung willſt vollziehn.
Dann leg' ich dir mein ganzes Glück zu Füſſen
Und folge durch die Welt dir als Gebieter. —

[Drinnen: Fräulein!]

Ich komme; gleich! — Doch meynſt du es nicht gut,
So bitt' ich dich —

[Drinnen: Fräulein!]

Im Augenblick ich komme! —
Hör auf zu werben; laß mich meinem Gram.
Ich ſende morgen früh.

Romeo.

Beym ew'gen Heil —

Julia.

Nun tauſend gute Nacht! [ab.]

Romeo.

Raubſt du dein Licht ihr, wird ſie bang durchwacht.
Wie Knaben aus der Schul' eilt Liebe hin zum Lieben;
Wie Knaben an ihr Buch wird Liebe weggetrieben.
[will gehn.]

Julia.

St! Romeo! St! O eines Jägers Stimme,
Den edlen Falken wieder herzulocken!
Abhängigkeit iſt heiſer, wagt nicht laut
Zu reden, ſonſt zerſprengt' ich Echo's Kluft,
Und machte heiſ'rer ihre luft'ge Kehle
Als meine, mit dem Nahmen Romeo.

Romeo
kömmt zurück.

Mein Leben iſts, das meinen Nahmen ruft.
Wie ſilberſüß tönt bey der Nacht die Stimme
Der Liebenden, gleich lieblicher Muſik,
Dem Ohr des Lauſchers!

Julia.

Romeo!

Romeo.

Mein Herz?

Julia.

Um welche Stunde ſoll ich morgen ſenden?

Romeo.

Um neun.

Julia.

Ich will nicht ſäumen; zwanzig Jahre
Sinds bis dahin. Doch ich vergaß, warum
Ich dich zurückgerufen.

Romeo.

Laß hier mich ſtehn, indeß du dich bedenkſt.

Julia.

Auf daß du ſtets hier weilſt, werd' ich vergeſſen,
Bedenkend, wie mir deine Näh' ſo lieb.

Romeo.

Auf daß du ſtets vergeſſeſt, werd' ich weilen,
Vergeſſend, daß ich irgend ſonſt daheim.]

Julia.

Es tagt beynah; ich wollte nun, du gingſt,
Doch weiter nicht als eine Tändlerin
Ihr Vögelchen der Hand entſchlüpfen läßt,

Wie einen Armen in der Banden Druck,
Und dann zurück ihn zieht am seidnen Faden:
So liebevoll misgönnt sie ihm die Freyheit.

Romeo.

Wär' ich dein Vogel doch!

Julia.

Ach, wärst du's Lieber!
Doch hegt' und pflegt' ich dich gewiß zu Tod.
Nun gute Nacht! So süß ist trennungswehe,
Ich rief gut' Nacht, bis ich den Morgen sähe. [ab.]

Romeo.

Schlaf wohn' auf deinem Aug', Fried' in der Brust!
O wär' ich Fried' und Schlaf, und ruht' in solcher Lust!
Ich will zur Zell' des frommen Vaters gehen,
Mein Glück ihm sagen und um Hülf' ihn flehen. [ab.]

Dritter Auftritt.

Ein Klostergarten. Bruder Lorenzo tritt auf, mit einem Korbe.

Lorenzo.

Der Morgen lächelt froh der Nacht ins Angesicht,
Und säumet das Gewölk im Ost mit Streifen Licht.
Die matte Finsterniß flieht wankend, wie betrunken,
Von Titans Pfad, besprüht von seiner Rosse Funken.
Eh' höher nun die Sonn' ihr glühend Aug' erhebt,
Den Thau der Nacht verzehrt und neu die Welt belebt,
Muß ich dieß Körbchen hier voll Kraut und Blumen lesen,
Voll Pflanzen gift'ger Art und diensam zum Genesen.
Die Mutter der Natur, die Erd', ist auch ihr Grab,
Und was ihr Schooß gebahr, sinkt todt in ihn hinab.
Und Kinder mannichfalt, so all' ihr Schooß empfangen,
Sehn wir, gesäugt von ihr, an ihren Brüsten hangen.
An vielen Tugenden sind viele drunter reich,
Ganz ohne Werth nicht eins, doch keins dem andern gleich.
O große Kräfte sind's, weiß man sie recht zu pflegen,
Die Pflanzen, Kräuter, Stein' in ihrem Innern hegen.

Was nur auf Erden lebt, da iſt auch nichts ſo ſchlecht,
Daß es der Erde nicht beſondern Nutzen brächt'.
Doch iſt auch nichts ſo gut, das, dieſem Ziel entwendet,
Abtrünnig ſeiner Art, ſich nicht durch Misbrauch ſchändet.
In Laſter wandelt ſich ſelbſt Tugend, falſch geübt,
So wie dem Laſter wohl die Führung Würde giebt.
Zwey Feinde lagern ſo im menſchlichen Gemüthe
Sich, immerdar in Kampf, verderbter Will' und Güte.
Und wo das Schlecht're herrſcht mit ſiegender Gewalt
Dergleichen Pflanze frißt des Todes Wurm gar bald.

Romeo tritt auf.

Romeo.

Mein Vater, guten Morgen!

Lorenzo.

Sey der Herr geſegnet!
Weß iſt der früke Gruß, der freundlich mir begegnet?
Mein junger Sohn, es zeigt, daß wildes Blut dich plagt,
Daß du dem Bett ſo früh ſchon Lebewohl geſagt.
Die wache Sorge lauſcht im Auge jedes Alten,
Und Schlummer bettet nie ſich da, wo Sorgen walten.
Doch da wohnt goldner Schlaf, wo mit geſundem Blut,
Und grillenfreyem Hirn die friſche Jugend ruht.
Drum läßt mich ſicherlich dein frühes Kommen wiſſen,
Daß inn're Unordnung vom Lager dich geriſſen.
Wie? oder hätte gar mein Romeo die Nacht,
(Nun rath' ichs beſſer) nicht im Bette hingebracht?

Romeo.

So iſts: ich wußte mir viel ſüß're Ruh zu finden.

Lorenzo.

Verzeih die Sünde Gott! Warſt du bey Roſalinden?

Romeo.

Bey Roſalinden ich? Ehrwürd'ger Vater, nein!
Vergeſſen iſt ihr Nahm' und ihres Nahmens Pein.

Lorenzo.

Das iſt mein wackrer Sohn! Allein wo warſt du? ſage!

Romeo.

So hör'! Ich ſpare gern dir eine zweyte Frage.
Ich war bey meinem Feind auf einem Freudenmahl,
Und da verwundete mich Jemand auf einmahl.
Desgleichen that ich ihm, und für die beyden Wunden
Wird heil'ge Arzeney bey deinem Amt gefunden.
Ich hege keinen Groll, mein frommer alter Freund:
Denn ſieh, zu Statten kömmt die Bitt' auch meinem Feind.

Lorenzo.

Einfältig, lieber Sohn! Nicht Sylben fein geſtochen!
Wer Räthſel beichtet, wird in Räthſeln losgeſprochen.

Romeo.

Dann wiſſ' einfältiglich, ich wandte Seel' und Sinn
In Lieb' auf Capulets holdſel'ge Tochter hin.
Sie gab ihr ganzes Herz zurück mir für das meine,
Und uns Vereinten fehlt zum innigſten Vereine
Die heil'ge Trauung nur: doch wie und wo und wann
Wir uns geſehn, erklärt, und Schwur um Schwur gethan,
Das alles will ich dir auf unſerm Weg' erzählen;
Nur bitt' ich, will'ge drein, noch heut uns zu vermählen.

Lorenzo.

O heiliger Sankt Franz! Was für ein Unbeſtand?
Iſt Roſalinde ſchon aus deiner Bruſt verbannt,
Die du ſo heiß geliebt? Ach, junger Männer Liebe
Liegt in den Augen nur, nicht in des Herzens Triebe.
O heiliger Sankt Franz! Wie wuſch ein ſalzig Naß
Um Roſalinden dir ſo oft die Wangen blaß!
Und löſchen konnten doch ſo viele Thränenfluten
Die Liebe nimmer dir; ſie ſchürten ihre Gluten.
Noch ſchwebt der Sonn' ein Dunſt von deinen Seufzern vor;
Dein altes Stöhnen ſummt mir noch im alten Ohr.
Sieh! auf der Wange hier iſt noch die Spur zu ſehen
Von einer alten Thrän', und will noch nicht vergehen.
Und warſt du je dein ſelbſt, und dieſe Schmerzen dein,
So war der Schmerz und du für Roſalind' allein.
Und ſo verwandelt nun? Dann leide, daß ich ſpreche:
Ein Weib darf fallen, wohnt in Männern ſolche Schwäche.

Romeo.

Oft ſchmähltest du mit mir um Roſalinden ſchon.

Lorenzo.

Weil ſie dein Abgott war, nicht weil du liebtest, Sohn.

Romeo.

Und mahntest oft mich an, die Liebe zu beſiegen.

Lorenzo.

Nicht um in deinem Sieg der zweyten zu erliegen.

Romeo.

O bitte, ſchmähl' nicht! Sie, der jezt mein Herz gehört,
Hat Lieb' um Liebe mir, und Gunſt um Gunſt gewährt.
Das that die andre nie.

Lorenzo.

Sie wußte wohl, dein Lieben
Sey zwar ein köſtlich Wort, doch nur in Sand geſchrieben.
Komm, junger Flattergeiſt! komm nur! wir wollen gehn.
Ich bin aus Einem Grund geneigt, dir beyzuſtehn.
Vielleicht, daß dieſer Bund zu großem Glück ſich wendet,
Und eurer Häuſer Groll durch ihn in Freundſchaft endet.

Romeo.

O laß uns fort von hier! Ich bin in großer Eil.

Lorenzo.

Wer haſtig läuft, der fällt; drum eile nur mit Weil'.

[Beyde ab.]

Die Horen

Jahrgang 1796

Viertes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Innhalt des vierten Stücks.

I. Benvenuto Cellini. Seite 1

II. Etwas über William Shakeſpeare bey Gelegenheit Wilhelm Meiſters. — 57

Die Horen.
Zweyter Jahrgang. Viertes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.*

(1506)

Mein Vater fing an mich die Flöte zu lehren und unterwieß mich im Singen, aber ungeachtet meines zarten Alters, in welchem die kleinen Kinder ſich an einem Pfeifchen und anderm ſolchen Spielzeuge ergötzen, mißfiel mirs unſäglich, und ich ſang und blies nur aus Gehorſam. Mein Vater machte zu ſelbiger Zeit wunderſame Orgeln mit hölzernen Pfeifen, Claviere ſo ſchön

* Dieſer merkwürdige Künſtler, Goldſchmied und Bildhauer, war zu Florenz, im Jahr Funfzehnhundert, gebohren; er ſchrieb ſein Leben ſelbſt, als er nach mancherley wunderbaren Schikſalen, im acht und funfzigſten Jahre ſeines Alters, ſich wieder in ſeiner Vaterſtadt befand. Wenn unſere Leſer ihn, durch gegenwärtigen Auszug, näher kennen und ſich für ihn intereſſiren werden, gedenken wir einige Bemerkungen über ſeinen Character, ſeine Talente und Werke, ſo wie über ſeine Kunſt- und Zeitgenoſſen nachzubringen.

und gut, als man ſie damals nur ſehen konnte, Violen, Lauten und Harfen auf das beſte.

Er war auch in der Kriegsbaukunſt erfahren und verfertigte mancherley Werkzeuge, als Modelle zu Brücken, Mühlen und andere Maſchinen; er arbeitete wunderſam in Elfenbein, und war der erſte, der in dieſer Kunſt etwas leiſtete; aber, da er ſich in meine nachherige Mutter verliebt hatte, mochte er ſich mehr als billig mit der Flöte beſchäftigen, und ward von den Rathspfeifern erſucht, mit ihnen zu blaſen. So trieb er es eine Weile zu ſeinem Vergnügen, bis ſie ihn endlich feſthielten, anſtellten und unter ihre Geſellſchaft aufnahmen. Lorenz Medicis und Peter ſein Sohn, die ihm ſehr günſtig waren, ſahen nicht gern, daß er, indem er ſich ganz der Muſik ergab, ſeine übrige Fähigkeiten und ſeine Kunſt vernachläſſigte, und entfernten ihn von gedachter Stelle. Mein Vater nahm es ſehr übel, er glaubte man thue ihm das größte Unrecht an.

Nun begab er ſich wieder zur Kunſt und machte einen Spiegel ungefähr eine Elle im Durchmeſſer, von Knochen und Elfenbein, Figuren und Laubwerk waren ſehr zierlich und wohlgezeichnet. Das Ganze war wie ein Rad gebildet, in der Mitte befand ſich der Spiegel, und ringsherum waren ſieben Rundungen angebracht, in welchen die ſieben Tugenden aus Elfenbein und ſchwarzen Knochen geſchnitten waren. Sowohl der Spiegel als die Tugenden hingen im Gleichgewicht, ſo, daß wenn man das Rad drehte, ſich die Figuren bewegten, ſie hat-

ten ein Gegengewicht, das ſie grad hielte, und da mein Vater einige Kenntniß der lateiniſchen Sprache beſaß, ſetzte er einen Vers umher, welcher ſagte, daß bey allen Umwälzungen des Glücksrads die Tugend immer aufrecht bleibe.

Rota ſum, ſemper, quò quò me verto, ſtat virtus.

Nachher ward ihm bald ſein Platz unter den Rathspfeifern wiedergegeben. Damals, vor der Zeit meiner Geburt, wurden zu dieſen Leuten lauter geehrte Handwerker genommen, einige arbeiteten Wolle und Seide im großen, daher verſchmähte mein Vater auch nicht, ſich zu ihnen zu geſellen, und das größte Verlangen, das er in der Welt für mich hatte, war, daß ich ein großer Muſikus werden möchte. Dagegen war mirs äuſſerſt unangenehm, wenn er mir davon erzählte und mir verſicherte: wenn ich nur wollte könnte ich der erſte Menſch in der Welt werden.

Wie geſagt war mein Vater ein treuer und verbundener Diener des Hauſes Medicis, und da Peter vertrieben wurde, vertraute er meinem Vater viele Dinge von großer Bedeutung. Als nun darauf Peter Soderino Gonfaloniere ward, und mein Vater unter den Rathspfeifern ſein Amt fortthat, erfuhr jener, wie geſchikt der Mann übrigens war, und bediente ſich ſeiner als Kriegsbaumeiſter in bedeutenden Fällen. Um dieſe Zeit ließ mein Vater mich ſchon vor dem Rathe mit den andern Muſicis den Diſcant blaſen, und, da ich noch ſo jung und zart war, trug mich ein Rathsdiener auf dem Arme. Sode-

rino fand Vergnügen, ſich mit mir abzugeben und mich ſchwätzen zu laſſen, er gab mir Zuckerwerk und ſagte zu meinem Vater: Meiſter Johann, lehre ihn, neben der Muſik, auch die beyden andern ſchönen Künſte. Mein Vater antwortete: Er ſoll keine andere Kunſt treiben als blaſen und komponiren, und auf dieſem Wege, wenn ihm Gott das Leben läßt, hoffe ich ihn zum erſten Mann in der Welt zu machen. Darauf ſagte einer von den alten Herrn: thue nur ja, was der Gonfalonier ſagt, denn warum ſollte er nichts anders als ein guter Muſikus werden?

So ging eine Zeit vorbey, bis die Medicis zurükkamen. Der Cardinal, der nachher Pabſt Leo wurde, begegnete meinem Vater ſehr freundlich. Aus dem Wappen am Medicäiſchen Pallaſt hatte man die Kugeln genommen, ſobald die Familie vertrieben war, und man hatte das Wappen der Gemeine, ein rothes Kreutz, in das Feld mahlen laſſen. Als die Medicis zurükkehrten, ward das Kreutz wieder ausgekratzt, die rothen Kugeln kamen wieder hinein, und das goldne Feld ward vortrefflich ausſtaffirt.

(1513)

Wenig Tage nachher ſtarb Pabſt Julius II, der Cardinal Medicis ging nach Rom und ward gegen alles Vermuthen zum Pabſt erwählt, er ließ meinen Vater berufen und wohl wär es dieſem geweſen, wenn er gegangen wäre, denn er verlohr ſeine Stelle im Pallaſt, ſobald Jacob Salviati Gonfalonier geworden war. Nun be-

ſtimmte ich mich ein Goldſchmied zu werden, und lernte zum theil dieſe Kunſt, zum theil mußte ich viel, gegen meinen Willen, blaſen. Ich bat meinen Vater, er möchte mich nur gewiße Stunden des Tages zeichnen laſſen, die übrige Zeit wollte ich Muſik machen, wenn er es beföhle. Darauf ſagte er zu mir: ſo haſt du denn kein Vergnügen am Blaſen? ich ſagte: Nein! denn dieſe Kunſt ſchien mir zu niedrig gegen jene, die ich im Sinn hatte.

Mein guter Vater gerieth darüber in Verzweiflung und that mich in die Werkſtatt des Vaters des Cavalier Bandinello, der Michel Agnolo hieß, trefflich in ſeiner Kunſt war, aber von geringer Geburt, denn er war der Sohn eines Kohlenhändlers. Ich ſage das nicht, um den Bandinello zu ſchelten, der ſein Haus zuerſt gegründet hat, wäre er nur auf dem rechten Wege dazu gelangt! Doch wie es zugegangen iſt, davon hab ich nichts zu reden. Nur einige Tage blieb ich daſelbſt, als mein Vater mich wieder wegnahm, denn er konnte nicht leben, ohne mich immer um ſich zu haben, und ſo mußte ich wider Willen blaſen, bis ich fünfzehn Jahr alt war. Wollte ich die ſonderbaren Begebenheiten erzählen, die ich bis zu dieſem Alter erlebt, und die Lebensgefahren, in welchen ich mich befunden habe, ſo würde ſich der Leſer gewiß verwundern.

Als ich funfzehn Jahr alt war, begab ich mich wider den Willen meines Vaters in die Werkſtatt eines Goldſchmiedes, der Antonio Sandro hieß, er war ein

trefflicher Arbeiter, ſtolz und frey in ſeinen Handlungen, mein Vater wollte nicht, daß er mir Geld gäbe, wie es andere Unternehmer thun, damit ich, bey meiner freywilligen Neigung zur Kunſt, auch zeichnen könnte, wann es mir gefiele. Das war mir ſehr angenehm, und mein redlicher Meiſter hatte große Freude daran. Er erzog einen einzigen, natürlichen Sohn bey ſich, dem er manches befahl, um mich zu ſchonen. Meine Neigung war ſo groß, daß ich, in wenig Monaten, die beſten Geſellen einholte, und ich fing an Vortheil von meinen Arbeiten zu ziehen. Demohngeachtet verfehlte ich nicht, meinem Vater zu Liebe bald auf der Flöte bald auf dem Hörnchen zu blaſen, und ſo oft er mich hörte fielen ihm, unter vielen Seufzern, die Thränen aus den Augen. Ich that mein möglichſtes zu ſeiner Zufriedenheit, und ſtellte mich, als wenn ich auch großes Vergnügen dabey empfände.

Ich hatte einen Bruder, zwey Jahr jünger als ich, der ſehr kühn und heftig war. Er ward nachher einer der beſten Soldaten, die in der Schule des vortrefflichen Herrn Johannes von Medicis, Vater des Herzogs Cosmus, gebildet worden. Dieſer Knabe war ohngefähr vierzehn Jahr alt und bekam eines Sonntags, zwey Stunden vor Nacht, zwiſchen dem Thor St. Gallo und Pinti mit einem Menſchen von zwanzig Jahren Händel, forderte ihn auf den Degen, ſetzte ihm tapfer zu und wollte nicht ablaſſen, ob er ihn gleich ſchon übel verwundet hatte. Viele Leute ſahen zu, und unter ihnen mehrere

Verwandte des jungen Menſchen. Da ſie merkten, daß die Sache übel ging, griffen ſie nach Steinen, trafen meinen armen Bruder an den Kopf, der für todt zur Erden fiel. Zufällig kam ich auch in die Gegend, ohne Freunde und ohne Waffen, ich hatte meinem Bruder aus allen Kräften zugerufen: er ſolle ſich zurük ziehen! Als er fiel nahm ich ſeinen Degen und hielt mich, in ſeiner Nähe, gegen viele Degen und Steine, einige tapfre Soldaten kamen mir zu Hülfe und befreyten mich von der Wuth der Gegner. Ich trug meinen Bruder für todt nach Hauſe, mit vieler Mühe ward er wieder zu ſich ſelbſt gebracht und geheilt. Die Achte verbannten unſere Gegner auf einige Jahre und uns auf ſechs Monate zehn Meilen von der Stadt. So ſchieden wir von unſerm armen Vater, der uns ſeinen Segen gab, da er uns kein Geld geben konnte. Ich ging nach Siena zu einem braven Manne, der Meiſter Franzesco Caſtoro hieß, ich war vorher ſchon einmal bey ihm geweſen, denn ich war meinem Vater entlaufen und hatte dort gearbeitet, nun erkannte er mich wieder, gab mir zu thun und freyes Quartier, ſo lange ich in Siena blieb, wo ich mich mit meinem Bruder mehrere Monate aufhielt.

Sodann ließ uns der Cardinal Medicis, der nachher Pabſt Clemens ward, auf die Bitte meines Vaters wieder nach Florenz zurükkehren. Ein gewiſſer Schüler meines Vaters ſagte aus böſer Abſicht zum Cardinal: er ſolle mich doch nach Bologna ſchicken, damit ich dort von einem geſchikten Meiſter das Blaſen in Vollkommen-

heit lernen möchte. Der Cardinal verſprach meinem Vater, mir Empfehlungsſchreiben zu geben, mein Vater wünſchte nichts beſſeres und ich ging gerne, aus Verlangen die Welt zu ſehen. In Bologna gab ich mich zu einem in die Lehre, der Meiſter Herkules der Pfeifer hieß. Ich fing an Geld zu verdienen, nahm zugleich täglich meine Lektionen in der Muſik, und in kurzer Zeit brachte ich es weit genug in dem verfluchten Blaſen. Aber weit mehr Vortheil zog ich von der Goldſchmiedkunſt; denn da mir der Cardinal keine Hülfe reichte, begab ich mich in das Haus eines Bologneſer Miniaturmahlers, der Scipio Cavalletti hieß, ich zeichnete und arbeitete für einen Juden, und gewann genug dabei.

Nach ſechs Monaten kehrte ich nach Florenz zurük, worüber der ehemalige Schüler meines Vaters, Peter der Pfeifer, ſehr verdrießlich war; aber ich ging doch meinem Vater zu Liebe in ſein Haus und bließ mit ſeinem Bruder Hieronymus auf der Flöte und dem Hörnchen. Eines Tages kam mein Vater hin um uns zu hören, er hatte große Freude an mir und ſagte: ich will doch einen großen Muſikus aus dir machen zum Trotz eines jeden, der mich daran zu verhindern wünſcht. Darauf antwortete Peter: weit mehr Ehre und Nutzen wird euer Benvenuto davon haben, wenn er ſich auf die Goldſchmiedekunſt legt, als von dieſer Pfeiferey. Das war nun freylich wahr geſprochen, aber es verdroß meinen Vater um deſto mehr, je mehr er ſahe, daß ich auch derſelben Meinung war, und ſagte ſehr zornig zu Peter:

ich wußte wohl, daß du der ſeyſt, der ſich meinem ſo erwünſchten Zwecke entgegen ſezt, durch dich habe ich meine Stelle im Pallaſt verlohren, mit ſolchem Undank haſt du meine große Wohlthat belohnt, dir hab ich ſie verſchaft, mir haſt du ſie entzogen; aber merke dieſe prophetiſchen Worte! Nicht Jahre und Monate, nur wenig Wochen werden vorbey gehen, und du wirſt wegen deines ſchändlichen Undanks umkommen. Darauf antwortete Peter: Meiſter Johann, viele Menſchen werden im Alter ſchwach und kindiſch, wie es euch auch geht, man muß euch nichts übel nehmen, denn ihr habt ja alles verſchenkt und nicht bedacht, daß eure Kinder etwas nöthig haben dürften. Ich denke das Gegentheil zu thun und meinen Söhnen ſo viel zu hinterlaſſen, daß ſie den euern allenfalls zu Hülfe kommen können.

Darauf antwortete mein Vater: kein ſchlechter Baum bringt gute Früchte hervor, und ich ſage dir, da du böß biſt, werden deine Söhne arm und Narren werden, und werden bey meinen braven und reichen Söhnen in Dienſten gehn.

So eilten wir aus dem Hauſe und es fielen noch manche heftige Worte, ich nahm die Parthie meines Vaters und ſagte im Herausgehen zu ihm: wenn er mich wollte bey der Zeichenkunſt laſſen, ſo wollte ich ihn an dem unartigen Menſchen rächen. Er ſagte darauf: Lieber Sohn! ich bin auch ein guter Zeichner geweſen und habe es mir in meinem Leben ſauer werden laſſen, willſt du nun nicht deinen Vater, der dich gezeugt und erzogen

und den Grund zu ſo vieler Geſchicklichkeit gelegt hat, manchmal erquicken und die Flöte, und das allerliebſte Hörnchen in die Hand nehmen? Darauf ſagte ich, aus Liebe zu ihm wollte ichs gerne thun! Der gute Vater verſetzte: mit ſolchen Geſchicklichkeiten und Tugenden würde man ſich am ſicherſten an ſeinen Feinden rächen.

Kein ganzer Monat war vorbey und Pierrino hatte in ſeinem Hauſe ein Gewölbe machen laſſen, und war mit mehrern Freunden in einem Zimmer über dem Gewölbe, ſprach über meinen Vater, ſeinen Meiſter, und ſcherzte über die Drohung, daß er zu Grunde gehen ſolle. Kaum war es geſagt, ſo fiel das Gewölbe ein, entweder weil es ſchlecht geſprengt war, oder durch Gottes Schikung, der die Frevler beſtraft. Er fiel hinunter und die Steine und Ziegeln des Gewölbes, die mit ihm hinabſtürzten, zerbrachen ihm beyde Beine, aber alle, die mit ihm waren, blieben auf dem Rand des Gewölbes, und niemand that ſich ein Leid. Sie waren erſtaunt und verwundert genug, beſonders, da ſie ſich erinnerten, wie er kurz vorher geſpottet hatte. Sobald mein Vater das erfuhr, eilte er zu ihm und ſagte, in Gegenwart ſeines Vaters: Piero, mein lieber Schüler, wie betrübt mich dein Unfall, aber erinnerſt du dich, wie ich dich vor kurzem warnte? und ſo wird auch das, was ich von deinen und meinen Söhnen geſagt habe, wahr werden. Bald darauf ſtarb der undankbare Piero an dieſer Krankheit, er hinterließ ein liederliches Weib und einen Sohn, der einige Jahre nachher in Rom mich um Almoſen anſprach,

ich gab ſie ihm, denn es iſt in meiner Natur, und erinnerte mich mit Thränen an den glücklichen Zuſtand Pierins, zur Zeit, da mein Vater zu ihm die prophetiſchen Worte geſagt hatte.

Ich fuhr fort der Goldſchmiedekunſt mich zu ergeben und ſtand meinem Vater mit meinem Verdienſte bey. Mein Bruder Cecchino mußte anfangs lateiniſch lernen, denn, wie der Vater aus mir den gröſsten Tonkünſtler bilden wollte, ſo ſollte mein Bruder, der jüngere, ein gelehrter Juriſt werden, nun konnte er aber in uns beyden die natürliche Neigung nicht zwingen, ich legte mich aufs Zeichnen und mein Bruder, der von ſchöner und angenehmer Geſtalt war, neigte ſich ganz zu den Waffen. Einſt kam er aus der Schule des Herrn Johann von Medicis nach Hauſe, wo ich mich eben nicht befand, und, weil er ſehr ſchlecht mit Kleidern verſehen war, bewegte er unſere Schweſtern, daß ſie ihm ein ganz neues Kleid gaben das ich mir hatte machen laſſen, denn auſſerdem daß ich meinem Vater und meinen guten Schweſtern durch meinen Fleis beyſtand, hatte ich mir auch ein hübſches anſehnliches Kleid machen laſſen. Ich kam und fand mich hintergangen und beraubt, mein Bruder hatte ſich davon gemacht und ich ſezte meinen Vater zur Rede, warum er mir ſo groſses Unrecht geſchehen lieſse, da ich doch ſo gerne arbeitete um ihm beyzuſtehen. Darauf antwortete er mir: ich ſey ſein guter Sohn, was ich glaubte verloren zu haben würde mir Gewinſt bringen, es ſey nöthig, es ſey Gottes Gebot, daß derjenige, der etwas beſitzt,

dem Bedürftigen gebe, und wenn ich dieſes Unrecht aus Liebe zu ihm ertrüge, ſo würde Gott meine Wohlfahrt auf alle Weiſe vermehren. Ich antwortete meinem armen, bekümmerten Vater wie ein Knabe ohne Erfahrung, nahm einen armſeligen Reſt von Kleidern und Geld und ging grade zu einem Stadtthor hinaus, und da ich nicht wußte, welches Thor nach Rom führte, fand ich mich in Lucca und von da ging ich nach Piſa, ich mochte ohngefähr ſechszehn Jahr alt ſeyn, und blieb auf der mittelſten Brücke, wo ſie es zum Fiſchſtein nennen, bey einer Goldſchmiedwerkſtatt ſtehen, und ſah mit Aufmerkſamkeit, auf das, was der Meiſter machte. Er fragte: wer ich ſey und was ich gelernt hätte? Darauf antwortete ich: daß ich ein wenig in ſeiner Kunſt arbeitete. Er hieß mich herein kommen und gab mir gleich etwas zu thun, wobey er ſagte: dein gutes Anſehn überzeugt mich, daß du ein wakrer Menſch biſt, und ſo gab er mir Gold, Silber und Juwelen hin. Abends führte er mich in ſein Haus, wo er mit einer ſchönen Frau und einigen Kindern wohl eingerichtet lebte.

Nun erinnerte ich mich der Betrübniß, die mein Vater wohl empfinden mochte, und ſchrieb ihm, daß ich in dem Hauſe eines ſehr guten Mannes aufgenommen ſey, und mit ihm große und ſchöne Arbeiten verfertigte, er möchte ſich beruhigen, ich ſuchte was zu lernen, und hoffe mit meiner Geſchicklichkeit ihm bald Nutzen und Ehre zu bringen. Geſchwind antwortete er mir: Mein lieber Sohn! meine Liebe zu dir iſt ſo groß, daß ich,

wenn es nur ſchicklich wäre, mich gleich aufgemacht hätte zu dir zu kommen, denn gewiß! mir iſts als wenn ich des Lichts dieſer Augen beraubt wäre, daß ich dich nicht täglich ſehe und zum Guten ermahnen kann. Dieſe Antwort fiel in die Hände meines Meiſters, er las ſie heimlich und geſtand es mir dann mit dieſen Worten: Wahrlich, mein Benvenuto, dein gutes Anſehn betrog mich nicht, ein Brief deines Vaters, der ein recht braver Mann ſeyn muß, giebt dir das beſte Zeugniß, rechne als wenn du in deinem Hauſe und bey deinem Vater ſeyſt.

Ich ging nun, den Gottesacker von Piſa zu beſehen, und fand dort beſonders antike Sarkophagen von Marmor, und an vielen Orten der Stadt noch mehr Alterthümer, an denen ich mich, ſo bald ich in der Werkſtatt frey hatte, beſtändig übte. Mein Meiſter faßte darüber große Liebe zu mir, beſuchte mich oft auf meiner Kammer, und ſah mit Freuden, daß ich meine Stunden ſo gut anwendete.

Das Jahr, das ich dort blieb, nahm ich ſehr zu, arbeitete in Gold und Silber, ſchöne und bedeutende Sachen, die meine Luſt weiter vorwärts zu gehn immer vermehrten.

Indeſſen ſchrieb mir mein Vater auf das liebreichſte, ich möchte doch wieder zu ihm kommen, dabey ermahnte er mich in allen Briefen, daß ich doch das Blaſen nicht unterlaſſen ſollte, das er mich mit ſo großer Mühe gelehrt hatte. Darüber verging mir die Luſt, jemals wieder zu ihm zurückzukehren, dergeſtalt haßte ich das ab-

ſcheuliche Blaſen, und wirklich ich glaubte das Jahr in Piſa im Paradieſe zu ſeyn, wo ich niemals Muſik machte.

Am Ende des Jahrs, fand mein Meiſter Urſache nach Florenz zu reiſen, um einige Gold- und Silberabgänge zu verkaufen, und weil mich in der böſen Luft ein kleines Fieber angewandelt hatte, ſo ging ich mit ihm nach meiner Vaterſtadt, wo ihn mein Vater ins geheim, und auf das inſtändigſte bat, mich nicht wieder nach Piſa zu führen.

So blieb ich krank zurück und mußte ungefähr zwey Monate das Bette hüten. Mein Vater ſorgte für mich mit großer Liebe, und ſagte immer, es ſchienen ihm tauſend Jahre bis ich geſund wäre, damit er mich wieder könnte blaſen hören. Als er nun zugleich den Finger an meinem Puls hatte, denn er verſtand ſich ein wenig auf die Medicin und auf die lateiniſche Sprache, ſo fühlt' er daß in meinem Blute, da ich vom Blaſen hörte, die größte Bewegung entſtand, und er gieng ganz bekümmert und mit Thränen von mir. Da ich nun ſein großes Herzeleid ſahe, ſagte ich zu einer meiner Schweſtern, ſie ſollte mir eine Flöte bringen, und ob ich gleich ein anhaltendes Fieber hatte, ſo machte mir doch dies Inſtrument, das keine große Anſtrengung erfordert, nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit, ich bließ mit ſo glücklicher Diſpoſition der Finger und der Zunge, daß mein Vater, der eben unvermuthet hereintrat, mich tauſendmal ſegnete, und mich verſicherte, daß ich in der Zeit, die ich auswärts geweſen, unendlich gewonnen habe, er bat mich, daß ich

vorwärts gehen, und ein ſchönes Talent nicht vernachläßigen ſolle.

Als ich nun wieder geſund war, kehrte ich zu meinem braven Marcone, dem Goldſchmied zurück, und mit dem was er mir zu verdienen gab unterſtüzte ich meinen Vater und mein Haus. Zu dieſer Zeit kam ein Bildhauer nach Florenz der Peter Torrigiani hieß, er hatte ſich lange in England aufgehalten und kam täglich zu meinem Meiſter, zu dem er große Freundſchaft hegte. Da er meine Zeichnungen und meine Arbeiten geſehen hatte, ſagte er: Ich bin zurückgekommen um ſo viel junge Leute als möglich anzuwerben, und da ich eine große Arbeit für meinen König zu machen habe, ſo will ich mir beſonders meine Florentiner zu Gehülfen nehmen, deine Arbeiten und deine Zeichnungen ſind mehr eines Bildhauers als eines Goldſchmieds, und da ich große Werke von Erz zu machen habe, ſo ſollſt du bey mir zugleich geſchickt und reich werden.

Es war dieſer Mann von der ſchönſten Geſtalt und von dem kühnſten Betragen, er ſah eher einem großen Soldaten als einem Bildhauer ähnlich, ſeine entſchiedenen Gebährden, ſeine klingende Stimme, das Runzeln ſeiner Augbraunen hätten auch einen braven Mann erſchrecken können, und alle Tage ſprach er von ſeinen Händeln mit den Beſtien, den Engländern. So kam er auch einmal auf Michelagnolo Buonarotti zu reden, und zwar bei Gelegenheit einer Zeichnung, die ich nach dem Carton dieſes göttlichſten Mannes gemacht hatte.

Dieſer Carton war das erſte Werk, in welchem Michelagnolo ſein erſtaunliches Talent zeigte, er hatte ihn in die Wette mit Leonard da Vinci gemacht, der einen andern in die Arbeit nahm, beyde waren für das Zimmer des Conſeils, im Palaſt der Signorie beſtimmt; ſie ſtellten einige Begebenheiten der Belagerung von Piſa vor, durch welche die Florentiner die Stadt eroberten. Der treffliche Leonard da Vinci hatte ein Treffen der Reuterey unternommen, dabey einige Fahnen erobert werden, ſo göttlich gemacht, als man ſichs nur vorſtellen kann; Michelagnolo dagegen hatte eine Menge Fußvolks vorgeſtellt, die bey dem heißen Wetter ſich im Arno badeten, der Augenblik war gewählt, wie unverhoft das Zeichen zur Schlacht gegeben wird und dieſe nakten Völker ſchnell nach den Waffen rennen; ſo ſchön und vortrefflich waren die Stellungen und Gebährden, daß man weder von alten noch neuen ein Werk geſehen hatte das auf dieſen hohen und herrlichen Grad gelangt wäre, ſo war auch die Arbeit des großen Leonard höchſt ſchön und wunderbar. Es hingen dieſe Cartone einer in dem Palaſt der Medicis, einer in dem Saale des Pabſtes, und, ſo lange ſie ausgeſtellt blieben, waren ſie die Schule der Welt. Denn ob gleich der göttliche Michelagnolo die große Kapelle des Pabſtes Julius mahlte, ſo erreichte er doch nicht zur Hälfte die Vortrefflichkeit dieſes erſten Werks und ſein Talent erhob ſich niemals zur Stärke dieſer früheren Studien wieder.

Um nun wieder auf Peter Torrigiani zu kommen!

Er hatte meine Zeichnung in der Hand und ſagte: dieſer Buonarotti und ich gingen als Knaben in die Kirche del Carmine, um in der Kapelle des Maſaccio zu ſtudiren, und Buonarotti hatte die Art alle zu foppen, die dort zeichneten. Eines Tages machte er ſich unter andern auch an mich, und es verdroß mich mehr als ſonſt, ich ballte die Fauſt und ſchlug ihn ſo heftig auf die Näſe, daß ich Knochen und Knorpel ſo mürbe fühlte als wenn es eine Oblate geweſen wäre, und ſo habe ich ihn für ſein ganzes Leben gezeichnet.

Dieſe Worte erregten in mir einen ſolchen Haß, da ich die Arbeiten dieſes unvergleichlichen Mannes vor Augen hatte, daß ich, weit entfernt mit Torrigiani nach England zu gehen, ihn nicht wieder anſehen mochte.

Und ſo fuhr ich fort mich nach der ſchönen Manier des Michelagnolo zu bilden, von der ich mich niemals getrennt habe, und zu gleicher Zeit ging ich mit einem liebenswürdigen jungen Menſchen um, zu dem ich die größte Freundſchaft faßte. Er war von meinem Alter, gleichfalls ein Goldſchmied und der Sohn des trefflichen Mahlers Filippo di fra Filippo. Wir liebten uns ſo ſehr, daß wir uns weder Tags noch Nachts trennen konnten, ſein Haus war voller ſchöner Studien, die ſein Vater nach den Römiſchen Alterthümern gezeichnet hatte, die in mehrern Büchern aufbewahrt wurden, von dieſen Dingen war ich ganz hingeriſſen, und faſt zwey Jahre arbeiteten wir zuſammen.

Alsdann machte ich eine erhobene Arbeit in Silber,

ſo groß wie eine kleine Kindshand, ſie diente zum Schloß für einen Mannsgürtel, das man damals ſo groß trug. Es war auf demſelben, nach antiker Art, eine Verwicklung von Blättern, Kindern und artigen Masken zu ſehen. Ich machte dieſe Arbeit in der Werkſtatt eines Francesco Salimbeni und die Gilde der Goldſchmiede, der ſie vorgezeigt wurde, erklärte mich für den geſchickteſten Geſellen.

Zu der Zeit entzweyte ich mich wieder mit meinem Vater über das Blaſen, und ein gewiſſer Holzſchneider, den man Taſſo nannte, hatte ſich auch mit ſeiner Mutter überworfen. Ich ſagte zu ihm: wenn du nur der Menſch wärſt, ſtatt vieler Worte etwas zu unternehmen! Er antwortete mir: hätte ich nur ſo viel Geld um nach Rom zu kommen, ſo wollte ich nicht einmal umkehren, um meine armſelige Werkſtatt zu verſchließen. Darauf ſagte ich: wenn ihn weiter nichts hindere, ſo hätte ich ſo viel bey mir, als wir beyde bis Rom brauchten. Da wir ſo im Gehen zuſammen ſprachen, fanden wir uns unvermuthet am Thore St. Peter Gattolini, darauf ſagte ich: mein Taſſo das iſt göttliche Schickung, daß wir, ohne daran zu denken, an dies Thor gekommen ſind, nun da ich hier bin iſt mirs als wenn ich ſchon die Hälfte des Wegs zurückgelegt hätte. Wir gingen weiter und ſprachen zuſammen, was werden unſere Alten dieſen Abend ſagen? Dann nahmen wir uns vor nicht weiter daran zu denken, bis wir nach Rom gekommen wären, banden unſre Schurzfelle auf den Rücken und gingen ſtillſchweigend bis nach Siena.

Taſſo hatte ſich wund gegangen, wollte nicht weiter, und bat mich daß ich ihm Geld borgen ſollte, um wieder zurückzukehren; ich antwortete: daran hätteſt du denken ſollen ehe du von Hauſe weggingſt, ich habe nur noch ſo viel um nach Rom zu kommen, kannſt du zu Fuße nicht fort, ſo iſt da ein Pferd das retour nach Rom geht zu haben, und du haſt keine weitere Entſchuldigung. Ich miethete das Pferd, und, da er mir nicht antwortete, ritt ich gegen das Römiſche Thor zu. Als er mich entſchloſſen ſah, kam er murrend und hinkend hinter mir drein, am Thore wartete ich mitleidig auf ihn, nahm ihn hinter mich und ſagte zu ihm: was würden morgen unſere Freunde von uns ſagen, wenn wir den Entſchluß nach Rom zu gehen, nicht weiter als Siena hätten feſt halten können? Er gab mir recht, und weil er ein froher Menſch war, fing er an zu lachen und zu ſingen, und ſo kamen wir immer lachend und ſingend nach Rom.

Ich zählte neunzehn Jahre mit dem Jahrhundert und begab mich gleich in die Werkſtatt eines Meiſters der Firenzuola di Lombardia hieß und in Gefäßen und großen Arbeiten höchſt geſchickt war. Ich zeigte ihm das Modell des Schloßes, das ich gearbeitet hatte, es gefiel ihm auſſerordentlich, und er ſagte zu einem florentiner Geſellen, der ſchon einige Jahre bey ihm ſtand: das iſt ein Florentiner der's verſteht, und du biſt einer von denen die's nicht verſtehen. Ich erkannte darauf den Menſchen, und wollte ihn grüſſen, denn wir hatten ehemals oft mit einander gezeichnet, und waren viel mit einander umge-

gangen; er aber, höchſt mißvergnügt über die Worte ſeines Meiſters, behauptete, mich nicht zu kennen, noch etwas von mir zu wiſſen. Ich antwortete ihm mit Verdruß: o Gianotto! ehmals mein Hausfreund, mit dem ich da und da zuſammen gezeichnet, auf deſſen Landhaus ich gegeſſen und getrunken habe, ich brauche dein Zeugniß nicht bey dieſem braven Manne, deinem Meiſter, und hoffe daß meine Hände ohne deinen Beyſtand beweiſen ſollen wer ich bin. Hierauf wendete ſich Firenzuola, der ein lebhafter und wackrer Mann war, zu ſeinem Geſellen und ſagte: ſchlechter Menſch! ſchämſt du dich nicht, einem alten Freund und Bekannten ſo zu begegnen! und mit eben der Lebhaftigkeit wendete er ſich zu mir und ſagte: Komm herein und thue wie du geſagt haſt, deine Hände mögen ſprechen wer du biſt, und ſogleich gab er mir eine ſchöne Silberarbeit für einen Kardinal zu machen. Es war ein Käſtchen nach dem porphyrnen Sarg vor der Thüre der Rotonde. Was ich von dem meinen dazu that, und womit ich die Arbeit bereicherte, die Menge ſchöner kleiner Masken, erfreuten meinen Meiſter ſo ſehr, daß er das Werk überall zeigte und ſich rühmte, daß ein ſolches aus ſeiner Werkſtatt gekommen ſey. Das Käſtchen war ungefähr eine halbe Elle groß, und eingerichtet das Salzfaß bey Tafel aufzunehmen.

Das war mein erſter Verdienſt in Rom, einen Theil ſchickte ich meinem Vater, von dem andern lebte ich, indeſſen ich nach den Alterthümern ſtudirte. Endlich, da mir das Geld ausging, war ich genöthigt mich wieder

an die Arbeit zu begeben. Taſſo aber, mein Geſelle, kehrte bald nach Florenz zurück.

Da meine neue Arbeit geendigt war, kam mir die Luſt zu einem andern Meiſter zu gehen. Ein gewiſſer Mailänder Paul Arſago hatte mich an ſich gezogen. Darüber fing Firenzuola mit ihm große Händel an, und ſagte ihm in meiner Gegenwart beleidigende Worte. Ich nahm mich meines neuen Meiſters an und verſezte, daß ich frey geboren ſey und auch frey leben wolle, ich habe mich nicht über ihn, und er ſich nicht über mich zu beklagen, vielmehr habe er mir noch einiges heraus zu zahlen, und, als ein freyer Arbeiter, wolle ich hingehen, wohin es mir gefiele, weil ich dadurch Niemand ein Leid thäte. Auch mein neuer Meiſter ſagte ohngefähr daſſelbe, und verſicherte, daß er mich nicht verleitet habe, und daß es ihm angenehm ſeyn werde, wenn ich zu meinem erſten Meiſter zurückginge. Auf das ſagte ich: ich wollte niemanden ſchaden, ich hätte meine angefangenen Arbeiten geendigt, würde immer nur mir ſelbſt und niemand anders angehören, und wer mich brauchte, möchte mit mir übereinkommen.

Ich habe nichts mehr mit dir zu thun, verſezte Firenzuola, du ſollſt mir nicht mehr unter die Augen kommen! Da erinnerte ich ihn an mein Geld, worauf er mir ſpöttiſch antwortete: Hab' ich, ſo ſagte ich darauf, Stahl und Eiſen gebraucht, um deine Arbeiten zu machen, ſo ſollen ſie mir auch zu dem Lohn meiner Arbeit verhelfen. Als ich ſo ſprach, blieb ein alter Mann am Laden ſtehen,

der Meiſter Antonio von St. Marino hieß, der erſte vortrefflichſte Goldſchmied von Rom und Meiſter des Firenzuola, er hörte meine Gründe an, gab mir recht und verlangte, daß Firenzuola mich bezahlen ſolle.

Man ſtritt ſich lebhaft, denn Firenzuola, ein weit beſſerer Fechter als Goldſchmied, wollte nicht nachgeben, doch zulezt fand die Vernunft ihren Plaz, und meine Feſtigkeit verſchafte mir Recht, er bezahlte mich und in der Folge erneuerten wir unſre Freundſchaft und er erſuchte mich bey ihm Gevatter zu ſtehn.

Bey meinem neuen Meiſter verdiente ich genug und ſchickte den größten Theil meinem guten Vater. Dem ohngeachtet lag dieſer mir immer an, nach Florenz zurückzukehren, und am Ende von zwey Jahren that ich ihm ſeinen Willen. Ich arbeitete wieder bey Salimbeni, verdiente viel, und ſuchte immer zu lernen; ich erneuerte meinen Umgang mit Francesco di Philippo und ob mir gleich das verwünſchte Blaſen viel Zeit verdarb, ſo unterließ ich doch nicht, gewiſſe Stunden des Tags und der Nacht zu ſtudiren.

Ich machte damals ein ſilbernes Herzſchloß, ſo nannte man einen Gürtel, drey Finger breit, den die Bräute zu tragen pflegten, er war in halb erhobener Arbeit gemacht, und einige runde Figuren dazwiſchen, und ob ich gleich äuſſerſt ſchlecht bezahlt ward, ſo war mir doch die Ehre, die ich dadurch erlangte, unſchätzbar.

Indeſſen hatte ich bey verſchiedenen Meiſtern gearbeitet und ſehr wohldenkende Männer, wie zum Bey-

ſpiel Marcone darunter gefunden. Andere hatten einen ſehr guten Nahmen und bevortheilten mich aufs äuſſerſte; ſobald ich es merkte, machte ich mich von ihnen loß und hütete mich vor dieſen Räubern. Als ich nun fortfuhr zu arbeiten und zu gewinnen, beſonders da ein Meiſter, Sogliani genannt, freundlich ſeine Werkſtatt mit mir theilte, waren jene gehäſſigen Leute neidiſch, und, da ſie drey groſſe Werkſtätten und viel zu thun hatten, druckten ſie mich auf alle mögliche Weiſe. Ich beklagte mich darüber gegen einen Freund und ſagte: es ſollte ihnen genug ſeyn, daß ſie mich unter dem Schein der Güte beraubt hätten. Sie erfuhren es wieder und ſchwuren, ich ſollte meine Worte bereuen; ich aber, der ich nicht wußte, was die Furcht für eine Farbe hatte, achtete ihre Drohungen nicht. Eines Tages trat ich an den Laden des einen, er hatte mich gerufen und wollte mich ſchelten und gegen mich groſsthun, dagegen ſagte ich: ſie möchten ſich's ſelbſt zuſchreiben, denn ich hätte von ihren Handlungen geſprochen wie ſie wären.

Indeſſen da ich ſo ſprach paßte ein Vetter, den ſie wahrſcheinlich angeſtiftet hatten, heimtückiſch auf, als ein Maulthier mit Ziegeln vorbeygetrieben wurde, und ſchob mir den Korb ſo auf den Leib, daß mir ſehr weh geſchah. Schnell kehrte ich mich um, ſah daß er lachte und ſchlug ihn mit der Fauſt ſo tüchtig auf den Schlaf, daß er für todt zur Erden fiel, dann rief ich ſeinen Vettern zu: ſo behandelt man feige Spitzbuben eures gleichen! und da ſie Mine machten, ſo viel ihrer waren, auf mich

zu fallen, zog ich in der Wuth ein Meſſer und rief: Kommt einer zum Laden heraus, ſo laufe der andere zum Beichtvater, denn der Arzt ſoll hier nichts zu thun kriegen. Sie erſchracken hierüber ſo ſehr, daß keiner von der Stelle ging.

Als ich weg war, liefen Väter und Söhne zu dem Collegio der Achte und klagten, ich habe ſie mit bewaffneter Hand angefallen, was in Florenz unerhört ſey. Die Herrn Achte lieſſen mich rufen und machten mich tüchtig herunter, ſowohl, weil ich in der Jacke gelaufen kam, da die andern Mäntel umgenommen hatten, als weil die Herren ſchon zu Hauſe einzeln durch meine Gegner eingenommen waren, welches ich als ein unerfahrner Knabe verſäumt hatte, der ich mich auf mein vollkommenes Recht verließ.

Ich ſagte: daß ich, aufgebracht durch die große Beleidigung, dem Gherardo nur eine Ohrfeige gegeben hätte, und deßhalb keinen ſo heftigen Ausputzer verdiente.

Kaum ließ mich Prinzivalle della Stuffa, der von den Achten war, das Wort: Ohrfeige, ausſprechen, ſo rief er: keine Ohrfeige, einen Fauſtſchlag haſt du ihm gegeben! Er zog darauf die Glocke, ſchickte uns alle hinaus und ſprach, wie ich nachher vernahm, zu meinen Gunſten. Betrachtet, ſagte er, ihr Herren! die Einfalt dieſes armen Menſchen, er klagt ſich an eine Ohrfeige gegeben zu haben, da ſeine Gegner nur von einem Fauſtſchlag reden. Eine Ohrfeige auf dem neuen Markt koſtet fünf und zwanzig Scudi, ein Fauſtſchlag wenig

oder nichts, es iſt ein braver Junge und erhält ſein Haus durch anhaltende Arbeit. Wollte der Himmel, es gäbe viel ſolche in unſerer Stadt!

Es waren aber einige unter den Rothkappen durch Bitten und falſche Vorſtellungen meiner Feinde bewegt, auch ohnedies von ihrer Parthey, die mich gern ins Gefängniß geſchickt und mir eine ſtarke Strafe auferlegt hätten; aber der gute Prinzivalle gewann die Oberhand und verurtheilte mich vier Maas Mehl, als Almoſen, in ein Kloſter zu geben. Man ließ uns wieder hereinkommen, er verbot mir bey Strafe ihrer Ungnade nicht zu reden und meine Buſe ſogleich zu erlegen. Sie wiederholten ihren derben Verweiß und ſchickten uns zum Aktuarius; ich aber murmelte immer vor mich hin: Ohrfeige! keinen Fauſtſchlag! ſo daß die Achte über mich lachen mußten. Der Aktuarius befahl uns, daß wir einander Bürgſchaft leiſten ſollten. So gingen die andern frey aus und mich allein verdammten ſie in die vier Maas Mehl, welches mir die größte Ungerechtigkeit ſchien. Ich ſchickte nach einem Vetter, der ſich für mich verbürgen ſollte, er aber wollte nicht kommen, darüber wurd' ich ganz raſend, und giftig wie eine Otter, da ich bedachte, wie ſehr dieſer Mann meinem Hauſe verbunden war. Ich faßte mich in meiner Wuth ſo gut ich konnte und wartete, bis das Collegium der Achte zu Tiſche ging. Da ich nun allein war, und niemand von den Gerichtsdienern auf mich acht gab, ſprang ich wüthend aus dem Pallaſt, lief nach meiner Werkſtatt, ergriff einen Dolch

und rannte in das Haus meiner Gegner, die ich beym Eſſen fand. Gherardo, der Urheber des Streits, fiel gleich über mich her, ich ſtieß ihm aber den Dolch nach der Bruſt und durchbohrte Rock und Weſte, ſonſt geſchah ihm kein Leid, ob ich gleich dachte, er wäre ſchwer verwundet, weil der Stoß ein gewaltig Geräuſch in den Kleidern machte, und er vor Schrecken zur Erde fiel. Verräther! rief ich aus, heut ſollt ihr alle ſterben!

Vater, Mutter und Schweſter glaubten, der jüngſte Tag ſey gekommen, ſie warfen ſich auf die Knie und flehten ſchreyend um Barmherzigkeit. Da ſie ſich nicht gegen mich vertheidigten und der andere für todt auf der Erde lag, ſchien es mir niedrig ſie zu verlezen. Wüthend ſprang ich die Stiegen hinunter und fand auf der Straße die ganze Sippſchaft beyſammen. Mehr als zwölfe waren herbey gelaufen; einer hatte einen eiſernen Stab, der andere einen Flintenlauf, die übrigen Hämmer und Stöcke; ich fuhr unter ſie hinein wie ein wüthender Stier, und warf vier oder fünfe nieder, ich ſtürzte mit ihnen und führte meinen Dolch bald gegen dieſen, bald gegen jenen; die noch ſtanden ſchlugen tüchtig auf mich zu, und doch lenkte es Gott, daß wir einander keinen Schaden thaten, nur blieb ihnen meine Mütze zurück, auf die ſie, weil ich ihnen entgangen war, wacker zuſchlugen, dann wollten ſie nach ihren Verwundeten und Todten ſehen, aber es war niemand beſchädigt. Ich ging in das Kloſter St. Maria Novella, und gleich begegnete ich dem Bruder Alexius Strozzi, dem ich mich

empfahl, ohne ihn zu kennen. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten, denn ich hätte einen groſsen Fehler begangen. Der gute Frater ſagte zu mir: ich ſollte mich nicht fürchten, denn wenn ich alles Uebel auf der Welt angeſtellt hätte, wäre ich doch in ſeiner Kammer vollkommen ſicher. Ohngefähr eine Stunde nachher hatten ſich die Achte auſſerordentlich verſammelt, ſie lieſſen einen ſchrecklichen Bann ausgehen, und drohten dem die gröſsten Strafen, der mich verbärge, oder von meinem Aufenthalt wiſſe, ohne Anſehn des Orts und der Perſon. Mein betrübter armer Vater kam zu den Achten hinein, warf ſich auf die Knie, und bat um Barmherzigkeit; da ſtand einer von ihnen auf und ſchüttelte die Quaſte ſeines Käppchens und ſagte, unter andern beleidigenden Worten, zu meinem Vater: Hebe dich weg und mache daſs du fortkommſt! Morgen des Tags ſoll er ſeinen Lohn empfangen. Mein Vater antwortete: was Gottes Wille iſt, werdet ihr thun, und nicht mehr; aber der andre ſagte drauf: das wird wohl Gottes Wille ſeyn. Mein Vater verſetzte dagegen: es iſt mein Troſt, daſs ihr das gewiſs nicht wiſst.

Er kam ſogleich mich aufzuſuchen, mit einem jungen Menſchen von meinem Alter, der Peter Landi hieſs, wir liebten uns als leibliche Brüder. Dieſer hatte, unter ſeinem Mantel, einen trefflichen Degen und das ſchönſte Panzerhemd. Mein lebhafter Vater erzählte wie es ihm bey den Achten ergangen ſey, dann küſste er mir die Stirne und beyde Augen, ſegnete mich von Herzen und ſagte: die Macht Gottes ſtehe dir bey! und ſo

reichte er mir Degen und Waffen und half mir mit eignen Händen ſie anlegen. Dann fuhr er fort: Lieber Sohn! mit dieſen in der Hand leb oder ſtirb.

Peter Landi hörte indeſſen nicht auf zu weinen und gab mir zehn Goldgulden. Ich ließ mir noch einige Haare aus dem Barte wegnehmen, die eben hervorzukeimen anfingen. Frater Alexius gab mir die Kleidung eines Geiſtlichen und einen Layenbruder zum Begleiter. Ich ging aus dem Kloſter und längſt der Mauer bis auf dem Platz, nicht weit davon fand ich in einem Hauſe einen Freund, entmönchte mich ſogleich, ward wieder Mann, wir beſtiegen zwey Pferde, die man bereit hielt, und ritten die Nacht auf Siena. Als mein Freund zurückkam und meinem Vater meldete, daß ich glücklich entkommen ſey, hatte derſelbe eine unendliche Freude, und konnte nicht erwarten, den von den Achten zu finden, der ihn ſo angefahren hatte. Endlich begegnete er ihm und ſagte: ſeht, Antonio, Gott wußte beſſer als ihr, was aus meinem Sohn werden ſollte. Jener antwortete: Er ſoll uns nur wieder unter die Hände kommen! Indeß, verſetzte mein Vater, will ich Gott danken, der ihn dießmal glücklich errettet hat.

In Siena wartete ich den ordinären Poſtreuter von Rom ab und verdung mich bey ihm, unterwegs begegnete uns ein Courier, der den neu erwählten Pabſt Clemens ankündigte. (1523). In Rom arbeitete ich wieder in der Werkſtatt des Meiſter Santi, der verſtorben war, und deſſen Sohn ſein Gewerb fortſezte, nicht ſelbſt ar-

beitete, ſondern alles in der Werkſtatt durch einen jungen Menſchen beſorgen ließ, der ſich Lucagnolo von Jeſi nannte. Er war Sohn eines Mailändiſchen Bauren und hatte von Jugend auf bey Meiſter Santi gearbeitet, klein von Statur und wohlgebildet. Dieſer junge Menſch arbeitete beſſer als irgend einer, den ich bis dahin gekannt hatte, mit der größten Leichtigkeit, und zwar nur große Gefäſſe, Becken und ſolche Dinge.

Ich übernahm für den Biſchoff von Salamanka, einen Spanier, Leuchter zu machen, ſie wurden ſehr reich gearbeitet, wie es für ſolche Werke gehört. Ein Schüler Raphaels, Johann Franziskus Penni, mit dem Zunahmen il Fattore, ein trefflicher Mahler und Freund des gedachten Biſchoffs, ſetzte mich bey ihm in Gunſt, man gab mir viel zu arbeiten und ich ward gut bezahlt.

Zu derſelbigen Zeit ging ich an Feſttagen manchmal in der Kapelle des Michelagnolo und manchmal in das Haus des Auguſtin Chigi von Siena, um zu zeichnen. Hier waren die ſchönſten Arbeiten von der Hand des vortrefflichen Mahlers Raphael vom Urbino, und Gismondo Chigi, der Bruder, wohnte daſelbſt. Sie waren ſtolz darauf, wenn junge Leute meines gleichen bey ihnen ſtudiren kamen. Die Frau des gedachten Gismondo, welche ſehr angenehm und äuſſerſt ſchön war, hatte mich oft in ihrem Hauſe geſehen; ſie trat eines Tages zu mir, beſah meine Zeichnungen und fragte, ob ich Mahler oder Bildhauer ſey? Ich antwortete ihr, ich ſey ein Goldſchmied, worauf ſie verſetzte, daß ich zu gut für einen

Goldſchmied zeichnete. Sie ließ ſich durch ihr Kammermädchen eine Lilie von ſchönen Diamanten bringen, die in Gold gefaßt waren, und verlangte, daß ich ſie ſchätzen ſollte. Ich ſchätzte ſie auf achthundert Scudi; ſie ſagte, ich habe es getroffen und fragte, ob ich Luſt hätte, ſie recht gut umzufaſſen? Ich verſicherte, daß ich es mit Freuden thun würde und machte auf der Stelle eine kleine Zeichnung, die ich um deſto beſſer ausführte, je mehr ich Luſt hatte, mich mit dieſer ſchönen und angenehmen Frau zu unterhalten. Als die Zeichnung fertig war, kam eine andere ſchöne, edle Römerin aus dem Hauſe herunter und fragte ihre Freundin, was ſie da mache? Porzia antwortete lächelnd, ich ſehe dieſem wackern jungen Menſchen mit Vergnügen zu, der ſo ſchön als gut iſt. Ich ward roth und verſetzte halb verſchämt und halb muthig: wie ich auch ſey, bin ich bereit Euch zu dienen. Die ſchöne Frau erröthete auch ein wenig und ſagte: Du weißt, daß ich deine Dienſte verlange. Sie gab mir die Lilie und zwanzig Goldgulden, die ſie in der Taſche hatte. Faſſe mir die Steine nach deiner Zeichnung ſagte ſie und bringe mir das alte Gold zurük. Ihre Freundin ſagte darauf: wenn ich in dem jungen Menſchen ſtäke, ſo ging ich in Gottes Nahmen durch. Porzia antwortete: ſolche Talente ſind ſelten mit Laſtern verbunden, er wird das Anſehen eines braven Jünglings nicht zu Schanden machen; ſie nahm ihre Freundin bey der Hand, und, indem ſie ſich umwendete, ſagte ſie mit dem freundlichſten Lächeln: Lebe wohl Benvenuto.

Ich vollendete noch erſt meine Zeichnung, die ich nach Raphaels Jupiter angefangen hatte, dann ging ich, ein kleines Wachsmodell zu machen und zu zeigen, wie die Arbeit werden ſollte. Ich wieß es den beyden Damen, die mich ſo ſehr lobten und mir ſo artig begegneten, daß ich kühn genug war zu verſprechen, die Arbeit ſolle doppelt ſo ſchön als das Modell werden. So machte ich mich daran, und endigte das Werk in zwölf Tagen, zwar wieder in Geſtalt einer Lilie, aber mit ſo viel Masken, Kindern und Thieren gezieret, und ſo ſorgfältig emaillirt, daß die Diamanten dadurch einen doppelten Werth erhielten.

Indeſſen ich daran arbeitete, war der geſchikte Lucagnolo mit mir unzufrieden und behauptete: es würde mir zu viel mehr Nutzen und Ehre gereichen, wenn ich ihm an ſeinen ſilbernen Gefäſſen hülfe; ich aber behauptete, daß Arbeiten, wie die meine, nicht alle Tage kämen, und daß man damit eben ſo viel Ehre und Geld erwerben könne. Er lachte mich aus und ſagte: wir wollen ſehen! Ich habe dieſes Gefäß zugleich mit dir angefangen, und denke auch mit dir zu endigen, wir können alsdann vergleichen, was wir beyde gewinnen. Ich ſagte es würde mich freuen, mit einem ſo geſchickten Manne in die Wette zu arbeiten, und ſo bückten wir, ein wenig verdrießlich, unſere Köpfe über die Arbeit und hielten uns beyde ſo fleißig daran, daß, in zehn Tagen ohngefähr, jeder mit aller Kunſt und Reinlichkeit ſein Werk geendigt hatte.

Das Gefäß des Lucagnolo ſollte dem Pabſt Klemens bey Tafel dienen, um Knochen und Schaalen der Früchte hinein zu werfen, überhaupt mehr zur Pracht als zur Nothwendigkeit. Es war mit zwey ſchönen Henkeln geziert und mit vielen Masken, großen und kleinen, und mit den ſchönſten Blättern; alles von ſolcher Zeichnung und Zierde, als man nur wünſchen konnte. Ich verſicherte in meinem Leben nichts ſchöners geſehen zu haben!

Lucagnolo glaubte ich habe meinen Sinn verändert, lobte gleichfalls meine Arbeit, ſagte aber: den Unterſchied werden wir bald ſehen. Er trug ſein Gefäß zum Pabſt und ward nach dem Maaßſtab dieſer groſſen Arbeiten bezahlt; indeſſen trug ich meinen Schmuck zur Frau Porzia, die mich mit großer Verwunderung verſicherte, daß ich mein Verſprechen weit übertroffen habe, ich ſolle für meine Arbeit was ich wolle verlangen, denn ſie glaube nicht mich belohnen zu können, und wenn ſie im Stande wäre mir ein Landgut zu ſchenken. Ich verſetzte, meine größte Belohnung ſey ihr Beyfall, ich verlange keine andere, und ſo wollte ich mich ihr empfehlen.

Porzia ſagte darauf zu ihrer Freundin: ſehet, wie ſich in Geſellſchaft ſeiner Talente auch die Tugenden befinden, und ſo ſchienen beyde Frauen verwundert zu ſeyn. Darauf ſagte Porzia: du haſt wohl ſagen hören, wenn der Arme dem Reichen ſchenkt, ſo lacht der Teufel. Ich verſetzte, der Böſe habe Verdruß genug, diesmal möchte er immer lachen. Darauf ging ich weg und ſie riefen mir nach: er ſolle den Spaß nicht haben.

Als ich in die Werkſtatt zurückkam zeigte Lucagnolo eine Rolle Geld und ſagte: laß nun einmal deinen Verdienſt neben dem meinigen ſehen. Ich erſuchte ihn, bis auf den nächſten Tag zu warten, da ich denn, weil ich mich in meiner Arbeit ſo brav wie er in der ſeinigen gehalten hätte, auch in Abſicht der Belohnung nicht mit Schande zu beſtehen hoffte.

Den andern Tag kam ein Hausmeiſter der Frau Porzia, rief mich aus der Werkſtatt, und gab mir eine Rolle Geld. Sie wolle nicht, ſagte er, daß der Teufel ſich gar zu luſtig machen ſollte; doch ſeye das, was ſie mir ſchicke, weder mein ganzes Verdienſt noch die ganze Belohnung. Er ſetzte noch mehr freundliche Worte hinzu, wie eine ſolche vortreffliche Dame ſich ausdrückt. Lucagnolo konnte nicht erwarten, meine Rolle mit der ſeinigen zu vergleichen, und brachte ſie, ſobald ich zurückkam, in Gegenwart von zwölf Arbeitern und andern Nachbarn, die, auf die Entſcheidung des Streits neugierig, herbeygekommen waren, hervor, lachte verächtlich, ſagte drey oder viermal Au! und goß mit vielem Lärm ſein Geld auf die Tafel aus. Es waren fünf und zwanzig Scudi in Münze. Mich hatten ſein Geſchrey, ſeine Blicke, die Späſſe und das Gelächter der Umſtehenden ein wenig irre gemacht, ich ſchielte nur in die Hülſe hinein und da ich merkte, daß es lauter Gold war, hub ich, am andern Ende der Tafel, mit niedergeſchlagenen Augen und ohne Geräuſch, mit beyden Händen, meine Rolle ſtark in die Höhe, und ließ das Geld wie aus ei-

nem Mühltrichter auf den Tiſch laufen. Da ſprangen noch die Hälfte ſo viel Stücke als bey ihm hervor, und alle Augen, die mich erſt mit einiger Verachtung angeblickt hatten, wendeten ſich auf ihn. Man rief: hier ſiehts viel beſſer aus; hier ſind Goldſtücke und die Hälfte mehr.

Ich dachte er wollte für Neid und Verdruß auf der Stelle umkommen, und ob er gleich als Meiſter den dritten Theil meines Verdienſtes erhielt; ſo kannte er ſich doch nicht vor Boßheit. Auch ich war verdrießlich und ſagte: jeder Vogel ſinge nach ſeiner Weiſe. Er verfluchte darauf ſeine Kunſt und den, der ſie ihn gelehrt hatte und ſchwur, er wolle keine großen Arbeiten mehr machen, ſondern ſich auf ſolche Lumpereyen legen, da ſie ſo gut bezahlt würden. Ich antwortete darauf: er möchte es immer verſuchen, aber ich ſagte ihm voraus: ſeine Arbeiten wollte ich wohl auch machen, aber dieſe Lumpereyen würden ihm nicht gelingen. So ging ich erzürnt weg und ſchwur, ich wolle es ihm ſchon zeigen. Die Umſtehende gaben ihm laut Unrecht und ſchalten ihn, wie ers verdiente, von mir aber ſprachen ſie, wie ich mich erwieſen hatte.

Den andern Tag ging ich Mad. Porzia zu danken und ſagte, daß ſie, gerade umgekehrt, anſtatt dem Teufel Gelegenheit zum lachen zu geben, Urſache wäre, daß er nochmals Gott verläugnete. Wir lachten freundlich zuſammen und ſie beſtellte bey mir noch mehr ſchöne und gute Arbeiten.

Zu derſelben Zeit verſchaffte mir Franz Penni abermals Arbeit vom Biſchoff von Salamanka. Dieſer Herr wollte zwey groſſe Waſſerkeſſel von gleicher Gröſſe auf die Kredenztiſche haben, den einen ſollt' ich, den andern Lucagnolo machen, und, wie es bey ſolchen Werken gebräuchlich war, gab uns Penni die Zeichnungen dazu.

So legte ich mit der größten Begierde Hand an das Gefäß. Ein Mailänder hatte mir ein Eckchen in ſeiner Werkſtatt gegeben, dabey überſchlug ich mein Geld und ſchickte, was ich entbehren konnte, meinem Vater, der, als es ihm in Florenz ausgezahlt wurde, zufällig jenem unfreundlichen Mitglied der Achte begegnete, deſſen Söhne ſich ſehr ſchlecht aufführten. Mein Vater ließ ihn ſein Unrecht und mein Glück recht lebhaft empfinden, wie er es denn mir auch gleich mit Freuden ſchrieb und mich dabey um Gottes willen bat, daß ich doch von Zeit zu Zeit blaſen und das ſchöne Talent, das er mich mit ſo vieler Mühe gelehrt hätte, nicht vernachläſſigen ſollte. Ich nahm mir vor, ihm noch vor ſeinem Ende die Freude zu machen, daß er mich recht gut ſollte blaſen hören, in Betrachtung da ja Gott ſelbſt, wenn wir ihn darum bitten, uns ein erlaubtes Vergnügen gewährt.

Indeſſen ich an dem Gefäß des Salamanka arbeitete hatte ich, zu meiner Beyhülfe, nur einen Knaben, den ich auf inſtändiges Bitten meiner Freunde, halb wider Willen, zu meiner Aufwartung genommen hatte. Er war ungefähr vierzehn Jahr alt, hieß Paulin und war der Sohn eines Römiſchen Bürgers, der von ſeinen Einkünf-

ten lebte. Paulin war ſo glücklich gebohren, der ehrbarſte und ſchönſte Knabe, den ich im Leben geſehen hatte, ſein gutes Weſen, ſein angenehmes Betragen, ſeine unendliche Schönheit, ſeine Anhänglichkeit an mich waren die gerechten Urſachen, daß ich ſo große Liebe für ihn empfand, als die Bruſt eines Menſchen faſſen kann. Dieſe lebhafte Neigung bewog mich, um dieſes herrliche Geſicht, das von Natur ernſthaft und traurig war, erheitert zu ſehen, manchmal mein Hörnchen zur Hand zu nehmen. Denn wenn er mich hörte, ſo lächelte er ſo ſchön und herzlich, daß ich mich gar nicht mehr über jene Fabeln verwunderte, welche die Heiden von ihren Göttern des Himmels erzählten. Ja gewiß, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte, ſo würde er die Menſchen ganz auſſer ſich gebracht haben. Er hatte eine Schweſter, die ſo ſchön war wie er und Fauſtina hieß, der Vater führte mich oft in ſeinen Weinberg, und ich konnte merken, daß er mich gern zu ſeinem Schwiegerſohn gehabt hätte. Durch dieſe Veranlaſſung bließ ich mehr als gewöhnlich.

Um dieſe Zeit ließ mich ein gewiſſer Jacob von Ceſena, ein trefflicher Muſikus, der bey dem Pabſte in Dienſten war, fragen, ob ich ihnen am erſten Auguſt helfen und den Sopran blaſen wollte? ſie hätten auf dieſen Tag die ſchönſten Stücke zu des Papſtes Tafelmuſik ausgeſucht.

So ein großes Verlangen ich trug, mein ſchönes, angefangenes Gefäß zu endigen, ſo reizte mich doch die Muſik, als eine wunderbare Sache an ſich, wobey ich

zugleich meinem Vater zu gefallen dachte, und ich nahm mir vor von der Geſellſchaft zu ſeyn. Acht Tage vorher probirten wir täglich zwey Stunden und gingen ſodann am Feſttage ins Belvedere und bließen, als der Pabſt ſpeißte, die geübten Motetten, ſo daß der Pabſt ſagte, er habe keine angenehmere Muſik gehört. Er rief jenen Jacob von Ceſena zu ſich und fragte ihn: wie er es angefangen habe um einen ſo guten Sopran zu finden, und fragte ihn genau wer ich wäre; als er meinen Nahmen erfuhr, ſagte er: iſt das ein Sohn des Meiſter Johannes? den will ich in meine Dienſte haben. Jacob verſetzte, er wird ſchwer zu bereden ſeyn, denn er iſt ein Goldſchmied, ſehr fleißig bey ſeiner Kunſt, in der er vortrefflich arbeitet, und die ihm mehr einbringt, als die Muſik nicht thun würde. Deſto beſſer, verſetzte der Pabſt, daß er noch ein anderes Talent hat, das ich nicht erwartete, er ſoll ſeine Beſoldung, wie die übrigen empfangen, und mir dienen; in ſeiner andern Profeſſion will ich ihm auch ſchon zu arbeiten geben. Darauf reichte ihm der Pabſt ein Schnupftuch mit hundert Goldgulden, unter uns zu vertheilen. Jacob wiederholte uns des Pabſtes Rede, und theilte das Geld unter uns Achte. Als er mir meinen Theil gab ſagte er: ich will dich in unſere Zahl einſchreiben laſſen! Ich verlangte Bedenkzeit bis morgen.

Da ich allein war, dachte ich hin und her ob ich die Stelle annehmen ſollte? denn ich ſah wohl welchen Schaden meine Kunſt darunter leiden würde. Die folgende

Nacht erſchien mir mein Vater im Traume, und bat mich mit den liebevollſten Thränen, daß ich, um Gott und um ſeinetwillen, doch das Anerbieten annehmen möchte. Ich glaubte ihm zu antworten, daß ich es auf keine Weiſe thun könne; ſchnell erſchreckte mich ſeine fürchterliche Geſtalt, er drohte mir mit ſeinem Fluch, wenn ich es ausſchlüge, und verſprach mir, wenn ich gehorchte, ſeinen ewigen Seegen. Kaum war ich erwacht, ſo lief ich, mich einſchreiben zu laſſen, und meldete es meinem Vater, der aus übergroſſer Freude darüber, beynahe den Tod gehabt hätte. Er ſchrieb mir, daß auch er beynah daſſelbe geträumt habe, und ich glaubte nun, da ich das billige Verlangen meines Vaters erfüllt hatte, daß mir auch alles zu Glück und Ehre gereichen müſſe.

Inzwiſchen arbeitete ich, mit großer Sorgfalt, das angefangene Gefäß für den Biſchoff von Salamanka zu endigen. Er war ein trefflicher Mann, ſehr reich, aber ſchwer zu befriedigen, er ſchickte täglich, um zu erfahren was ich machte, und wenn der Abgeordnete mich nicht fand, war er wüthend, und drohte: er wolle mir die Arbeit wegnehmen, und ſie durch einen andern endigen laſſen. Daran war denn doch das verdammte Blaſen ſchuld, denn übrigens arbeitete ich doch Tag und Nacht mit dem größten Fleiße, ſo, daß ich dem Biſchoff das Gefäß wenigſtens zeigen konnte.

Aber ich hatte es darum nicht beſſer, denn nun ward erſt ſeine Luſt ſo groß, daß ich viel Unbequemlichkeit davon empfand. Nach drey Monaten war das Gefäß end-

lich fertig, mit ſo viel ſchönen Thieren, Laubwerk und Masken, als man ſich vorſtellen kann. Sogleich ſchickte ich es durch meinen Paulin zu Lucagnolo, dem der Knabe mit ſeiner gewöhnlichen Zierlichkeit ſagte: hier ſchickt euch Benvenuto ſein Verſprechen und eure H****eien, er hofft von euch bald auch ſeine Lumpereien zu ſehn. Lucagnolo nahm das Gefäß in die Hand, und nachdem er es lang genug betrachtet hatte, ſagte er zu Paulin: ſchöner Knabe! ſage deinem Herrn daß er ein trefflicher Mann iſt, er ſoll mein Freund ſeyn, und das übrige auf ſich beruhen laſſen. Der gute Knabe brachte mir freudig die Bothſchaft, das Gefäß wurde zu Salamanka getragen, der verlangte, daß es geſchätzt werden ſollte. Lucagnolo kam dazu, ſeine Schätzung war ehrenvoll, und ſein Lob weit größer, als ichs zu verdienen glaubte. Salamanka nahm das Gefäß, und ſagte in ſpaniſcher Manier: bey Gott, er ſoll ſo lange auf die Zahlung warten, als er mich mit der Arbeit hat warten laſſen. Hierüber ward ich äuſſerſt verdrießlich, ich verfluchte ganz Spanien, und jeden der dem Volke wohlwollte.

Unter andern Zierrathen daran, war ein Henkel von Einem Stücke auf das zarteſte gearbeitet, der durch Hülfe einer gewiſſen Stahlfeder grade über der Oefnung des Gefäßes gehalten wurde. Eines Tages zeigte der Biſchoff, mit großer Zufriedenheit, einigen ſeiner Spanier dieſes Gefäß, einer ſeiner Edelleute mochte mit dem Henkel nicht auf das feinſte umgegangen ſeyn, die zarte Feder konnte ſeiner bäuriſchen Gewalt nicht widerſtehen, und

der Henkel brach ab. Der Biſchoff war ſchon weggegangen, und der Edelmann, äuſſerſt erſchrocken, bat den Mundſchenken: er möchte doch geſchwind das Gefäß zum Meiſter tragen, damit es ſchnell wieder hergeſtellt würde, es möchte koſten was es wollte. So kam mir dieß Gefäß wieder in die Hände, ich verſprach es ſchnell zu ergänzen und that es auch, denn zu Mittag war es mir gebracht worden, und zwey Stunden vor Nacht hatte ich es ſchon fertig. Nun kam der Mundſchenk wieder, eilig und im Schweiß, denn der Herr hatte es nochmals verlangt um es andern Gäſten zu zeigen. Der Mundſchenk ließ mich nicht zum Worte kommen und rief: nur ſchnell! ſchnell das Gefäß her! Ich, der ich keine Luſt hatte es heraus zu geben, ſagte nur: ich habe keine Eile.

Er kam darüber in ſolche Wuth, daß er mit der einen Hand nach dem Degen griff und mit der andern gewaltſam in die Werkſtatt eindringen wollte. Ich widerſetzte mich ihm mit den Waffen in der Hand, und ließ es an heftigen Reden nicht fehlen. Ich geb' es nicht heraus! rief ich, geh' ſage deinem Herrn daß ich Geld für meine Bemühung haben will, ehe es wieder aus meinem Laden kommt. Da er ſahe, daß ſein Drohen nichts half, bat er mich, wie man das heilige Creuz anzurufen pflegt, und verſprach, wenn ich es heraus gäbe, wollte er mir zu meiner Bezahlung verhelfen. Ich veränderte darum meinen Vorſatz nicht, und da ich ihm immer daſſelbe antwortete, verzweifelte er endlich, und ſchwur mit ſo viel Spaniern wieder zu kommen, daß ſie mich in Stücken

hauen ſollten, und ſo lief er fort. Da ich ſie nun zu ſolcher Mordthat fähig hielte, nahm ich mir vor, mich lebhaft zu vertheidigen, nahm meine Jagdbüchſe zur Hand und dachte: wenn mir jemand meine Sachen und meine Mühe rauben will, ſo kann ich ja wohl das Leben daran wagen. Da ich ſo mit mir zu Rathe ging, erſchienen viele Spanier mit dem Haushofmeiſter, der auf ungeſtüm ſpaniſche Weiſe befahl ſie ſollten hinein dringen. Darauf zeigte ich ihm die Mündung der Büchſe, mit geſpanntem Hahn und ſchrie mit lauter Stimme: nichtswürdige Verräther und Meuchelmörder! ſtürmt man ſo Häuſer und Läden in Rom? ſo viel ſich von euch Spitzbuben dieſer Thüre nähern, ſo viel will ich mit dieſer Büchſe todt hinſtrecken. Ich zielte ſogleich auf den Haushofmeiſter und rief: du Erzſchelm, der du ſie ſtifteſt, ſollſt mir zuerſt ſterben. Schnell gab er ſeinem Pferde die Sporn und floh mit verhängtem Zügel. Ueber dieſen großen Lerm waren alle Nachbarn herausgekommen, und eben gingen auch einige römiſche Edelleute vorbey und ſagten: ſchlag die Hunde nur todt, wir wollen dir helfen. Dieſe kräftigen Worte jagten meinen Gegnern große Furcht ein, ſie ſahen ſich genöthigt zu fliehen und ihrem Herrn den Fall mit allen Umſtänden zu erzählen. Der ſtolze Mann machte ſeinen Bedienten und Officianten heftig herunter, theils weil ſie einen ſolchen Exzeß begangen, theils weil ſie den Handel, den ſie einmal angefangen hatten, nicht beſſer durchſezten.

Franz Penni, der in der ganzen Sache den Mittels-

mann gemacht hatte, kam dazu und Monſignor ſagte zu ihm: er könne mir nur melden daß wenn ich ihm das Gefäß nicht geſchwind brächte, ſo ſollten meine Ohren das größte Stück ſeyn, das an mir bleibe; brächte ich das Gefäß gleich, ſo ſollte ich die Zahlung erhalten. Ich fürchtete mich keineswegs, und ließ ihm wiſſen, daß ich die Sache gleich an den Pabſt bringen würde. Indeſſen waren wir beyde kälter geworden, einige römiſche Edelleute ſchlugen ſich ins Mittel und verbürgten ſich daß er mich nicht beleidigen, vielmehr mir die Zahlung meiner Arbeit leiſten würde. Darauf machte ich mich auf den Weg in meinem Panzerhemde und mit einem großen Dolche; ſo kam ich in das Haus des Biſchoffs, der ſein ganzes Geſinde hatte auftreten laſſen. Ich hatte meinen Paulin an der Seite, der das Gefäß trug, und es war als wenn ich durch den Thierkreiß zu gehen hätte, einer ſah aus wie der Löwe, einer wie der Scorpion, andere glichen dem Krebs, bis wir endlich vor den Pfaffen ſelbſt kamen; der ſprudelte äuſſerſt pfäffiſche und überſpaniſche Worte hervor. Ich hub den Kopf nicht auf, ihn anzuſehen und antwortete nicht; darüber wurde er noch giftiger, ließ ein Schreibzeug bringen und befahl mir ich ſollte quittiren daß ich bezahlt und mit ihm wohl zufrieden ſey. Darauf hob ich den Kopf auf und ſagte ihm: ich würde es gerne thun, wenn ich nur erſt mein Geld hätte. Der Biſchoff ereiferte ſich noch mehr und fuhr fort zu drohen und zu ſchreyn, endlich zahlte man mir erſt das Geld, dann ſchrieb ich, und munter und zufrieden ging ich von dannen.

Pabſt Clemens vernahm die Geſchichte und hatte große Freude daran. Man hatte ihm vorher das Gefäß, aber nicht als meine Arbeit gezeigt, und nun ſagte er öffentlich: daß er mir ſehr wohl wolle, ſo daß Monſignor Salamanka ſein übles Betragen bereute, und, um mich wieder anzukörnen, mir durch Franz Penni ſagen ließ: daß er mir noch große Werke auftragen wolle. Ich antwortete, daß ich ſie gerne übernehmen würde, aber voraus die Bezahlung verlange.

Auch dieſe Worte kamen zu den Ohren des Pabſtes, der herzlich darüber lachte. Kardinal Cibo war eben gegenwärtig, dem der Pabſt die Händel zwiſchen mir und Salamanka erzählte, dann wandte er ſich zu ſeinen Leuten und befahl, daß man mir immer ſollte für den Pallaſt zu thun geben. Kardinal Cibo ſelbſt ſchickte zu mir, und, nachdem er mir viel angenehmes geſagt hatte, beſtellte er ein Gefäß, größer als das für Salamanka, ſo gaben mir auch die Kardinäle Cornaro und beſonders Ridolphi und Salviati vieles zu verdienen.

Madonna Porzia Chigi trieb mich daß ich ſelbſt eine Werkſtatt eröfnen ſollte; ich folgte ihr und fuhr fort für dieſe treffliche Frau zu arbeiten, und vielleicht iſt ſie die Urſache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.

Ich gewann die Freundſchaft des Herrn Gabriel Ceſarini, der Gonfalonier von Rom war, für dieſen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen. Darauf war Leda mit dem Schwane zu ſehen. Sehr zufrieden mit meiner

Arbeit, wollte er ſie ſchäzen laſſen, um mich nach Verdienſt zu bezahlen. Sie war mit gröſter Sorgfalt gemacht, und die Meiſter ſchäzten ſie viel höher als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand, und zauderte mich zu bezahlen. Faſt wäre mirs damit, wie mit dem Gefäß von Salamanka gegangen.

Da ich mein Leben beſchreiben will, ſo muß ich andere Dinge, die ſich zwar nicht auf meine Profeſſion beziehen, doch im Vorbeygehen bemerken. Am Feſte unſers Patrons St. Johann, aßen viele Florentiner zuſammen, von verſchiedenen Profeſſionen, Mahler, Bildhauer und Goldſchmiede, unter andern angeſehenen Leuten war Roſſo, der Mahler und Penni, Raphaels Schüler dabey. Ich hatte ſie eigentlich zuſammen gebracht. Sie lachten und ſcherzten, wie es geſchieht, wenn viele Männer beyſammen ſind, die ſich eines gemeinſamen Feſtes erfreuen. Zufällig ging ein tollköpfiger junger Menſch vorbey, der Travaccio hieß, und Soldat unter Rienzo da Ceri war. Da er uns ſo luſtig hörte, ſpottete er auf eine unanſtändige Weiſe über die florentiniſche Nation. Ich hielt mich für den Anführer ſo vieler geſchickten und braven Leute, und konnte das nicht hingehen laſſen; ſtill, und ohne daß es jemand bemerkte, erreichte ich ihn noch, er ging mit ſeiner Liebſten und um ſie zum Lachen zu bringen, ſezte er ſein albernes Geſchwäze fort. Ich ſtellte ihn zur Rede und fragte ihn, ob er der Freche ſey, der ſchlecht von der florentiniſchen Nation ſpreche? Er antwortete ſchnell: ich bins! Drauf ſchlug ich ihn ins Geſicht und

ſagte: das bin ich! und ſogleich waren unſere Degen gezogen. Aber kaum war der Handel begonnen, als ſich viele dazwiſchen legten, und, da ſie die Sache vernahmen, mir recht gaben.

Den andern Tag wurde mir eine Ausforderung von ihm zugeſtellt, ich nahm ſie freudig an und ſagte: damit wollte ich wohl eher als mit einem Werke meiner andern Kunſt fertig werden. Sogleich ging ich zu einem Alten der Bevilaqua hieß, er hatte den Ruf der erſte Degen von Italien geweſen zu ſeyn, denn er hatte ſich wohl zwanzigmal geſchlagen, und war immer mit Ehren aus der Sache geſchieden. Dieſer brave Mann hatte viel Freundſchaft für mich, er kannte mich und mein Talent in der Kunſt und hatte auch mir bey fürchterlichen Händeln beygeſtanden. Er pflegte zu ſagen: Mein Benvenuto! wenn du mit dem Kriegsgott zu thun hätteſt, ſo bin ich gewiß, du würdeſt mit Ehren beſtehen, denn ſo viel Jahre ich dich kenne, habe ich dich noch keinen ungerechten Handel anfangen ſehen. So nahm er Theil an meinem Unternehmen und führte uns auf den Platz, wo wir, doch ohne Blutvergießen, mit Ehren den Streit endigten. Ich übergehe viele ſchöne Geſchichten dieſer Art um von meiner Kunſt zu reden, um derentwillen ich eigentlich ſchreibe, und ich werde darin nur zu viel zu ſagen haben.

Man weiß wie ich aus einem löblichen Wetteifer mich nicht allein auf die Art zu arbeiten des Lucagnolo legte, und dabey die Kunſt des Juweliers nicht verſäumte; eben ſo ſuchte ich auch die Geſchicklichkeiten anderer,

Künſtler nachzuahmen. Es war zur ſelbigen Zeit in Rom ein treflicher Peruginer, mit Nahmen Lautitio, der nur eine Profeſſion trieb, in dieſer aber auch einzig war. Es iſt gewöhnlich daß in Rom jeder Kardinal ſein Wappen im Siegel führt. Dieſe Siegel ſind groß, wie die ganze Hand eines zehnjährigen Knaben, und da in dem Wappen viele Figuren vorkommen, ſo bezahlt man für ein ſolches hundert und mehr Scudi. Auch dieſem braven Manne wünſchte ich nachzueifern, obgleich dieſe Kunſt ſehr von denen entfernt war, die ein Goldſchmied nöthig hat, auch verſtand Lautitio nichts als nur das Siegelgraben, und ſo legte ich mich auch unvermuthet auf dieſe Kunſt, ſo ſchwer ich ſie auch fand. Dann war in Rom ein anderer trefflicher Künſtler, er arbeitete bloß getriebene Medaillen von Metallblech und andere Dinge dieſer Art, er machte einige Friedensbilder in halb erhobener Arbeit, auch Cruzifixe einen Palm groß, von dem zarteſten Goldblech, auf das vortrefflichſte gearbeitet, und ich wünſchte ihm mehr als jemand nachzueifern. Ueberdieß fanden ſich andere Meiſter, welche Stahlſtempel, durch welche man die ſchönen Münzen hervorbringt, verfertigten. Alle dieſe verſchiedenen Arbeiten unternahm ich, und ſuchte ſie unermüdet zur Vollkommenheit zu bringen. Auch die ſchöne Kunſt des Emaillirens ließ ich mir angelegen ſeyn, und nahm mir darin einen unſerer Florentiner der Amerigo hieß, den ich niemals perſönlich gekannt hatte, zum Vorbild. Niemand hat ihn, daß ich wüßte, erreicht. Auch dieſe ſchwere Bemühungen übernahm ich, wo man

ſeine ganze Arbeit und die Frucht ſeines Fleißes, zuletzt dem Feuer überlaſſen muß das alles wieder verderben kann; aber die Freude die ich daran hatte, machte daß ich die großen Schwierigkeiten für ein Ausruhen anſahe. Denn Gott und die Natur haben mir die glücklichſte Gabe, eine ſo gute und wohl proportionirte Komplexion gegeben, daß ich damit frey, alles was mir in den Sinn kam ausrichten konnte. Was ich in dieſen ſo ganz verſchiedenen Profeſſionen geleiſtet habe, werde ich an ſeinem Orte anzeigen.

Zu dieſer Zeit, ich war ohngefähr drey und zwanzig Jahr alt, wüthete in Rom eine peſtilenzialiſche Krankheit, viele Tauſende ſtarben jeden Tag, und dadurch geſchreckt, begab ich mich in eine gewiſſe Lebensart, die ich gemüthlich fand, und zwar durch folgenden Anlaß. An Feſttagen ging ich gewöhnlich nach Alterthümern aus, und ſtudirte nach ihnen, entweder in Wachs oder mit Zeichnen. Weil ſich nun viele ſchöne Sachen in den Ruinen finden, und dabey viele Tauben niſten, fand ich Vergnügen meine Büchſe gegen ſie zu gebrauchen. Nun gab ich öfters, aus Furcht vor der Peſt, und um allen menſchlichen Umgang zu fliehn, meinem Paulin das Gewehr auf die Schulter und wir gingen allein nach jenen Alterthümern aus, und wir kamen gewöhnlich mit einer großen Beute nach Hauſe. Ich lud immer nur eine Kugel in das Gewehr, und es vergnügte mich durch Kunſt und Geſchicklichkeit ſo große Jagd zu machen. Ich hatte mir ſelbſt meine Büchſe eingerichtet, ſie war von außen und

innen ſpiegelglat, dazu machte ich mir ſelbſt das feinſte Schießpulver, wobey ich Geheimniſſe fand, die noch niemand entdeckt hatte; ich will nur dieſen Wink geben, daß ich mit dem fünften Theil des Gewichts der Kugel, mit meinem Pulver auf zweihundert Schritte einen weiſſen Punct traf, worüber ſich die, welche das Handwerk verſtehen, gewiß verwundern werden.

So ein großes Vergnügen fand ich an dieſer Uebung, daß ſie mich manchmal von meiner Kunſt und von meinen Studien zu entfernen ſchien, allein ich zog von der andern Seite daraus wieder großen Vortheil, denn ich verbeſſerte dadurch meine Lebenskräfte und die Luft war mir ſehr heilſam, da ich von Natur zur Melancholie geneigt bin. Dieſes Vergnügen erfreute mir gleich das Herz, ich ward geſchickter zur Arbeit, und mein Talent zeigte ſich mehr als wenn ich immer bey meinen Studien und Uebungen blieb, ſo daß mir am Ende meine Büchſe mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichte.

Bey dieſer Gelegenheit hatte ich auch die Bekanntſchaft mit Antiquitätenſuchern gemacht, die den lombardiſchen Bauern aufpaßten, welche zu beſtimmten Zeiten nach Rom kamen, um die Weinberge zu bearbeiten, und im Umwenden des Erdreichs immer alte Medaillen, Achate, Braſem, Carniole und Cameen fanden, manchmal hatten ſie ſogar das Glück, Edelſteine, zum Beyſpiel Smaragde, Sapphire, Diamanten und Rubinen auszugraben. Jene Aufſucher kauften gewöhnlich ſolche Dinge von den Bauern für geringes Geld, und indem ich

ſie öfters auf der Stelle antraf, zahlte ich ihnen oft ſo viele Goldgulden als ſie Julier dafür gegeben hatten. Ich verhandelte dieſe Dinge wieder, und, ob ich dabey gleich wieder Zehen gegen Eins gewann, machte ich mir dadurch faſt alle Kardinäle zu Freunden. Um nur von den ſeltenſten Stücken zu reden, die mir in die Hand fielen, nenne ich den Kopf eines Delphins, groß, wie eine mäßige Bohne, in dem ſchöngefärbteſten Smaragd, einen Minervenkopf in Topas, einer ſtarken Nuß groß, einen Camee mit Herkules und Cerberus, ein Werk das unſer großer Michelagnolo höchlich bewunderte. Unter vielen Münzen erhielt ich einen Jupiterskopf von der größten Schönheit und auf der andern Seite waren einige gleich treffliche Figuren gebildet.

Daß ich hier noch eine Geſchichte erzähle, die früher vorfiel! Es kam ein großer Chirurgus nach Rom, der Meiſter Jacob da Carpi hieß, dieſer treffliche Mann curirte unter andern, beſonders deſperate franzöſiſche Uebel; er verſtand ſich ſehr auf Zeichnung, und da er eines Tages vor meiner Werkſtatt vorbey ging, ſahe er zufälliger Weiſe einige Zeichnungen, worunter ſich wunderliche Vaſen befanden, die ich zu meinem Vergnügen erfunden hatte, ſie waren ganz verſchieden von allem was man bis dahin geſehen hatte. Meiſter Jacob verlangte, ich ſollte ſie ihm von Silber machen, welches ich äußerſt gern that, weil ich dabey meinen Grillen folgen konnte, er bezahlte mir ſie gut; aber hundertfach war die Ehre, die ſie mir verſchafften. Denn die Goldſchmiede lobten die

Arbeit über die Maaſen, und ich hatte ſie nicht ſobald ihrem Herrn übergeben, als er ſie dem Pabſt zeigte und den andern Tag verreiste. Er war ſehr gelehrt und ſprach zum Erſtaunen über die Medicin. Der Pabſt verlangte, er ſollte in ſeinen Dienſten bleiben, aber er ſagte: er wolle in keines Menſchen Dienſte treten, und wer ihn nöthig hätte ſollte ihn aufſuchen. Es war ein verſchlagener Mann und er that wohl von Rom wegzugehen, denn wenige Monate darauf befanden ſich alle, die er curirt hatte, viel ſchlimmer als vorher, ſie hätten ihn umgebracht, wenn er geblieben wäre.

Er zeigte meine Gefäſſe dem Herzog von Ferrara und vielen andern Herrn, auch unſerm durchlauchtigſten Herzog und ſagte: er habe ſie von einem groſſen Herrn in Rom erhalten, den er nur unter der Bedingung, daß er ihm dieſe Gefäſſe abträte, habe curiren wollen, der Herr habe ſich ſehr geweigert, ihm verſichert, daß ſie antik ſeyen, und ihn gebeten, er möchte lieber alles andere verlangen. Er aber ſey darauf beſtanden und habe ihn nicht eher in die Cur genommen, als bis er die Gefäſſe herausgegeben.

Dieſes erzählte mir Alberto Bendidio, der mir mit großen Umſtänden einige Copien wieß, die in Ferrara in Thon gemacht worden waren. Ich lachte und ſagte nichts weiter. Der ſtolze Mann erzürnte ſich und rief: du lachſt und ich ſage dir, ſeit tauſend Jahren iſt keiner gebohren, der ſie nur zeichnen könnte. Ich war ſtill, um ihnen den großen Ruf nicht zu rauben, und ſchien ſie ſelbſt zu bewundern.

Viele Herrn in Rom, und darunter auch einige meiner Freunde, ſprachen mit Verwunderung von dieſen Arbeiten, die ſie ſelbſt für alt hielten, ich konnte meinen Stolz nicht verbergen und behauptete, daß ich ſie gemacht habe, man wollte es nicht glauben, und zum Beweiß machte ich neue Zeichnungen, denn die alten hatte Meiſter Jacob klüglich mitgenommen.

Die Peſt war vorüber und ich hatte mich glücklich durchgebracht, aber viele meiner Geſellen waren geſtorben. Man ſuchte ſich wieder auf und umarmte freudig und getröſtet diejenigen, die man lebend antraf. Daraus entſtand in Rom eine Geſellſchaft der beſten Mahler, Bildhauer und Goldſchmiede, die ein Bildhauer von Siena Nahmens Michelagnolo ſtiftete; er konnte in ſeiner Kunſt ſich neben jedem andern zeigen und man konnte dabey keinen gefälligern und luſtigern Mann finden. Er war der älteſte in der Geſellſchaft, aber der jüngſte nach der Geſundheit ſeines Körpers; wir kamen wöchentlich wenigſtens zweymal zuſammen, Julius Roman und Franziscus Penni waren von den unſern.

Wir hatten uns öfters zuſammen gefunden, als es unſerm guten Anführer beliebte, uns auf den nächſten Sonntag bey ſich zu Tiſche zu laden, jeder ſollte ſeine Elſter mitbringen, das war der Nahme, den er unſern Mädchen gegeben hatte, und wer ſie nicht mitbrächte, ſollte zur Strafe die ganze Geſellſchaft zunächſt zu Tiſche laden. Wer nun von uns mit ſolchen Mädchen keinen Umgang hatte, mußte mit großen Koſten und Anſtalten

eine für den Tag ſich aufſuchen, um nicht beſchämt bey dem herrlichen Gaſtmahl zu erſcheinen. Ich dachte wunder, wie gut verſehen ich wäre, denn ein ſehr ſchönes Mädchen, Pantaſilea mit Nahmen, war ſterblich in mich verliebt; ich fand mich aber genöthigt, ſie meinem beſten Freunde Bachiacca zu überlaſſen, der gleichfalls heftig in ſie verliebt war; darüber gab es einigen Verdruß, denn das Mädchen, als ſie ſah, daß ich ſie ſo leicht abtrat, glaubte, daß ich ihre große Liebe ſchlecht zu ſchätzen wiſſe; darüber entſtand mir ein böſer Handel in der Folge, deſſen ich an ſeinem Ort gedenken will.

Schon nahte ſich die Stunde, da jeder mit ſeiner Elſter in die treffliche Geſellſchaft kommen ſollte, bey einem ſolchen Spaſſe mich auszuſchlieſſen hielt ich für unſchicklich, und dann hatte ich wieder Bedenken, unter meinem Schutz und Anſehen, irgend einen ſchlechten gerupften Vogel einzuführen. Alsbald fiel mir ein Scherz ein, durch den ich die Freude zu vermehren gedachte. So entſchloſſen rief ich einen Knaben von ſechszehn Jahren, der neben mir wohnte, den Sohn eines ſpaniſchen Meſſingarbeiters, der hieß Diego, ſtudirte fleiſſig latein, war ſchön von Figur und hatte die beſte Geſichtsfarbe, der Schnitt ſeines Geſichtes war viel ſchöner als des alten Antinous, ich hatte ihn oft gezeichnet und hatte in meinen Werken große Ehre dadurch eingelegt; er ging mit niemand um, ſo, daß man ihn nicht kannte, er war gewöhnlich ſehr ſchlecht gekleidet und nur in ſeine Studien verliebt; ich rief ihn in meine Wohnung und bat ihn,

daß er die Frauenkleider anlegen möchte, die er daſelbſt vorfand. Er war willig und zog ſich ſchnell an und ich ſuchte mit allerley Schmuck ſein reizendes Geſicht zu verſchönern, ich legte ihm zwey Ringe mit großen ſchönen Perlen an die Ohren, die Ringe waren offen und klemmten das Läppchen, ſo als wenn es durchſtochen wäre, dann ſchmückte ich ſeinen Hals mit goldnen Ketten und andern Edelſteinen, auch ſeine Finger ſteckte ich voll Ringe, nahm ihn dann freundlich beym Ohr und zog ihn vor meinen großen Spiegel, er erſtaunte über ſich ſelbſt und ſagte mit Zufriedenheit: iſts möglich, das wäre Diego?

Ja! verſetzte ich, das iſt Diego, von dem ich niemals eine Gefälligkeit verlangt habe, nur gegenwärtig bitt ich ihn, daß er mir den Gefallen thue, mit dieſen Kleidern zu jener vortrefflichen Geſellſchaft zu Tiſche zu kommen, von der ich ihm ſo oft erzählt habe. Der ehrbare, tugendſame und kluge Knabe ſchlug die Augen nieder und blieb eine Weile ſtille, dann hob er auf einmal ſein himmliſches Geſicht auf und ſagte: Mit Benvenuto komme ich, laß uns gehen. Darauf ſchlug ich ihm ein großes ſeidnes Tuch über den Kopf, wie die Römerinnen im Sommer tragen. Als wir an dem Platz ankamen, waren ſchon alle beyſammen und kamen mir ſämmtlich entgegen; Michelagnolo, der Sanneſer, zwiſchen Julius Roman und Penni nahm den Schleyer meiner ſchönen Figur ab, und wie er der allerluſtigſte und launigſte Mann von der Welt war, faßte er ſeine Freunde zu beyden Sei-

ten an und nöthigte ſie, ſich ſo tief als möglich zur Erde zu bücken. Er ſelbſt fiel auf die Knie, flehte um Barmherzigkeit, rief alle zuſammen und ſagte: ſehet nur, ſo ſehen die Engel im Paradieſe aus! Man ſagt immer nur Engel, aber da ſeht ihr, daß es auch Engelinnen giebt. Dann mit erhobener Stimme ſprach er, o ſchöner Engel, o würdiger Engel, beglücke mich, ſegne mich! Darauf erhob die angenehme Creatur lächelnd ihre Hand und gab ihm den Päbſtlichen Segen, darauf erhub ſich Michelagnolo und ſagte: dem Pabſt küſſe man die Füſſe, den Engeln die Wangen, ſo that er auch, der Knabe ward über und über roth und ſeine Schönheit erhöhte ſich über die Maſſen. Wir ſahen uns weiter um, und in dem Zimmer waren viele Sonnette angeſchlagen, die jeder gemacht und dem Michelagnolo zugeſchickt hatte. Das ſchöne Kind fing an ſie zu leſen und las ſie alle, mit ſo viel Ausdruck, daß jedermann erſtaunen mußte. Auf dieſe Weiſe ward ſo viel geſprochen und jeder bewieß ſeine Verwunderung, davon ich nur die Worte des berühmten Julius erwähnen will. Nachdem er alle die Anweſenden und beſonders die Frauen angeſehen hatte, ſagte er: lieber Michelagnolo! wenn ihr die Mädchen Elſtern benennt, ſo habt ihr dießmal doppelt recht, denn ſie nehmen ſich noch ſchlimmer aus als Elſtern neben dem ſchönſten Pfau.

Die Speiſen waren aufgetragen und Julius erbat ſich die Erlaubniß, uns die Plätze anzuweiſen; als es ihm geſtattet war, nahm er die Mädchen bey der Hand

und ließ ſie alle an der einen Seite und die meine in der Mitte niederſetzen, alsdann die Männer an der andern Seite und mich in der Mitte, mit dem Ausdruck, daß ich dieſe Ehre wohl verdiente. Im Rücken unſerer Frauenzimmer war eine Wand von natürlichen Jesminen, worauf ſich die Geſtalten und beſonders meiner Schönen über alle Begriffe herrlich ausnahmen, und ſo genoſſen wir eines Gaſtmahls, das mit Ueberfluß und Zierlichkeit bereitet war. Gegen Ende des Tiſches kamen einige Singſtimmen, zugleich mit einigen Inſtrumenten, und da ſie ihre Notenbücher bey ſich hatten, verlangte meine ſchöne Figur gleichfalls mitzuſingen. Sie leiſtete ſo viel mehr als die andern, daß Julius und Michelagnolo nicht mehr, wie vorher, munter und angenehm ſcherzten, ſondern ernſthaft, wichtige und tiefſinnige Betrachtungen anſtellten.

Darauf fing ein gewiſſer Aurelius von Aſcoli, der ſehr glücklich aus dem Stegreif ſang, mit göttlichen und herrlichen Worten, an die Frauenzimmer zu loben. Indeſſen hatten die beyden Frauen, die meine Figur in der Mitte hatten, nicht aufgehört zu ſchwätzen. Die eine erzählte, wie es ihr übel ergangen und die andere fragte mein Geſchöpfchen, wie ſie ſich geholfen hätte? wer ihre Freunde wären? und wie lange ſie ſich in Rom befände und andere Dinge der Art. Indeſſen hatte Pantaſilea, meine Liebſte, aus Neid und Verdruß, auch allerley Händel erregt, die ich der Kürze willen übergehe. Endlich wurden meiner ſchönen Figur, welche den Nahmen Po-

mona führte die abgeſchmackten Zudringlichkeiten zur Laſt und ſie drehte ſich, verlegen, bald auf die eine bald auf die andere Seite, da fragte das Mädchen, das Julius mitgebracht hatte, ob ſie ſich übel befinde? Mit einigem Mißbehagen ſagte meine Schönheit ja! und ſetzte hinzu, ſie glaube ſeit einigen Monaten guter Hoffnung zu ſeyn, und ſie fürchte ohnmächtig zu werden. Sogleich hatten ihre beyden Nachbarinnen Mitleid mit ihr, und wollten ihr Luft machen; da ergab ſichs, daß es ein Knabe war, ſie ſchrien, ſchalten und ſtanden vom Tiſche auf. Da erhub ſich ein lauter Lärm und ein unbändiges Gelächter. Michelagnolo verlangte die Erlaubniß mich beſtrafen zu dürfen und erhielt ſie unter großem Geſchrey. Er ſoll leben! rief der Alte aus, wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er durch dieſen Scherz unſer Feſt vollkommen gemacht hat; ſo endigte ſich dieſer Tag, von dem wir jeder vergnügt nach Hauſe kehrten.

Die Fortſezung folgt.

II.

Etwas über
William Shakeſpeare
bey Gelegenheit Wilhelm Meiſters.

Unter tauſend verſtrickenden Anlockungen für den Geiſt, das Herz und die Neugierde, unter manchem hingeworfnen Räthſel, und mancher mit ſchalkhaftem Ernſt vorgetragnen Sittenlehre, bieten Wilhelm Meiſters Lehrjahre jedem Freunde des Theaters, der dramatiſchen Dichtkunſt und des Schönen überhaupt, eine in ihrer Art einzige Gabe dar. Die Einführung Shakeſpeare's, die Prüfung und Vorſtellung ſeines Hamlet iſt ein eben ſo lebendiges Gemählde für die Phantaſie, als ſie den Verſtand lehrreich beſchäftigt, und ihm Gegenſtände des tiefen Nachdenkens mit den flüchtigſten Wendungen zuſpielt. Sie kann keinesweges als Epiſode in dieſem Roman angeſehen werden. Nichts wird von dem Erzähler in ſeinem eignen Nahmen abgehandelt: die Geſpräche, die er ſeine Perſonen darüber halten läßt, werden auf das natürlichſte durch ihre Lagen und Character herbeygeführt; alles greift in die Handlung ein, und endlich wird

durch die geheimnißvolle Erſcheinung eines bekannten Unbekannten, eines, wie man denken ſollte, nichts weniger als entkörperten Geiſtes in eben der Rolle, welche der wackre Meiſter William Shakeſpeare ſelbſt zu ſpielen pflegte, ein neuer Knote geſchürzt. Mit Einem Wort, das Lob und die Auslegung des größten dramatiſchen Dichters iſt auf die gefälligſte Weiſe dramatiſirt. Es wird keine Standrede an ſeinem Grabe gehalten, noch weniger ergeht ein ägyptiſches Todtengericht über ihn. Er iſt auferſtanden und wandelt unter den Lebenden, nicht durch irgend eine peinliche Beſchwörung gezwungen, ſondern willig und froh ſtellt er ſich auf das Wort eines Freundes und Vertrauten in verjüngter Kraft und Schönheit dar.

Armer Shakeſpeare! durch welches Fegefeuer kunſtrichterlicher Beurtheilungen haſt du gehen müſſen!

I could a tale unfold, whose lightest word —

Nie wurde ein Sterblicher mehr vergöttert als du, aber auch nie einer alberner bewundert und läſterlicher geſchmäht. Dieß mag nun vielleicht daher kommen, weil du, wie der ſinnreiche Pope zierlich bemerkt, wie beſſer, ſo auch ſchlechter als jeder andre Dichter geſchrieben. Allein durch welche Verſündigungen an der Natur hatteſt du Warburtons Erläuterungen und Voltairens Nachahmungen verdient? Von dem Briefe des letzten an die Franzöſiſche Akademie ſchweige ich: er hätte dir vielleicht keinen zu verwerfenden Dienſt geleiſtet, wenn er die Ueberſetzung ins Franzöſiſche dadurch hätte hintertreiben

können. Noch viel mehr zweifle ich, du werdeſt es ſelbſt übel empfunden haben, daß gewiſſe deutſche Rezenſenten in gewiſſen ſchönen Bibliotheken ſo eifrig gegen die Ueberſetzung deiner Werke in unſre Sprache proteſtirten, * als der ſelige Gottſched aus billiger Beſorgniß für ſeine tragiſchen Reimereyen nur immer hätte thun können, wenn er dieß Herzeleid noch erlebt hätte. Hätteſt du aber gewiſſe Kommentatoren, Nachahmer und Rezenſenten erlebt, welch einen Stoff zu luſtigen Szenen würden ſie dir geliefert haben!

Man muß geſtehen, auch die ächtere Kritik, wie nützlich und nothwendig ſie ſeyn möge, gehört, für ſich betrachtet, keinesweges unter die ergötzlichſten Dinge auf dieſer Erde, wenn ſie ſchon nicht immer ein ſo fürchterliches Antlitz hat, wie Doktor Samuel Johnſon, der alle Welt richtete. Der Genuß edler Geiſteswerke iſt unab-

* Dieß iſt etwa vor dreyßig Jahren bey Gelegenheit der Wielandiſchen, und wiederum vor ungefähr zwanzig Jahren bey Gelegenheit der Eſchenburgiſchen Ueberſetzung geſchehen. Aber der Ton und Geiſt (man verzeihe den unſchicklichen Gebrauch dieſes Wortes) einiger Zeitſchriften bleibt ſich in einem langen Zeitraume bey veränderten Verfaſſern ſo ähnlich, daß man nicht umhin kann, eine Art von Seelenwanderung dabey anzunehmen, und zu glauben, daß dieſe Kritiker beym Abſterben einander ihren Geſchmack vermachen. Sie meynen es unſtreitig gut mit ihren Nachfolgern, und doch möchte es ſchwer halten, unter ihren Habſeligkeiten ein Erbſtück von geringerem Werthe auszufinden.

hängig von ihr, denn er muß ihr vorangehn; ſie kann ihn eigentlich nicht erhöhen, wohl aber ihm vieles abziehen, aufs höchſte ihn zergliedern und erklären. Ihr rühmlichſtes Geſchäft iſt es, den großen Sinn, den ein ſchöpferiſcher Genius in ſeine Werke legt, den er oft im Innerſten ihrer Zuſammenſetzung aufbewahrt, rein, vollſtändig, mit ſcharfer Beſtimmtheit zu faſſen und zu deuten, und dadurch weniger ſelbſtſtändige, aber empfängliche Betrachter auf die Höhe des richtigen Standpunktes zu heben. Dieß hat ſie jedoch nur ſelten geleiſtet. Warum? Weil jenes nahe und unmittelbare Anſchauen fremder Eigenthümlichkeit, als wäre ſie mit im eignen Bewußtſeyn begriffen, mit dem göttlichen Vermögen, ſelbſt zu ſchaffen, innig verwandt iſt, und weil dieſes ſich immer lieber mit den Gegenſtänden zunächſt zu thun macht, als mit den Begriffen davon, den Hülfsmitteln einer unvollkommenen Erkenntniß, wodurch die Klarheit der ſeinigen nichts gewinnen kann. Nur das, was man ſelbſt auf dem Umwege des Nachdenkens gefunden, was man gelernt hat, kann man Andern durch eben dieſes Mittel lehren, und ſie durch Beweiſe davon überzeugen. Was uns hingegen ſchon vermöge unſrer Anlagen ſo gegeben iſt, daß es nur einer äuſſern Berührung bedarf, um es ohne unſer weiteres Zuthun auf einmahl in uns zur Wirklichkeit zu bringen, das offenbaren wir eigentlich nur; wir ſagen: ſo iſt es; und fodern von andern Weſen, bey welchen wir ähnliche Anlagen vorausſetzen, Glauben für unſre Ausſage. So verhält es ſich mit der anſchaulichen Er-

kenntniß vom Daſeyn und der Beſchaffenheit ſinnlicher Gegenſtände. Wie ſehr auch darin die Menſchen wegen der Verſchiedenheit ihrer Organe von einander abweichen, ſo lange ſie die Richtigkeit ihrer Empfindungen nicht zu einer Angelegenheit des Verſtandes machen, werden ſie niemahls mit Gründen darüber ſtreiten, ſondern ſich durchaus nur auf die Wirklichkeit berufen. Von der weſentlichen Beſchaffenheit menſchlicher Gemüther, ihrer unſichtbaren Geſtalt, wenn ich ſo ſagen darf, fallen nur die äußerlichen Wirkungen, kund gegebne Geſinnungen und Handlungen, in die Sinne. Die Fertigkeit auch die feineren unwillkührlichen Aeußerungen des innern Menſchen zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieſer Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menſchenbeobachter; der Scharfſinn, hieraus noch weiter zu ſchließen und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit zu einem bündigen Zuſammenhange zu ordnen, den Menſchenkenner. Die auszeichnende Eigenſchaft des großen dramatiſchen Dichters iſt etwas hievon noch ganz Verſchiednes; das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfſinn in ſich faßt, oder ihn (zwar nicht für das wirkliche Leben, aber für die Ausübung ſeiner Kunſt) beyder überhebt. Es iſt ein Blick, ein wunderbarer Blick in die Seelen, vor dem ſich das Unſichtbare ſichtbar enthüllt, verbunden mit der Gabe, die vermöge einer ſo außerordentlichen Sehkraft geſammelten Bilder wiederum auf die Oberfläche des geiſtigen Auges zurück-

ſenden, und ſie Andern darin wie in einem klaren Spiegel erſcheinen laſſen zu können. Wenn alſo ein großer dramatiſcher Dichter Werke eines ihm verbrüderten Geiſtes nach ihrem Gehalt und Weſen prüft, ſo wird er auch hier ſeine Art nicht verläugnen, und nicht ſo wohl beweiſen, was er denkt, als darſtellen, was er ſieht. Sehr unſinnlichen Begriffen wird er das Einleuchtende ſinnlicher Wahrheit und Gegenwart zu geben wiſſen, und was er ſagt, wird vielmehr der Kunſt ſelbſt, als ihrer Theorie anzugehören ſcheinen.

Die Gedanken, welche Wilhelm Meiſter über Shakeſpeare's Hamlet vorträgt, ſind ſo einzig treffend, ſie umfaſſen das Ganze mit einem ſolchen Seherauge, daß man vielleicht den Einwurf machen könnte, er gehe dabey zu weit über ſeinen bisherigen Kreis hinaus, wie vieles auch ſchon von ſeinen Talenten vorgekommen ſeyn mag; und ſein Geſchichtſchreiber habe ihm zu reichlich aus eigner Fülle geliehen, was er nicht wieder im Handel und Wandel anbringen könne, ohne durch Bild und Ueberſchrift der Münze den wahren Eigenthümer zu verrathen. Aber der Held des Romans iſt grade in den Jahren der entſcheidendſten Entwickelung; dieſe geht nicht immer gleichförmig vor ſich: wie ſie zuweilen ſtillſteht, ſo thut ſie auch wohl plötzlich einen Rieſenſchritt, wenn ein ungewöhnlicher Anlaß ſchlummernde Kräfte weckt, und ein ſolcher Anlaß iſt eben für Wilhelmen die mit dem großen Dichter geſtiftete Bekanntſchaft. Auch iſt durch einige

Bemerkungen Aureliens über ihren Freund jener Einwendung ſchon hinlänglich vorgebeugt. *

Hamlet iſt von jeher vielleicht das bewundertſte und gewiß das mißverſtandenſte unter allen Stücken Shakeſpeare's geweſen. Wie verträgt ſich dieß beides miteinander? Woher die große Popularität eines Schauſpiels, das den Denker in troſtloſe Labyrinthe der Betrachtung verſtrickt, und in deſſen Gange die Armuth an Handlung auch einem gemeinen Blick ſchwerlich entgehen kann. Wenigſtens bleibt der Held, für den man ſich ſo ſehr intereſſirt, unter allen auf ihn losdringenden Vorfällen größtentheils leidend. Thaten werden von ihm gefodert, und er giebt nur Gefühle und Gedanken. Allein wenn gleich wenig gethan wird, ſo geſchieht doch viel, und viel wird zu denken aufgegeben. Grauſen, Erſtaunen und Mitleid ketten den großen Haufen an die Bühne, die von den wundervollen und furchtbaren Schlägen des Schickſals gleichſam in ihren Grundfeſten wankt, während den weiſeren Hörer die unaufgelößten Räthſel ſeines Daſeyns, welche er in Hamlets Seele ließ, in ſein eignes Innre verſenken.

Es könnte befremden, daß es möglich war, über Hamlets Charakter, nachdem er ſich ſo unzählig vielen Leſern und Zuſchauern dargeſtellt, und ſo viele gute Köpfe beſchäftigt, nachdem ihn ſchätzbare Philoſophen zergliedert, und die größten Schauſpieler, die es in neuern Zeiten, die es vielleicht jemals gab, mit dem höchſten Aufwande

* Wilh. Meiſters Lehrj. 2ter Band. S. 310—313.

ihrer Kunſt vollendet und ausgemahlt, noch etwas Neues und Wahreres wie bisher zu ſagen. Freylich ſollte der Sittenlehrer den Menſchen kennen; der große Schauſpieler weiß ihn zuverläßig auf das feinſte zu beobachten: aber es iſt nicht nöthig, daß beyden auch nur ein Funke von dramatiſchem Genius, vielleicht dem ſeltenſten aller Vorzüge des menſchlichen Geiſtes, inwohne. Je mehr der Philoſoph ſich gewöhnt hat, vorſichtig zu ſchließen, deſto weniger iſt es ſeine Sache, glücklich kühn zu errathen, und Verhältniſſe, die ſich vielfach durchkreuzen und unüberſehlich auseinander laufen, durch einen raſchen Griff bey dem einzigen gemeinſchaftlichen Berührungspunkte aller zu faſſen. Die Beſtrebungen des Schauſpielers ſind immer am meiſten auf die Außenſeite des Menſchen gerichtet. Er kann daher ſehr gut im Stande ſeyn, ſich treu in die vorgezeichneten Umriſſe zu fügen, und ſie durch das kräftigſte und ſchönſte Kolorit ſeiner Perſon, ſeiner Stimme, ſeiner Gebährden zu beleben, ja er kann eine vollkommene Harmonie in die Aeußerungen eines Charakters bringen, ohne doch die geheimſten und erſten Gründe, warum jedes ſo oder ſo iſt, zu durchſchauen. *

* Man hat öfter den Fall gehabt, daß vortreffliche Schauſpieler nur untergeordnete Schauſpieldichter waren. Da ihre Einbildungskraft ſich unaufhörlich anſtrengen muß, den theatraliſchen Vortrag zu erfinden, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn bey eignen Werken ihre Erfindung in allem Uebrigen, beſonders in den Reden, die ſie ſonſt immer bloß auswendig lernen müſſen, dürftig ausfällt. Wenn man aber ihre Stücke,

Alſo könnte wohl gar ein Schauſpieler den Hamlet übereinſtimmend mit Wilhelm Meiſters Erklärung vorſtellen, ohne von dieſer zu wiſſen, und ohne im Stande zu ſeyn, ſie ſelbſt zu geben? Nicht anders. Genug, wenn es ihm nur gelungen iſt, alles Einzelne (nicht die einzelnen Stellen, denn das reicht nicht hin, wie Wilhelm ſehr richtig bemerkt; ſondern die verſchiedenen Seiten des Charakters) vollkommen zu faſſen und auszudrücken. Der Dichter überhebt ihn der Sorge für einen großen, innigen Zuſammenhang in allem dieſem. Wenn er denſelben nur nicht zerſtört, ſo werden ihn die Zuſchauer nach Maaßgabe ihrer Fähigkeiten mehr oder weniger dunkel fühlen, bis ihnen einmahl ein überlegener Geiſt hilft, die Ahnung bis zur Erkenntniß aufzuhellen. Unternehmen ſie ohne das, ihn nach Begriffen zu erklären, ſo können ſie ſich freylich leicht verirren.

Doch wie? möchte man fragen: iſt es nicht ein weſentlicher Fehler an einer Dichtung, die ja nicht bloß für wenige Menſchen von ausgezeichneten Fähigkeiten, ſondern für Menſchen überhaupt beſtimmt iſt, wenn ſie ſo ſehr Gefahr läuft, misverſtanden oder wenigſtens nicht vollſtändig begriffen zu werden? Die Antwort iſt nicht ſchwer. Es giebt Künſtler, die gute Gedanken haben, aber wegen einer gewiſſen Ohnmacht der Darſtellung nicht

worin die Verfaſſer eine Rolle ausdrücklich für ſich zu beſtimmen pflegen, von ihnen ſelbſt aufführen ſieht, ſo wird man getäuſcht, und geſteht ihnen ein viel höheres Verdienſt zu. Das Beſte daran iſt das, was ſich nicht aufſchreiben läßt.

umhin können, immer die beſte Hälfte davon zurückzubehalten*; fruchtbare Phantaſien giebt es, die dabey mit einer Art von Verworrenheit behaftet ſind, welche ſie hindert, ihre Geburten jemahls recht aufs reine zu bringen. Aus dieſen beyden Gebrechen entſtehen zwey Arten der Dunkelheit; beyde verwerflich und dem Vergnügen, das ein ſchönes Geiſteswerk gewähren ſoll, mehrentheils tödlich. Hingegen iſt Klarheit eben ſo ſehr wie Fülle und Kraft ein unterſcheidendes Merkmahl des Genius, und folglich kann in ſeinen Schöpfungen nicht wohl eine andre Art von Dunkelheit Statt finden, als die Unergründlichkeit der ſchaffenden Natur, deren Ebenbild er im Kleinen iſt. An den wirklichen Dingen, wie ſie aus der Hand der Natur hervorgehen, iſt das Gepräge einer höhern ſelbſtſtändigen Macht auch für das beſchränkteſte Erkenntnißvermögen im geringſten nicht zweydeutig oder unbeſtimmt; es fühlt ſehr wohl, ſo wenig es von ihrer Beſchaffenheit einſieht, daß ſie, unabhängig von ſeinen Vorſtellungen oder Irrthümern, ſind, was ſie ſind. Jeder mehr umfaſſende, auch der höchſte endliche Verſtand ſteht in demſelben Verhältniſſe zur Natur. Er treibe ſeine

* Ich weiß nicht, welchem franzöſiſchen Schriftſteller es begegnete, bey einem Gönner, dem er ſein Buch übergeben hatte, der es aber dunkel fand, und ſich daher über viele Stellen Erklärungen ausbat, häufig die Redensarten zu gebrauchen: hiemit habe ich folgendes gemeynt; hiemit habe ich ſagen wollen, u. ſ. w. Vous avez voulu dire de belles choses, erwiederte endlich der Gönner: Pourquoi ne les dites vous pas?

Forſchungen noch ſo weit, endlich wird er doch bey der Betrachtung der Weſen auf einen Punkt gelangen, wo er mit ſeinem Gefühle ſtillſtehen, und ſich unerkannten Geſetzen des Daſeyns gläubig unterwerfen muß. Ob ſich gleich die menſchliche Wiſſenſchaft nicht rühmen darf, das Weſen eines einzigen Atoms erſchöpft zu haben, ſo kann ſie doch die todten Erzeugniſſe der Körperwelt in ihre einfacheren Beſtandtheile zerlegen; ſie kann an organiſirten Geſchöpfen alle Werkzeuge des Lebens nach ihrem Bau und ihren Beſtandtheilen ſehr genau unterſuchen: allein hat ſie jemahls die lebendigen Kräfte ſelbſt erhaſcht, die wir überall um uns her wirkend ſehen, deren eine wir in uns fühlen? Leben iſt das große Geheimniß der Natur; es iſt der Nilſtrom, der Länder befruchtet und ſich mit vielen Armen in das Meer ſtürzt, aber deſſen Quelle kein Sterblicher erblickt hat. * Um nun die Anwendung zu machen und Großes mit Kleinem zu vergleichen: der dramatiſche Künſtler im höchſten Sinne des Wortes, ſey er Mahler oder Dichter, bildet Menſchen; er beſeelt ſie durch einen göttlichen Funken des Lebens, den er rauben muß, denn auf einem rechtmäßigen Wege iſt nicht daran zu kommen. Die andern Menſchen, welche die Natur ſelbſt erſchaffen hat, können ſich nicht erwehren, jene anziehenden Geſchöpfe für ihres Gleichen anzuerkennen, und ſich des Umgangs mit ihnen zu freuen, wenn ſchon in ihrer Art zu ſeyn und zu handeln manches ihnen nicht ganz verſtändlich iſt. Wiſſen wir doch von unſern vertrauteſten

* Ausgenommen James Bruce!

Bekannten, wenn ſie einige Tiefe und Umfang des Charakters haben, nicht immer mit deutlichen Gründen darzuthun, warum ſie ſich jedes Mahl unter beſondern Umſtänden ſo oder ſo benehmen, ohne daß wir darum an dem Beſtande ihrer Perſönlichkeit irre würden. Jene entweder in der Ausführung verfehlten, oder ſchon in der Anlage verworrenen Darſtellungen, wovon ich oben ſprach, könnte man mit trüben Strömen vergleichen, worin das ſchärfſte Geſicht ſo wenig etwas unterſcheiden kann, als das blödeſte; die Werke des ächten Genius hingegen mit einem reinen und ſtillen Waſſer von unermeßlicher Tiefe. Sollte auch kein Auge ganz bis auf den Boden dringen, ſo findet doch jedes für ſeine Sehkraft Befriedigung: denn ſo weit dieſe reicht, erblickt es die in dem flüſſigen Elemente enthaltnen Gegenſtände vollkommen deutlich und unentſtellt. Nur der iſt durch eigne Schuld irrigen Vorſtellungen ausgeſetzt, der ſich einbildet oder anmaaßt, tiefer zu ſehen, als er wirklich ſieht.

Ob der Dichter beym Hamlet alles ſo gedacht hat, wie Wilhelm Meiſter ihn auslegt, das iſt ein Zweifel, den Shakeſpeare allein, wenn er könnte, zu bekräftigen das Recht hätte. Es muß aber dabey die anſchauliche Wahrnehmung von dem entwickelten Begriffe unterſchieden werden. Man kann ſich recht gut denken, daß Shakeſpeare mehr von ſeinem Hamlet wußte als ihm ſelbſt bewußt war; ja er läßt ihn vielleicht ausführlicher über ſich und ſeine ſittlichen Verhältniſſe philoſophiren, als er es bey Anlegung dieſes Charakters in eigner Perſon that.

In einem ſolchen Dichtergeiſte müſſen alle Kräfte in ſo inniger Gemeinſchaft wirken, daß es gar nicht zu verwundern iſt, wenn der Verſtand erſt hinterdrein ſeine Verdienſte geltend zu machen, und ſeinen Antheil an der vollendeten Schöpfung zurückzufodern weiß. Am Hamlet iſt er in der That ſo hervorſtechend, daß man das Ganze wie Göthens Fauſt, ein Gedankenſchauſpiel nennen könnte. Nähmlich nicht ein Schauſpiel, durch welches eine Reihe von Gedanken neben der Handlung hinläuft, und zwar ſo, daß dieſe ſich in ihren Fortſchritten nach der Folge jener richten muß, um damit immer in gleich naher Beziehung zu bleiben; wo alſo die dramatiſche Verknüpfung gewiſſermaaßen ein Bild des logiſchen Zuſammenhanges wird (wie etwa in Leſſings Nathan) ſondern ein ſolches, aus deſſen Verwickelung Aufgaben hervorgehen, welche aufzulöſen dem Nachdenken des Leſers oder Zuſchauers überlaſſen wird. Hiezu wird der Charakter eines Helden am brauchbarſten ſeyn, dem die Widerſprüche ſeiner ſittlichen Natur zum Hauptgegenſtande der Betrachtung werden müſſen, weil ſeine Erkenntniß ſeiner Willenskraft weit überlegen iſt; und darauf beruht eben die Aehnlichkeit zwiſchen den beyden genannten Schauſpielen.

Doch nichts weiter über Hamlets Charakter, nach dem was Wilhelm Meiſter geſagt: keine Ilias nach dem Homer! Aus demſelben Grunde ſchweige ich auch von den Bemerkungen über Ophelia, und den wenigen aber köſtlichen Worten über Polonius und das doppelte Exemplar von Höflingen, Roſenkranz und Güldenſtern. Was die

Aufführung betrifft, ſo iſt ſehr zu wünſchen, daß jeder Schauſpieler, der ſie künftig anordnen oder nur daran Theil nehmen ſoll, die darüber gegebnen Winke auf das ſorgfältigſte erwäge und beherzige. Nur hüte ſich der, welcher den Geiſt ſpielen ſoll, nicht, wie der Unbekannte hier thut, ſein Viſier herunter zu laſſen. Dort in dem Schauſpiel mußte Hamlet die Geſichtszüge ſeines Vaters ſehen, um vollkommen überzeugt zu werden, daß ihm wirklich ſein Geiſt erſchienen; * hier im Roman war es weſentlich, daß Wilhelm den Schalk im Harniſch nicht erkennte, um allerliebſte Abentheuer vorzubereiten; und nur einem Dichter ziemt es, ſich mit den offenbaren Abſichten eines andern poetiſche Lizenzen herauszunehmen. Hingegen läßt ſich ſchwerlich mit Gewißheit ausmachen, wie Shakeſpeare in der Szene zwiſchen Hamlet und ſeiner Mutter es mit den Bildniſſen hat gehalten wiſſen wollen, da die älteſten Ausgaben ſeiner Schauſpiele ganz ohne theatraliſche Anweiſungen ſind, und in den Zeiten des barbariſchen Geſchmacks in England, wo Shakeſpeare's Stücke entweder gar nicht oder ſehr ſelten geſpielt wurden, die urſprüngliche Ueberlieferung der Bühne ſich nicht

* Haml. A. 1. S. 2.

Hamlet. Arm'd, say you?

Alt. Arm'd, mylord?

Haml. From top to toe?

Alt. Mylord, from head to foot.

Haml. Thew saw you not his face?

Horat. O yes, mylord, he wore his beaver up.

erhalten haben kann. Wilhelm erklärt ſich, gegen den allgemein eingeführten Gebrauch, nach welchem Hamlet zwey Miniaturbilder hervorzieht, oft auch das eine zu Boden wirft, für zwey Gemählde in Lebensgröße, an der Dekorazion angebracht. Der Gedanke, durch die Aehnlichkeit zwiſchen der Abbildung des verſtorbnen Königs und ſeinem Geiſte die Täuſchung zu erhöhen, iſt neu und groß, und überwiegt leicht den Einwurf: es ſey nicht wahrſcheinlich, daß die Königin das Bildniß ihres erſten Gemahls, gleichſam einen beſtändigen Zeugen ihrer Schande, in ihrem Kabinet habe dulden können. Für die Miniaturbilder ließe ſich eine Stelle des Hamlet anführen, woraus man ſieht, daß dem Dichter die Vorſtellung geläufig war, ſich dergleichen von geſchätzten Perſonen machen zu laſſen. * Ja, Shakeſpeare iſt zuweilen ſo ſeltſam in ſeinen Ausdrücken, daß ſich ſelbſt die Meynung derer nicht ganz verwerfen läßt, welche annehmen, es ſey nur von Bildniſſen im metaphoriſchen Sinne die Rede, und Hamlet ſehe die Geſtalten der beyden Brüder bloß in ſeiner erhitzten Einbildungskraft vor ſich. **

* A. II. S. 2. It is not very ſtrange: for my uncle is king of Denmark, and those, that would make mouth's at him while my fäther liv'd, give forty, fifty, an hundred ducats a-piece for his picture in little.

** So ſagt Hamlet einmahl, da ihm Horatio eben die Erſcheinung des Geiſtes erzählen will:
— methinks, Jsec my father.
Horat. O where mylord?
Haml. In my mind's eye, Horatio.

Manche Bewunderer Shakeſpeare's werden Wilhelm Meiſtern dafür lieb haben, daß er ſich ſo ernſtlich gegen eine Verſtümmelung des Stückes ſträubt, daß er am Ende nur der gebieteriſchen Konvenienz nachgiebt, und die Umarbeitung ſelbſt übernimmt, um gröſſeren Uebeln vorzubeugen. Bey dem Gleichniß mit einem Baume, das er gebraucht, möchte man immer noch zugeben, daß Zweige weggeſchnitten, andre eingeimpft werden könnten, ohne den freyen königlichen Wuchs zu entſtellen, und die Spur der Scheere ſichtbar werden zu laſſen. Wie aber? wenn ein dramatiſches Gedicht dieſer Art noch mehr Aehnlichkeit mit höhern Organiſazionen hätte, an denen zuweilen die angebohrne Misgeſtalt eines einzigen Gliedes nicht geheilt werden kann, ohne dem Ganzen ans Leben zu kommen? Indeſſen die Bühne hat ihre Rechte: um einig zu werden, müſſen ſich Dichter und Schauſpieler auf halbem Wege entgegenkommen. Shakeſpeare hat ſich gewiß in vielen Aeußerlichkeiten nach den Bedürfniſſen ſeines Theaters gerichtet; würde er weniger für das unſrige thun, wenn er jetzt lebte? Da er ſo reich an tief liegenden und feinen Schönheiten iſt, die bey dem ſchnellen Fortgange und unter den unvermeidlichen Zerſtreuungen einer öffentlichen Vorſtellung leicht verlohren gehn, und, um ganz gefühlt zu werden die ruhigſte Sammlung des einſamen Leſers erfordern, ſo mögen die eigenſinnigen Leute, (worunter ich bekennen muß mit zu gehören) die ihren Dichter durchaus ſo verlangen, wie er iſt, wie ſich Verliebte die Sommerſproſſen ihrer Schö-

nen nicht wollen nehmen laſſen, ſich damit zufrieden ſtellen, daß ihnen der Original-Kodex nicht genommen werden ſoll noch kann.

Die hier vorgeſchlagne Veränderung des Hamlet bloß nach der Ueberſicht des Plans, wie ihn Wilhelm Meiſter angiebt, beurtheilen zu wollen, wäre unſtreitig zu voreilig. Was für ſchöne Stellen dem zu Folge übergangen werden müſſen, fällt ſogleich in Augen; aber um den Gewinn, der aus der Vereinfachung der äußerlichen Verhältniſſe für den Gang des Stückes zu hoffen iſt, recht einzuſehn, müßte man die ausgeführte Bearbeitung im Zuſammenhange vor ſich haben. Und um einzelne neue Schönheiten vorherzuſehen, wodurch ſeine Einbuße etwa vergütet werden möchte, müßte man ſelbſt eine Dichtungskraft beſitzen, die fähig wäre, Shakeſpeare zu bereichern. Die Reiſemoral, welche Polonius ſeinem Sohn mitgiebt, erließe man man ihm noch wohl. Deſto mehr iſt es Schade um die unvergleichliche Szene zwiſchen Polonius und Reynaldo, und doch muß ſie ohne Gnade fort; denn wenn Laertes nicht ſeiner Ausbildung wegen auf Reiſen geht, ſondern in königlichen Angelegenheiten abgeſandt wird, ſo möchte ſichs nicht ſonderlich paſſen, daß ihm der Vater einen Bedienten nachſchickt, um auf eine pfiffige Weiſe hinter ſeine wahre Lebensart zu kommen. Auch verliert durch denſelben Umſtand der Zweykampf einen Beweggrund, der ihn beym Shakeſpeare wahrſcheinlicher macht, ob er gleich immer noch ſonderbar genug bleibt. In Frankreich, welches Laertes als den Haupt-

ſitz ritterlicher Vorzüge beſucht, konnte er die Fechtkunſt als einen derſelben auf eine in Dänemark ſeltne Höhe getrieben haben, und dadurch Hamlets Wetteifer rege machen: aber auch in Norwegen, einer eroberten Provinz? Daß der an ſich vortreffliche Monolog Hamlets im vierten Aufzuge, wie er die Armee des Fortinbras auf ihrem Zuge nach Pohlen geſehn hat, wegfällt, iſt vielleicht weniger zu beklagen, da er im Weſentlichen mit dem, welchen der rauhe Pyrrhus veranlaßt, übereinkömmt. Verlohren geht er dennoch nicht, wenn die Aufſchlüſſe über Hamlets Charakter, an denen er faſt noch reichhaltiger iſt als jener, anderweitig benutzt werden. Den Fortinbras, dieſen wackern jungen Krieger, pflegt man überhaupt bey allen Abänderungen immer am erſten aufzuopfern, und doch wüßt' ich im ganzen Stücke nichts, was, wenigſtens beym Leſen, inniger erſchütterte, als ſeine feyerlich wundervolle Erſcheinung auf der Wahlſtatt, wo das Schickſal eben ſeine furchtbaren Entſcheidungen vollendet hat. Bleibt ſie weg, ſo werden Gute und Böſe einander auch im Tode gleich gemacht, alle ſterben ohne Feyerklage, und der einzige überlebende Horatio kann ſich als Zeuge jener Begebenheiten nur an unbedeutende Hörer wenden. Wie groß tritt Fortinbras auf, um dem unglücklichen Edlen im Nahmen der Nachwelt, deren Ausſpruch ſeine letzte Bekümmerniß war, zum erſten Mahle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Eine ſo auſſerordentliche Verwüſtung verlangt einen erhabenen Zuſchauer, und nur ein Held iſt würdig einer zertrümmer-

ten Welt (denn mit dieſem Eindrucke endigt das Trauerſpiel) die letzte Ehre zu erweiſen.

Soll indeſſen Hamlet unter uns verändert aufgeführt werden, wie es bisher immer geſchehen, und wie er ſichs ja auch in England muß gefallen laſſen, ſo iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß die von Wilhelm Meiſters Geſchichtſchreiber erregte Hoffnung * bald erfüllt werden mag. Eine ſolche neue Bearbeitung würde durch ihren Werth alle künftigen überflüßig und durch ihr Anſehen verdächtig machen. Daß niemand mehr Beruf haben kann, in Shakeſpeare's Sinne zu dichten, als der Schöpfer des Götz von Berlichingen, des Fauſt, des Egmont, leuchtet von ſelbſt ein. Schwerlich wird ſich einer der Schriftgelehrten unterſtehn, ihn zu fragen: aus waſer Macht thuſt du das?

Aus ein paar kleinen Bruchſtücken ſieht man, daß Wilhelm Meiſters Ueberſetzung des Hamlet proſaiſch war. Es begreift ſich, daß er vor der Aufführung keine Muße zu einer poetiſchen hatte; und wozu auch, bey einer zunächſt für das Theater beſtimmten Arbeit, da doch unſre meiſten Schauſpieler nicht gern mit Verſen zu thun haben, weil ſie wohl fühlen, daß ſie ſelbige entweder radebrechen oder ſkandiren? Allein bey weitem die meiſten Stücke Shakeſpear's werden bey uns nicht auf die Bühne gebracht, und man hat auch keine Hoffnung ſie darauf zu ſehen. Es bleibt dem Leſer überlaſſen, ſich mit ihren Schönheiten vertraut zu machen, und dieſem würde ver-

* Im dritten Bande S. 94.

muthlich eine poetiſche Ueberſetzung nicht unwillkommner ſeyn, als die proſaiſche geweſen iſt.

Vor mehr als dreyßig Jahren wagte ſich zuerſt ein Schriftſteller, der wegen der eignen Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes am wenigſten zum Ueberſetzer beſtimmt ſchien, der aber nachher auch in dieſem Fache für uns klaſſiſch geworden, an die herkuliſche Arbeit, den gröſſern Theil der Werke Shakeſpear's zu verdeutſchen. Sie war es damahls noch weit mehr, da man weniger Hülfsmittel zur Kenntniß der Engliſchen Sprache hatte, und ſelbſt in England noch wenig für die Erläuterung des oft ſo ſchweren, hier und da ganz unverſtändlichen Dichters geſchehen war. Indeſſen wurde dieſes Verdienſt nicht gleich gehörig anerkannt, und das war nicht zu verwundern, da auf unſrer Bühne ſchaale Nachahmungen der Franzoſen noch allgemein herrſchten, und auch unſre beſten dramatiſchen Werke ganz nach ihrem Muſter gearbeitet waren. Wer hätte ſich's damahls einbilden dürfen, daß ſo heidniſch regelloſe, barbariſche Stücke, wie man aus einem dunkeln Gerüchte wußte, daß ein gewiſſer Engländer, Shakeſpeare, geſchrieben habe, uns jemahls würden vor die Augen gebracht werden dürfen? Leſſing, dieſer rüſtige Feind der Vorurtheile, zeigte zuerſt die tragiſche Kunſt der Franzoſen in ihrer Blöße, erhob eine nachdrückliche Stimme über Shakeſpeare's Verdienſte, und erinnerte die Deutſchen, weil ſie es ſo bald vergeſſen zu haben ſchienen, ſie beſitzen eine Ueberſetzung des großen Dichters, woran ſie, ungeachtet ihrer Mängel, noch

lange genug würden zu lernen haben, ehe ſie nothwendig eine beſſere haben müßten. *

Freylich konnte er nicht vorherſehen, was wenige Jahre nachher geſchah, und wofür er ſelbſt durch den Styl ſeiner dramatiſchen Werke, beſonders der Emilia Galotti, die Empfänglichkeit ſeiner Landsleute hatte wecken helfen. Die Erſcheinung des Götz von Berlichingen ſtiftete, in Verbindung mit einigen andern Umſtänden, eine ganz neue Epoche unſrer Bühne im Guten und Böſen. ** Nicht lange vorher war der einzige Britte mit glühender Beredtſamkeit, die ſeine Gegner, wo nicht

* In der Hamburg. Dramaturgie. St. 15.

** Im Böſen, verſteht ſich, ganz ohne Shakeſpear's und Göthens Schuld. Man hat behauptet, durch Hintanſetzung der konvenzionellen Regeln ſey es leichter geworden, ſchlechte Schauſpiele zu ſchreiben. Nicht doch! es iſt von jeher ſehr leicht geweſen. Es iſt wahr, mancherley dramatiſche Misgeburten unſrer Tage kannte man in jener früheren Periode nicht: dagegen gab es in Menge mittelmäßige Stücke nach dem alten Zuſchnitt, die nun vergeſſen ſind. Die heutigen ſind unvernünftiger; dieſe waren dagegen noch langweiliger und froſtiger. Bey gänzlichem Unwerth des Gehalts werden alle Formen gleichgültig. Nicht durch Zurückführung auf die geprieſenen, verrufnen, angefochtnen, behaupteten, in den Staub getretnen, vergötterten drey Einheiten des Ariſtoteles ſtände manchen wüſten Ritterſpielen, ruſſiſchen Familiengemählden u. ſ. w. zu helfen: unter alle möglichen Einheiten, auf Null ſollte man ſie herabſetzen.

überzeugen, doch hinreißen mußte, geprieſen, und beſonders die Wahrheit eingeſchärft worden, daß ſich der Regelnkram modiger Verfeinerung ſchlechterdings nicht als Maaßſtab für ſeine Schöpfungen gebrauchen laſſe. * Schon neun Jahre nach Erſcheinung der Wielandiſchen Ueberſetzung ſtellte ſich das Bedürfniß, nicht eines neuen Abdrucks derſelben, ſondern einer verbeſſerten Verdeutſchung der ſämmtlichen Werke Shakeſpeare's ein. Da Wieland ſelbſt dieſe Arbeit nicht übernehmen konnte, fiel ſie glücklicher Weiſe einem unſrer gelehrteſten und geſchmackvollſten Litteratoren in die Hände, der mit gründlicher Sprachkunde, ſeltnem Scharfſinn im Auslegen, und beharrlicher Sorgfalt, der Ueberſetzung ertheilte, was ihr bisher noch gefehlt, nähmlich Vollſtändigkeit im Ganzen und Genauigkeit im Einzelnen. Jetzt wurde auch mehreren Schauſpielen Shakeſpeare's eine öffentlichere Huldigung geleiſtet; von der Bühne herab bemächtigten ſie ſich der Gemüther, und lieſſen unauslöſchliche Eindrücke zurück. Unſre größten Schauſpieler fanden hier freyen Spielraum für Talente, die ſie ſonſt nicht ſo glänzend hätten entwickeln können. ** Er wurde immer mehr einheimiſch unter uns. Auch Layen in der ausländ-

* In den fliegenden Blättern von deutſcher Art und Kunſt.

* Nicht ohne eine ſchmerzliche Empfindung erinnre ich mich Schröders in den Rollen des Shylok, Hamlet, Lear, eben in dem Zeitpunkte, da er, wie man verſichert, ſich dem Publikum entziehen will.

diſchen Litteratur lernten ſeinen Nahmen mit Ehrerbietung ausſprechen, und man darf kühnlich behaupten, daß er nächſt den Engländern keinem Volke ſo eigenthümlich angehört, wie den Deutſchen, weil er von keinem im Original und in der Kopie ſo viel geleſen, ſo tief ſtudirt, ſo warm geliebt, und ſo einſichtsvoll bewundert wird. Und dieß iſt nicht etwa eine vorübergehende Mode; es iſt nicht, daß wir uns auch einmahl zu dieſer Form dramatiſcher Poeſie bequemt hätten, wie wir immer vor andern Nazionen geneigt und fertig ſind, uns in fremde Denkarten und Sitten zu fügen. Nein, er iſt uns nicht fremd: wir brauchen keinen Schritt aus unſerm Charakter herauszugehn, um ihn ganz unſer nennen zu dürfen. Die Sonne kann zuweilen durch Nebel, der Genius durch Vorurtheile verdunkelt werden; aber bis etwa aller Sinn für Einfalt und Wahrheit unter uns ausſtirbt, werden wir immer mit Liebe zu ihm zurückkehren. Was er ſich hie und da erlaubt, findet bey uns am leichteſten Nachſicht, weil uns eine gewiſſe gezierte Aengſtlichkeit doch nicht natürlich iſt, wenn wir ſie uns auch anſchwatzen laſſen; die Ausſchweifungen ſeiner Phantaſie und ſeines Gefühls (giebt es anders dergleichen) ſind gerade die, denen wir ſelbſt am meiſten ausgeſetzt ſind, und ſeine eigenthümlichen Tugenden gelten einem edlen Deutſchen unter allen am höchſten. Ich meyne damit ſowohl die Tugenden des Dichters als des Menſchen, in ſo fern ſich dieſer in jenem offenbaren kann; in Shakeſpeare iſt beydes auf das innigſte verbunden: er dichtete wie er war. In Allem,

was aus ſeiner Seele gefloſſen, * lebt und ſpricht altväterliche Treuherzigkeit, männliche Gediegenheit, beſcheidne Gröſſe, unverlierbare heilige Unſchuld, göttliche Milde.

His life was gentle, and the elements
So mix'd in him, that nature might stand up
And say to all the world: this is a man!

Doch zu ſo herrlichen Schätzen iſt die Engliſche Sprache der einzige Schlüſſel; zwar nicht ein goldner, wie Gibbon mit Recht die Griechiſche Sprache nennt, doch wenn ſchon aus mehr gemiſchtem, gewiß aus eben ſo edlem Metall als die unſrige. Wie ſehr ſich auch die Kenntniß derſelben in Deutſchland verbreitet hat, ſo iſt ſie doch ſelten genug in dem Grade, der erfodert wird, um von der Menge der Schwierigkeiten nicht beſtändig im Genuſſe unterbrochen, oder gar von der Leſung des Dichters abgeſchreckt zu werden. Wie Wenige giebt es wohl wieder unter denen, welche ihn im Ganzen (d. h. die Stellen ausgenommen, wo die Engländer ſelbſt eines Kom-

* Auch in ſeinen nicht dramatiſchen Gedichten, vorzüglich ſeinen Sonnetten, die ſo vernachläßigt worden, daß unter allen Herausgebern ſeiner Werke zuerſt Steevens und Malone es der Mühe werth gehalten, ihrer, und jener noch dazu ſehr ungünſtig Erwähnung zu thun. Sie athmen kindliche Gefühle eines Mannes, ſelbſt da, wo der tändelnde Witz eines Kindes ihren Ausdruck verfälſcht. Sie haben ſchon deswegen einen Werth, weil ſie von einer nicht erdichteten Freundſchaft und Liebe eingegeben ſcheinen; da wir ſo gar wenig von den Lebensumſtänden des Dichters wiſſen.

mentars bedürfen, weil die Wörter veraltet, die Anſpielungen unbekannt, oder die Lesarten verderbt ſind) ohne Anſtoß leſen können, denen alle die feineren Schönheiten, die zarten Abſchattungen des Ausdrucks, worauf die Harmonie eines poetiſchen Gemähldes beruht, ſo fühlbar und geläufig wären, wie in ihrer Mutterſprache! Wie Wenige, die es in der Engliſchen Ausſprache zu der Fertigkeit gebracht hätten, die dazu gehört, ſich den Dichter mit dem gehörigen Nachdruck und Wohlklang vorzuleſen! Und dennoch erhöht dieß immer die Wirkung beträchtlich, denn die Poeſie iſt einmahl keine ſtumme Kunſt. Solche Leſer Shakeſpeare's, bey denen alles obige zutrifft, möchten ſichs denn doch wohl der Abwechſelung wegen gefallen laſſen, zuweilen auf vaterländiſchem Boden im Schatten ſeiner Dichtungen auszuruhen, wenn ſie ſich nur ohne zu beträchtlichen Verluſt an ihrem ſchönen Blätterſchmuck dahin verpflanzen lieſſen. Wäre alſo eine Ueberſetzung derſelben nicht eine ſehr wünſchenswerthe Sache? „Wir haben ja ſchon eine, und zwar eine vollſtändige, richtige, gute." Ganz recht! ſo viel mußten wir auch haben, um noch mehr begehren zu können. Nach der Befriedigung des Bedürfniſſes thut ſich der Hang zum Wohlleben hervor; jetzt iſt das Beſte in dieſem Fache nicht mehr zu gut für uns. Soll und kann Shakeſpeare nur in Proſa überſetzt werden, ſo müßte es allerdings bey den bisherigen Bemühungen ſo ziemlich ſein Bewenden haben. Allein er iſt ein Dichter, auch in der Bedeutung, da man dieſen Nahmen an den Gebrauch des Syl-

benmaaßes knüpft. Wenn es nun möglich wäre, ihn treu und zugleich poetiſch nachzubilden? Schritt vor Schritt dem Buchſtaben des Sinnes zu folgen, und doch einen Theil der unzähligen, unbeſchreiblichen Schönheiten, die nicht im Buchſtaben liegen, die wie ein geiſtiger Hauch über ihm ſchweben, zu erhaſchen? Es gilt einen Verſuch. Bildſamkeit iſt der ausgezeichnetſte Vorzug unſrer Sprache, und ſie hat in dieſer Art ſchon vieles geleiſtet, was andern Sprachen misglückt, oder weniger gelungen iſt: man muß an nichts verzweifeln.

Wir ſind jedoch an proſaiſchen Dramen aller Art, von der Poſſe bis zum heroiſchen Trauerſpiel, ſo ſehr gewöhnt, daß Mancher hiebey denken möchte: Shakeſpeare ſey ja ein dramatiſcher Dichter; an ſeinen Verſen, als ſolchen, könne daher nicht viel gelegen ſeyn. Es komme auf die Handlung, die Charactere, die Reden der Perſonen an, und der Ueberſetzer, der ihn in Proſa überträgt, nehme ihm höchſtens einen entbehrlichen, zufälligen Zierrath, befreye ihn wohl gar von einem wahren Fehler. Wie ſehr würde er ſich irren! Doch um dieß einleuchtend zu beweiſen, muß ich tiefer in Shakeſpeare's eigenthümliche Form der Darſtellung eingehn.

„Die Nataks oder Indiſchen Schauſpiele," ſagt der berühmte Sir William Jones in ſeiner Vorrede zur Sakontala, „ſind durchgehends in Verſen, wo der Dialog einen höheren Schwung nimmt, und in Proſa, wo er ſich zur gewöhnlichen Unterredung herabläßt. Den Vornehmen und Gelehrten wird das reine Sanſkrit in den

Mund gelegt, die Weiber hingegen ſprechen Prakrit, welches nicht viel anders iſt, als die Bramenſprache durch eine weichere Ausſprache bis zur Zartheit des Italiäniſchen verſchmelzt, und die geringen Leute den Dialekt der Provinz, den ſie jedesmahl nach der Vorausſetzung bewohnen." Dieß iſt ſchon an ſich merkwürdig genug: es lieſſe ſich eine Abhandlung von Schlußfolgen darüber ſchreiben, welchen Grad der Bildung es bey den Hindus in dem Zeitpunkte vorausſetzt, da jene Schauſpiele geſchrieben wurden. Aber ungemein merkwürdig wird es, wenn man einen Blick der Vergleichung auf unſern Dichter wirft. Eine ſo auffallende, genaue Uebereinſtimmung in einem ganz beſondern Punkte zwiſchen zwey Dichtern, die durch ein paar Jahrtauſende, durch ganze Welttheile, durch den gröſten möglichen Abſtand des Klima, des Nazionalgeiſtes, der Sitten und Sprachen, von einander geſchieden werden! Man wird wohl annehmen müſſen, daß ſie nicht durch ein blindes Spiel der Willkühr zuſammentreffen, ſondern daß beyde aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft haben, die in allen Zonen und Zeitaltern fließt, wenn menſchliche Verkehrtheit ſie nicht verſtopft. Zu argwöhnen, Sir William Jones habe ſeinen Landsleuten durch eine vorgegebne Aehnlichkeit mit ihrem Lieblingsdichter zu ſchmeicheln, oder jenem mehr Eingang zu verſchaffen geſucht, wäre ohne weitere Gründe ungerecht gegen den groſen verdienten Kenner des Morgenlandes, beſonders da er gar keine ſolche Anwendung davon macht; und wider die Aechtheit der

Sakontala möchte es ſchwer halten, Zweifel aufzutreiben.

Shakeſpeare's Schauſpiele insgeſammt, gleichviel, ob ſie Tragödien, Komödien oder Hiſtorien heißen, (denn, wie bekannt, gehören ſie alle eigentlich zu einer einzigen Hauptgattung) ſind aus Poeſie und Proſa, aus dem vertraulichen Ton des Umgangs und einem edleren Gange der Rede gemiſcht. Nur wenige ſind faſt ganz in Proſa geſchrieben, in den mehrſten überwiegt um ein großes der poetiſche Theil. In dieſem iſt der fünffüßige reimloſe Jambe die herrſchende Versart; aber häufig ſind am Schluſſe der Szenen und Aufzüge einige gereimte Zeilen in demſelben Sylbenmaaße angebracht, in verſchiednen Stücken ſind auch ſonſt Reime eingeſtreut, oder ganze Szenen darin gearbeitet. Auſſerdem kommen Lieder vor, wo es die Gelegenheit giebt, und zwar gewöhnlich nicht als epiſodiſche Ergötzlichkeit, ſondern ſie ſind in das Geſpräch, ja in die Handlungen ſelbſt mit eingewebt. Ob es gleich in England keine zwey völlig abgeſonderten Sprachen der Vornehmen und Geringen, kein Sanſkrit und Prakrit giebt, ſo weicht doch Shakeſpeare's poetiſche Sprache von ſeiner proſaiſchen durch die Wahl, Zuſammenſetzung, Anordnung und Bindung der Worte vielleicht eben ſo weit ab, als jene Indiſchen Dialekte von einander. Aber der Gebrauch der einen oder der andern, hängt bey ihm nicht ſo ſehr am Stande, als am Charakter und den Gemüthsſtimmungen der redenden Perſonen. Freylich paßt ſich das Edle und Auserleſene nur zu einer ge-

wiſſen Anſtändigkeit der Sitten, die ſowohl Laſter als Tugenden überkleidet, und auch unter heftigen Leidenſchaften nicht ganz verſchwindet. Wie nun dieſe den höheren Ständen, wenn gleich nicht ausſchließend, doch natürlicher Weiſe mehr eigen iſt als den geringen, ſo iſt auch bey Shakeſpeare Würde und Vertraulichkeit der Rede, Poeſie und Proſa, auf eben die Art unter die Perſonen vertheilt. Daher ſprechen ſeine gemeinen Bürger, Bauren, Soldaten, Matroſen, Bedienten, hauptſächlich aber ſeine Narren und Poſſenreiſſer faſt ohne Ausnahme im Tone ihres wirklichen Lebens. Indeſſen offenbart ſich innre Würde der Geſinnungen, wo ſie ſich immer finden mag, durch einen gewiſſen äuſſern Anſtand, ohne daß es dazu durch Erziehung und Gewohnheit angekünſtelter Zierlichkeiten bedürfte; jene iſt ein allgemeines Recht der Menſchen, der niedrigſten wie der höchſten: und ſo gilt bey Shakeſpeare die Rangordnung der Natur und der Sittlichkeit hierin mehr wie die bürgerliche. Auch läßt er nicht ſelten dieſelben Perſonen zu verſchiednen Zeiten die erhabenſte und dann wieder die gemeinſte Sprache führen, und dieſe Ungleichheit iſt ebenfalls in der Wahrheit gegründet. Auſſerordentliche Lagen, die den Kopf lebhaft beſchäftigen und mächtige Leidenſchaften ins Spiel ſetzen, heben und ſpannen die Seele: ſie rafft alle ihre Kräfte zuſammen, und zeigt, wie in ihrem ganzen Wirken, ſo auch in der Mittheilung durch Worte einen ungewöhnlichen Nachdruck. Hingegen giebt es ſelbſt für den größten Menſchen Augenblicke des Nachlaſſens, wo

er die Würde ſeines Charakters bis auf einen gewiſſen Grad in ſorgloſer Ungebundenheit vergißt. Um ſich an den Scherzen Andrer zu beluſtigen, oder ſelbſt zu ſcherzen, was keinen Helden entehrt, iſt ſogar dieſe Stimmung nöthig. Man gehe zum Beyſpiel die Rolle Hamlets durch. Welche kühne, kräftige Poeſie ſpricht er, wenn er den Geiſt ſeines Vaters beſchwört, ſich ſelbſt zu der blutigen That anſpornt, ſeiner Mutter in die Seele donnert! Und wie ſteigt er in ſeinem Tone in das gemeine Leben hinab, wenn er ſich wahnſinnig ſtellt, oder es mit Perſonen zu thun hat, mit denen er nach ihrer Würdigkeit nicht anders umgehen kann: wenn er den Polonius und die Höflinge zum Beſten hat, die Schauſpieler unterrichtet und ſich auf die Späſſe des Todtengräbers einläßt. Unter allen ernſten Hauptcharakteren des Dichters iſt keiner ſo reich wie Hamlet an Witz und Laune, denen er ſich mitten in ſeiner Schwermuth überläßt; darum bedient er ſich auch unter allen am meiſten des vertraulichen Styls. Andre verfallen gar nicht darein, entweder weil der Pomp des Ranges ſie beſtändig umgiebt, oder weil ein gleichförmiger Ernſt ihnen natürlich iſt, oder endlich weil eine Leidenſchaft, nicht von der niederdrückenden Art, wie Hamlets Kummer, ſondern eine erweckende Leidenſchaft ſie das ganze Stück hindurch beherrſcht. So feine Unterſcheidungen findet man in dieſem Punkte überall von Shakeſpeare beobachtet; ja ich möchte behaupten, wo er eine Perſon in derſelben Rede aus Proſa in Poeſie, oder umgekehrt, übergehen

läßt, würde man dieß nicht ohne Gefahr, ihm zu ſchaden, ändern können. Nicht als ob er immer dabey mit beſonnener Ueberlegung verfahren wäre; vermuthlich vertrat ein faſt untrüglicher Inſtinkt des Schicklichen auch hier die Stelle der Kunſt.

Die Rückſichten oder Leitungen des Gefühls, wornach er ſich beym Gebrauch des Reimes richtete, laſſen ſich nicht ganz ſo beſtimmt angeben. Man ſieht wohl, daß er ſinnreiche Sprüche gern in Reime kleidet, beſonders wo ſie ſymmetriſch neben oder gegen einander geſtellt ſind: dieß iſt nicht ſelten der Fall am Schluſſe der Szenen, der zuweilen eine epigrammatiſche Wendung nimmt, ſo daß gleichſam das Reſultat des Vorhergegangnen in einige Zeilen zuſammengedrängt wird. Fortgehend gereimt findet man andre Stellen, wo Feyerlichkeit und theatraliſcher Pomp paſſend iſt, wie die ſogenannte Maske im Sturm, und das Schauſpiel, das im Hamlet aufgeführt wird. Räumte er deswegen vielleicht an einigen Stücken, am Sommernachtstraum, an Romeo und Julia, dem Reime einen bedeutenden Antheil ein, weil ihr Stoff vorzüglich viele Anläſſe zu gefälligen Spielen der Phantaſie darbot? Es mag immer ſeyn, daß er mitunter auch aus keinem andern Grunde in Reimen gedichtet, als weil er grade Luſt daran fand. Denn, daß er den Reim geliebt, erhellet theils aus ſeiner Fruchtbarkeit an Sonetten, theils aus mehreren ſeiner Lieder, worin er mit dieſem dichteriſchen Wiederhall gar künſtlich und artig tändelt. Man hat bemerkt, daß in ſeinen ſpätern dramati-

ſchen Arbeiten wenige gereimte Stellen angetroffen werden, und bey der Unterſuchung über ihre muthmaßliche Zeitfolge dieß ſogar zu einem Merkmahle gemacht. Aber würde jene Bemerkung auch durchgängig beſtätigt, (und ſie leidet ihre Ausnahmen: Was ihr wollt, das letzte Stück Shakeſpeare's nach Malone's eigner Angabe, gewiß eines ſeiner reifſten, enthält unter den Verſen ziemlich viel Reime, ob es gleich groſſentheils in Proſa geſchrieben iſt) ſo folgt daraus noch nicht, daß er ſeinen jugendlichen Geſchmack in der Folge verworfen. Er konnte ja auch im höheren Alter die Biegſamkeit der Einbildungskraft, und den Reichthum an Wendungen verlohren haben, welcher dazu gehört, um mit Leichtigkeit zu reimen. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es offenbar, daß die Verſchiedenheit der metriſchen Bearbeitung ſehr weſentlich auf den Innhalt zurückgewirkt. Seine gereimten Jamben ſind ſeinen reimloſen nicht nur im Ton und Gange unähnlich, ſie haben auch eine ganz andre Farbe des Ausdrucks, und ſind, ſo zu ſagen, in einer andern Gegend der Bilder und poetiſchen Figuren zu Hauſe.

Allein macht eine ſo bunte Vermiſchung verſchiedner Style nicht einen häßlichen Uebelſtand? Wohl mehr für das Auge, das dieſe Ungleichheiten neben einander ſieht, mit dem wir aber hier nichts zu ſchaffen haben, als für das Ohr, das ſie nach einander vernimmt. Ueberhaupt möchten ſie den mehr beleidigen, der gewohnt iſt, die Alexandriner des franzöſiſch modernen Trauerſpiels alle von gleichem Maaß, und mit gleichem Tritt auf ihre Pa-

rade ziehen zu ſeyn, als den Leſer der griechiſchen Tragödien, wo nicht nur lyriſcher Geſang das Geſpräch unterbricht, ſondern auch zu dieſem, auſſer den Jamben, Anapäſtiſche und Trochäiſche Versarten gebraucht werden; ja, wo zuweilen eine Perſon in derſelben Rede aus Jamben in lyriſchen Geſang übergeht. Indeſſen bleibt der Styl in allen verſchiednen Sylbenmaaßen immer edel und poetiſch, und dieß mußte auch ſo ſeyn. Auf ſchöne Einfachheit und harmoniſches Ebenmaaß war im griechiſchen Heldendrama alles gerichtet. Der Charakter der einzelnen Perſonen mußte ſich unter den allgemeinen, erhöhten Charakter einer Darſtellung fügen, welche den Zuſchauer durchaus in eine vergötterte Vorwelt verſetzen ſollte: auch der Bote, der Diener, die Magd oder Wärterin, trugen von der Würde des vorgeſtellten Mythus, wozu ſie mit gehörten, ihr beſcheidnes Theil davon. Shakeſpeare's Theaterwelt iſt eben ſo gränzenlos mannichfaltig als die wirkliche nach ſeinen Anſichten; er ſchloß nichts davon aus, was irgend in der menſchlichen Natur und in der bürgerlichen Geſellſchaft Statt fand. Wie hätte er ſich nun dabey auf einen einzigen, gleichförmigen Styl der Darſtellung beſchränken können? Die Natur der Sache bewahrte ihn vor einer ſolchen Abgeſchmacktheit, denn ſobald er es verſuchte, mußten ſeine Dramen aufhören zu ſeyn, was ſie ſind; und aus höchſt intereſſanten wären nicht ſchöne, ſondern gleichgültige Gedichte geworden. Jede ſeiner Perſonen hatte gleiche Rechte auf die Behauptung ihrer Eigenthümlichkeit: nach weſſen Weiſe hätte

ſie alſo reden ſollen, wenn ihr verboten worden wäre, es nach ihrer eignen zu thun? Wir haben die Wahl, ob wir uns, was nur eine kleine Angewöhnung erfodert, zu dem äußern, ich darf ſagen, nur ſcheinbaren Misverhältniß des häufigen und ſchnellen Wechſels der Style bequemen, oder die ganze dramatiſche Gattung verwerfen wollen, welche ohne jene Vergünſtigung nicht beſtehen kann, ſie aber auch mit unendlichen Vorzügen bezahlt. Ich darf Leſer vorausſetzen, die ſich darüber ſchon auf eine oder die andre Art entſchieden haben: es würde mich daher nur von meinem Zwecke abführen, die ſo oft unternommenen Rechtfertigungen Shakeſpeare's wegen ſeiner Verknüpfung komiſcher und tragiſcher Theile zum Ganzen Einer Handlung von neuem vorzutragen.

„Gut!" könnte man ſagen: „wenn er uns denn ſchlechterdings in ſo geringe Geſellſchaft führen wollte, ſo mußte er auch ſeinen Ton darnach ſtimmen. Wir verlangen keine tragiſche Würde: aber was verhinderte ihn, eine Gleichförmigkeit der entgegengeſetzten Art zu beobachten? Warum legt er den höchſten Charaktern nicht Proſa, zwar edlere, aber doch ſchlichte Proſa in den Mund, ſo gut wie den gemeinſten? Wir wollen auf der Bühne natürliche, wirkliche Menſchen auf das täuſchendſte nachgeahmt ſehen. Man rühmt von Shakeſpeare's Menſchen, daß ſie das ſind, und doch wiſſen wir wohl, niemand ſpricht in Verſen. Ein wohlklingendes Sylbenmaaß, eine gewählte poetiſche Sprache ſind ſchön: aber darf das Wahre, worauf doch allein die Theilnahme an einem Schauſpiele

ſich gründet, dem Schönen aufgeopfert werden? Dieſe Einwendungen, welche dem geſunden Urtheile, wenn es nicht recht in das Weſen der Poeſie eingedrungen iſt, ſo nahe liegen, laſſen ſich nicht wohl ohne weitere Umſtände mit einer bloßen Berufung auf das Beyſpiel der Alten, und mancher vortrefflichen Neuern abfertigen, da in den neueſten Zeiten einſichtsvolle Kenner ſie durch Lehre und Beyſpiel unterſtützt haben. * Das Anſehen der Alten ſoll nichts mehr gelten als die Gründe, welche ſie ſelbſt bey dem oder jenem Verfahren für ſich hatten, und man könnte ihm hier mit aller Ehrerbietung ausweichen, wenn man ſagte: der Gebrauch des Sylbenmaaßes ſey bey ihnen mehr eine Sache der Nothwendigkeit als der Wahl geweſen, wie ſchon dadurch wahrſcheinlich werde, daß ſie es in allen Gattungen vom Trauerſpiele des Aeſchylus an bis zur neuern Komödie, ja bis zu den Mimen des Syrus und Laberius herunter, durchgängig angebracht. Wenn die Stimme des Schauſpielers auf ihren großen Theatern nicht ungehört verhallen ſollte, ſo mußte ſie ſich zur muſikaliſchen Rezitazion erheben, und dieſe ſetzte einen regelmäßigen Rhythmus voraus. In der That loben auch alte Schriftſteller den Jambus, als den fürs Theater paſſenden Vers, wegen ſeiner akuſtiſchen Eigen-

* Diderot, Leſſing, (dieſer doch nicht unbedingt, wie ſein Nathan beweiſt) und am ausführlichſten Engel in ſeiner vortrefflichen Mimik, gegen deſſen Gründe ich mir vorbehalte, meine Einwürfe bey einer andern Gelegenheit vorzutragen.

ſchaft. * Um alſo die obigen Zweifel gründlich zu löſen, müſſen wir uns an das Weſen des Dialogs, und den Grundſatz der Nachahmung ſelbſt nach ſeinem gültigen Sinne und ſeinen Einſchränkungen wenden.

Menſchen will man auf dem Theater ſehn und hören, wirkliche Menſchen, und ſie ſollen ſo genau nachgemacht ſeyn, daß man ſie durch keinen einzigen Zug von den andern außerhalb des Theaters unterſcheiden könne. Nichts weiter? Das ließe ſich wohlfeiler haben, ſollte man denken. Auf Straßen und Märkten begegnen einem ja wirkliche Menſchen zu ganzen Haufen, man kann ihnen faſt nirgends aus dem Wege gehen: und doch hält man ſie für etwas ſo ſeltnes und ſehenswürdiges, daß man ein eignes Gebäude errichtet, ein Gerüſt erleuchtet, viele mühſame Anſtalten macht, um ein Dutzend derſelben vor einer Verſammlung, die aus eben dergleichen beſteht, zur Schau zu ſtellen! Wahrlich, man möchte auf den Verdacht kommen, es widerfahre bloß deswegen einigen wirklichen Menſchen eine ſo unverdiente Auszeichnung um den übrigen einen hohen Begriff von ihrer eignen Wichtigkeit zu geben. „Nein, ſo iſt es nicht gemeynt: man muß merkwürdige oder unterhaltende Eigenſchaften haben, wenn man dieſer Ehre würdig geachtet werden ſoll.“ Das wäre denn doch ein Umſtand, der die theatraliſchen Perſonen ſtark von den wirklichen, wie ſie ſo gewöhnlich ſind un-

* Horat. Art. poët. v. 81.

— Populares

Vincentem ſtrepitus.

terſcheiden würde. Denn jeder geſteht, mit der gehörigen Ausnahme für ſich ſelbſt, gern ein, daß er ſie im Ganzen genommen, weder ſehr merkwürdig, noch ſehr unterhaltend findet. Aber auch Menſchen, die eins oder das andre in hohem Grade ſind, ſtellen ſich doch in ihrem ganzen Lebenslaufe ſo dar: es giebt Augenblicke, ja beträchtliche Zeiten, wo der merkwürdige Mann in ſeinem Thun ganz alltäglich ſcheint, und der unterhaltende Kopf zur Langweiligkeit hinabſinkt. Oft entwickeln ſich erſt nach einem fortgeſetzten Umgange die am meiſten charakteriſtiſchen Eigenſchaften eines Menſchen vollſtändig und entſchieden. Mit den Perſonen auf der Bühne muß unſre Bekanntſchaft in ein paar kurzen Stunden geſtiftet werden, und ihren höchſten Punkt erreichen. Dazu iſt es nun erforderlich, daß ſie in mancherley, und zwar in ſolche Lagen verſetzt werden, die am geſchickteſten ſind, das Weſen ihres Charakters in ein helles Licht zu ſtellen. Wir erlauben dem Dichter daher (und müſſen es, wenn wir nicht ſelbſt unſre Abſichten, durch die Bedingungen, denen wir ihre Ausführung unterwerfen, vereiteln wollen) eine Verwickelung, eine Anordnung der Eräugniſſe zu erfinden, die dergleichen am beſten herbeyführt, ob wir ſchon ſehr gut wiſſen, daß im wirklichen Leben intereſſante Lagen nie oder faſt nie ſo gedrängt, und von gleichgültigen nicht unterbrochen, auf einander folgen. Aber Lagen ſind nur das entferntere Mittel, Menſchen kennen zu lernen: zunächſt kommt es dabey auf ihr eignes Benehmen an, auf ihre Gebährden, Reden und Handlun-

gen. Die Gebährden ſind die Sache des Schauſpielers, nicht des Dichters; ſchon deswegen nicht, weil ihre ſchriftliche Bezeichnung bey den gröberen Merkmahlen ſtehen bleiben muß, und von dem feineren Seelenvollen nur dem eine Vorſtellung zu geben vermag, der ſie ſchon hat. Der Dichter darf höchſtens einige Anweiſungen für jenen einſtreuen: eine Rolle wäre unvollkommen ausgeführt, wenn ein guter Schauſpieler aus den Reden und Handlungen nicht hinlänglich einſehen könnte, wie er ſie zu ſpielen hat. Worte werden häufig den Thaten entgegengeſetzt, und in einem gewiſſen Sinne mit Recht: in ſo fern ſie nähmlich Richtungen der Willenskraft ankündigen, die entweder gar nicht vorhanden ſind, oder doch ohne weitere Wirkungen bleiben. Aber Worte können auch Thaten ſeyn; die größten Dinge wurden nicht ſelten bloß durch Worte verrichtet. So wenig in einem Schauſpiel müßige Reden geduldet werden dürfen, die ſelbſt nicht Handlung ſind und ſie weder fördern noch aufhalten, ſo wird auf der andern Seite großentheils nur redend gehandelt, und daß muß ſo ſeyn, weil wir die ſittlichen Verhältniſſe der Perſonen zu einander, worauf uns alles ankömmt, allein vermittelſt gegenſeitiger Mittheilungen ihrer Gedanken, Abſichten, Geſinnungen einſehen können. Müſſen auch Handlungen vorgeſtellt werden, die nicht bloß in dergleichen beſtehen, ſo erhalten ſie doch erſt durch die vorhergegangnen oder begleitenden Reden ihren dramatiſchen Werth: denn nur dieſe können uns Aufſchlüſſe über die Triebfedern geben, woraus ſie entſprungen ſind. Am En-

de muß alſo die ganze Darſtellung der Charakter bloß durch den Dialog bewerkſtelligt werden: alles was mittelbar dazu helfen kann, bleibt ohne Anwendung, wenn der Dichter es nicht in Dialog zu verwandeln weiß. Muß ihm alſo nicht bey Benutzung des einzigen Mittels zu einem ſo großen und ſchwierigen Zwecke eine ähnliche Freyheit verſtattet werden, wie bey der Anlegung des Plans? Darf er nicht, wenn er nur das Weſen des Dialogs ſchont, die zufälligen Beſchaffenheiten deſſelben ſo einrichten, wie es ihm am vortheilhafteſten dünkt? Darf er dabey nicht, nach dem allgemeinen, nie beſtrittenen Vorrechte der Dichtkunſt, über die Wirklichkeit hinausgehen, wenn ſeine Erdichtungen nur in den Gränzen der Wahrſcheinlichkeit bleiben? Die Verneinung dieſer Fragen möchte aller dramatiſchen Kunſt ein Ende machen.

Zum Weſen des Dialogs gehört zweyerley: augenblickliche Entſtehung der Reden in den Gemüthern der Sprechenden, und Abhängigkeit derſelben von einander, ſo daß ſie eine Reihe von Wirkungen und Gegenwirkungen ausmachen. Das erſte iſt in dem letzten gewiſſermaaßen mit enthalten: denn ſoll meine Rede ganz ſo beſchaffen ſeyn, wie die Rede des Andern ſie in mir veranlaſſen muß, ſo kann ich ſie nicht beſtimmt zuvor ausgeſonnen haben, weil ich höchſtens nur ungefähr muthmaaße, was er ſagen wird. Alles Uebrige iſt beym Dialog zufällig: die Zahl der Perſonen, die Länge der Reden, u. ſ. w. Sogar ein Monolog kann in hohem Grade dialogiſch ſeyn, und er ſollte in einem Schauſpiele nie etwas anders ſcheinen,

als was man im gemeinen Leben nennt, „ſich mit ſich ſelbſt beſprechen.“ Dabey findet nicht bloß augenblickliche Eingebung Statt, ſondern auch eine Art von Wirkung und Gegenwirkung, indem man ſich gleichſam in zwey Perſonen theilt. Man erinnere ſich an die berühmte Monologe Hamlets. Was die Länge betrifft, ſo haben wir Dramen, deren Verfaſſer zu glauben ſcheinen, die Lebhaftigkeit des Dialogs beſtehe darin, daß ihre Perſonen immer nur drey Worte hinter einander ſagen, und ſich gegenſeitig faſt nicht zu Worten kommen laſſen, da doch im wirklichen Leben ſchwerlich ein bedeutendes Geſpräch in ſolchen Brocken zum Vorſchein kömmt, und das letzte unter geſitteten Leuten gar nicht hergebracht iſt.

Man kann den Dialog in zwey verſchiednen Bedeutungen vollkommen oder unvollkommen nennen: nähmlich insbeſondere als Dialog; dann in allgemeiner Hinſicht nach ſeinem Gehalt und Ausdruck. Mit beyden Arten der Unvollkommenheiten iſt er im gemeinen Umgange oft reichlich genug ausgeſteuert, um Verdruß und Langeweile zu erregen. Billig entfernt daher der Dichter alle ſolche, die nicht aus den Charaktern und Lagen der Perſonen entſpringen. Zufällig begegnet es wohl jedem Menſchen, daß er nur mit halbem Ohre hört, und mit halber Beſinnung antwortet; daß er ſich wiederhohlen laſſen muß, was der Andre geſagt, weil er es nicht begriffen; daß er immer auf daſſelbe zurückkömmt, ohne auf die Gründe des Andern zu achten; aber nur an dem Zerſtreuten, dem langſamen Kopfe, dem Hartnäckigen iſt es charakteriſtiſch.

Sobald dialogische Unvollkommenheiten dieses sind, kann man sie nicht von der dramatischen Darstellung ausschliessen; sie dürfen sogar Hauptgegenstand derselben werden.* Eben das gilt von den Mängeln der Reden, für sich, außer dem Zusammenhange des Gesprächs betrachtet. Dagegen darf der Dichter denselben alle Vorzüge verleihen, welche den Charaktern und Lagen der Personen nicht widersprechen, und er wird dadurch unsre Lust unfehlbar erhöhen. Finden wir wohl jemahls im wirklichen Leben, wenn sich nicht Eigenliebe ins Spiel mischt, daß jemand zu treffend, zu lebhaft, zu witzig, zu darstellend, zu seelenvoll spricht? Nur müssen wir ja keine Spuren von Vorbereitung entdecken, die augenblickliche Eingebung muß immer die Muse des Gesprächs bleiben. Sonst sagen wir, er rede wie ein Buch, und die vortrefflichsten Dinge, so er vorbringt, können uns keine gesellschaftliche Unterhaltung mehr gewähren. Einen solchen Dialog verwerfen wir, nicht als ob er allzu unvollkommen wäre, sondern weil es eigentlich gar kein Dialog ist.

Die Anwendung dieser lezten Bemerkung auf die dramatische Kunst macht sich von selbst. Nun fragt sichs nur: kann Poesie des Styls die Vollkommenheit des Dialogs, als solchen, vermehren, oder hebt sich vielmehr sein Wesen unvermeidlich auf? Es ist ein grobes aber gewöhnliches Misverständniß, das Geschmückte und Rednerische

* So hat man ein artiges Nachspiel, le Babillard. Aber von französischen Schauspielern muß man es aufführen sehen: hier sind sie in ihrem Fache!

mit dem wahrhaft Poetiſchen für ſchlechthin einerley zu halten: leider wird es durch ſo viele angebliche Gedichte beſtätigt, worin man ſtatt dichteriſcher Kunſt mit rhetoriſchen Künſten abgefunden wird. Nur die anſchaulichſte Bezeichnung der Vorſtellungen, der innigſte Ausdruck der Empfindungen heißt mit Recht poetiſch, und dieß iſt unſrer Natur ſo wenig fremd, daß man es vielmehr in den unvorbereiteten Reden von Menſchen ohne Bildung und Unterricht, wenn ihre Einbildungskraft erhitzt oder ihr Herz bewegt iſt, oft am auffallendſten wahrnimmt. Aechte Poeſie des Styls iſt daher nichts anders als die unmittelbarſte, natürlichſte Sprache, die wir nähmlich reden würden, wenn unſre Natur ſich immer von zufälligen Einſchränkungen befreyt, in ihrer ganzen Kraft und Fülle offenbarte; ſie iſt mehr die Sprache der Seelen als der Zungen. Hieraus folgt, daß der Gebrauch derſelben den Dialog, in ſo fern er eine Reihe von Wechſelwirkungen iſt, allerdings vollkommner machen kann. Je geſchickter das Werkzeug der Mittheilung iſt Gedanken und Gefühle nicht bloß ſo ungefähr nach ihrem Stoff und ihrer allgemeinen Beſchaffenheit anzudeuten, ſondern ihre beſonderſte, eigenthümlichſte Bildung darzuſtellen, deſto vollſtändiger verſteht man ſich gegenſeitig, und deſto genauer wird jede Rede der, wodurch ſie veranlaßt worden, entſprechen. Eher könnte es Zweifeln ausgeſetzt ſeyn, ob ſich der poetiſche Ausdruck mit dem zweyten weſentlichen Kennzeichen des Dialogs, der augenblicklichen Entſtehung verträgt? Ich bemerke hier zuerſt, daß alle Poeſie mehr oder

weniger nach den Gattungen Anſprüche darauf macht, für eine zwar ungewöhnliche, aber doch ſchnelle, ungetheilte, ununterbrochne Eingebung, nicht für eine allmählige Hervorbringung gehalten zu werden; daß die letzte und nicht die leichteſte Kunſt des Dichters darin beſteht, alle Kunſt zu verbergen, und über das tiefſte Studium, die ſorgſamſte Wahl den Anſtand ungezwungner Leichtigkeit zu verbreiten, als hätte er alles nur ſo eben hingegoſſen. Zweytens: wie aus dem Weſen jeder Dicht-Art beſondre Geſetze des Styls herfließen, ſo hat auch das Drama die ſeinigen. Vieles muß darin vermieden werden, was ſchön und vortrefflich wäre, wenn der Dichter es in ſeinem eignen Nahmen ſagte. Dramatiſche Schicklichkeit iſt hier die erſte Rückſicht, der alle andern nachſtehen müſſen. Aber nicht genug, daß die poetiſche Behandlung der Wahrheit des Dialogs nicht nothwendig Eintrag thut, ich möchte behaupten, er könne durch ſie noch dialogiſcher gemacht werden. Daß den Redenden das, was ſie ſagen, in demſelben Augenblicke einfällt, erkennen wir an gewiſſen Merkmahlen, die in der Wirklichkeit nicht immer in gleichem Maaße vorhanden ſind; zufällig fehlen oder abſichtlich nachgeahmt werden können. Giebt es nicht Menſchen, welche das, was ſich in der That erſt eben in ihnen entwickelt, ſo feyerlich und abgemeſſen vorbringen, als hätten ſie es zuvor auswendig gelernt, während andre durch Impromtü's überraſchen, worauf ſie drey Tage lang geſonnen? Für das Vergnügen der Unterhaltung entſcheidet hiebey der Schein mehr als die Wahr-

heit; im Drama verſteht es ſich ja ſo ſchon, daß das Anſehen des Unvorbereiteten in den Reden bloßer Schein iſt. Es beruht aber, außer dem Ton und den Gebährden, die immer ſehr viel thun müſſen, auf allerley kleinen in der Bücherſprache nicht erlaubten Freyheiten und Nachläßigkeiten; auf Verſchweigungen und zuweilen ſogar einem ſcheinbaren Mangel an Zuſammenhang; auf der Stellung, welche ſo beſchaffen ſeyn muß, wie die Ideen am natürlichſten nach und durch einander rege werden, nicht wie man ſie nachgehends am vortheilhafteſten anordnen könnte; auf einfachen und geraden Wortfügungen. Künſtlich verflochtene Perioden (die überhaupt mehr der Beredſamkeit als der Poeſie angehören) verrathen immer eine Art von Vorbereitung: man kann ſie nicht wohl anfangen, ohne zu wiſſen, wie man ſie zum Ende führen will, und dazu muß man ſchon die ganze Reihe von Sätzen, woraus ſie beſtehn, im Zuſammenhange überſchaut haben. Alle jene Merkmahle muß der Schauſpieldichter Sorge tragen, auch im proſaiſchen Dialog anzubringen. Behandelt er ihn aber poetiſch, ſo wird er durch die unumſchränktere Gewalt über die Sprache, wodurch die Poeſie alles, was im Menſchen vorgeht, anſchaulicher zu machen geſchickt iſt, in den Stand geſetzt, die Zeichen der unmittelbaren Entſtehung noch entſchiedner hervorzuheben. Schon wegen der ſonſtigen Schönheit und Stärke des Ausdrucks müſſen ſie die Aufmerkſamkeit mehr an ſich ziehn, weil man nicht gewohnt iſt, ſie in ſolcher Geſellſchaft anzutreffen, ſo wie hinwieder jene Vorzüge dadurch,

daß ſie freywillige Gaben des Augenblicks ſcheinen, einen ganz eignen Zauber gewinnen. Das Sylbenmaaß ſelbſt, wenn es nicht an eine ſteife Regelmäßigkeit gebunden iſt, kann durch einen geſchickten Gebrauch die Täuſchung vermehren helfen: kleine Unebenheiten darin, unerwartete Pauſen, dann wieder fortſtrömende Fülle oder ein ſanfter und ſtetiger Fluß, können den Anſtoß, den Stillſtand der Gedanken, die raſche Bewegung des Gemüths oder das Gleichgewicht ſeiner Kräfte einigermaaßen ſinnlich bezeichnen.

„Das Sylbenmaaß! Alſo doch durchaus in Verſen?" Freylich weil Poeſie des Styls aus Urſachen, welche zu ergründen hier nicht der Ort iſt, ohne geordnete Verhältniſſe der Bewegung gar nicht beſtehen kann. Der wiederkehrende Rhythmus iſt der Pulsſchlag ihres Lebens. Nur dadurch, daß die Sprache ſich dieſe ſinnlichen Feſſeln anlegen läßt und ſie gefällig zu tragen weiß, erkauft ſie die edelſten Vorrechte, die innre höhere Freyheit von allerley irdiſchen Obliegenheiten. Soll das Sylbenmaaß im Drama nicht Statt finden, ſo muß es ja bey der ſchlichteſten Proſa ſein Bewenden haben. Denn ſonſt wird unvermeidlich eine ſogenannte poetiſche Proſa entſtehen, und poetiſche Proſa iſt nicht nur überhaupt ſehr unpoetiſch, ſondern vollends im höchſten Grade undialogiſch. Sie hat die natürliche Leichtigkeit der Proſa verloren, ohne die künſtliche der Poeſie wieder zu gewinnen, und wird durch ihren Schmuck nur belaſtet, nicht wirklich verſchönert. Ohne Flügel, um ſich kühn in die Lüfte zu heben, und

zu anmaaßend für den gewöhnlichen Gang der Menſchenkinder, fährt ſie, unbeholfen und ſchwerfällig wie der Vogel Strauß, zwiſchen Fliegen und Laufen über dem Erdboden hin.

„Indeſſen bleibt das Sylbenmaaß im Munde dramatiſcher Perſonen immer Erdichtung: und iſt es nicht die unwahrſcheinlichſte, die ſich denken läßt? Wie ſoll man glauben, daß Brutus und Caſſius als ſie Cäſarn ermordeten, in ihren Reden auf den Wechſel der langen und kurzen Sylben geachtet haben?" Man muß geſtehn, es iſt um nichts glaublicher, als daß Cäſar, von dem wir wiſſen, daß er vor achtzehn Jahrhunderten auf dem Kapitol umgebracht worden, vor unſern Augen zu Paris oder London unter den Dolchen der Verſchwornen fällt. Die angeführten Beyſpiele ſind nicht gleichartig, wird man ſagen: hier braucht ſich der Zuſchauer nur in Gedanken von ſeinem Ort, ſeiner Zeit wegzuverſetzen; dort wird ihm zugemuthet, etwas für wahr zu halten, das von dem ewigen Lauf der Dinge abweicht, und ſchlechthin unmöglich iſt. Wie die Frage oben geſtellt war, würde es ſich freylich ſo verhalten: allein warum ſollte man nicht, ebe. ſo gut als man jene Römer Engliſch oder Deutſch ſprechen läßt, ihre Reden in eine Sprache überſetzen dürfen, worin ſich alles, was man ſagt, nothwendiger Weiſe und wie von ſelbſt rhythmiſch ordnet? Und ſolch eine allen menſchlichen Zungen gemeinſchaftliche Mund-Art iſt ja doch in gewiſſem Betracht die Poeſie. Bey der theatraliſchen Täuſchung, deren eigentliche Art und Grän-

zen ich übrigens dahin geſtellt ſeyn laſſe, ohne mich auf die Gründe zu berufen, womit Johnſon ihr Daſeyn ſcharf beſtritten hat: bey der theatraliſchen Täuſchung kömmt es gar nicht auf die Wahrſcheinlichkeit an, die man unter mehreren möglichen Erfolgen demjenigen zuſchreibt, welcher die meiſten Gründe für ſich hat, und die ſich in vielen Fällen ſogar arithmetiſch beſtimmen läßt, ſondern auf den ſinnlichen Schein der Wahrheit. Was in jener Bedeutung unwahrſcheinlich, völlig falſch, ja unmöglich iſt, kann dennoch wahr zu ſeyn ſcheinen, wenn nur der Grund der Unmöglichkeit auſſer dem Kreiſe unſrer Erkenntniß liegt, oder uns geſchickt verſchleyert wird. Mit dem Verſtande unterſucht, muß das Sylbenmaaß freylich für das, was es iſt, nähmlich für eine Erdichtung erkannt werden: aber der zergliedernde Verſtand und die Täuſchung vertragen ſich überhaupt nicht zum Beſten mit einander; genug, wenn der Eindruck deſſelben auf das Gehör bey einem lebendigen Vortrage ſie nicht zerſtört. Der Versbau mag dem Dichter noch ſo viel Mühe gekoſtet haben, wofern ſie gelungen iſt, ſo wird ſie im geringſten nicht mehr hörbar ſeyn, ſondern nur durch Schlüſſe vermuthet werden können. Die Verſe ſind bey ihrer Ausarbeitung nach einer Regel abgemeſſen worden, aber es wäre höchſt fehlerhaft, durch die Art ſie herzuſagen, die Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf dieſe zu lenken. Sie kann fühlbar bleiben, ohne daß man ſich ihrer abgeſondert bewußt wird. Sie ſoll dem Wohlklange nur zur Unterlage dienen,

und indem ſie die endloſe Mannichfaltigkeit der Töne bis zum ſchönen Wechſel begränzt, dem Ohr ihre harmoniſchen Verhältniſſe faßlich machen. Wie ſollte nicht der Zuhörer, iſt nur der Inhalt ſo beſchaffen, daß er ſeinen Geiſt lebhaft beſchäftigt, den proſodiſchen Maaßſtab anzulegen vergeſſen, da ihn der Dichtende ſelbſt im Feuer der Empfindung zugleich beobachten und vergeſſen kann? Daß dieß möglich ſey, wird unwiderſprechlich durch das Improviſiren dargethan; ich meyne hier nicht die ſpätere Kunſt der Improviſatoren vom Handwerk, die man eine poetiſche Seiltänzerey nennen könnte, ſondern das natürliche, zum Theil dialogiſche Dichten aus dem Stegreif, das bey mehreren Völkern eine gewöhnliche geſellſchaftliche Ergötzung war oder noch iſt. * Sehr merkwürdig iſt

* Das älteſte mir bekannte und in jedem Betracht der Erwägung ſehr würdige Zeugniß hierüber enthält der angeblich Homeriſche Hymnus auf den Hermes. V. 54—56:

— θεός δ' ὑπό καλὸν ἄειδεν
ἐξ αὐτοσχεδίης πειρώμενος, ἠὲ κοῦροι
ἡβηταὶ θαλίῃσι παραιβόλα κερτομέουσιν.

Man vergleiche Rousseau Dictionn. de Musique Art. Improviser. „C'est faire et chanter impromptu des chansons, airs et paroles, qu'on accompagne communément d'une Guitarre ou d'autre pareil instrument. Il n'y a rien de plus commun en Italie, que de voir deux masques se rencontrer, se défier, s'attaquer, se reposter ainsi par des couplets sur le même air, avec une vivacité de dialogue,

es, und kann gewiſſermaſſen für einen hiſtoriſchen Beweis gelten, daß der dramatiſche Gebrauch des Sylbenmaaßes unſrer Natur nicht ſogar fremde ſey, daß ſchon in der früheſten Kindheit der theatraliſchen Kunſt die Reden, welche man noch nicht aufſchrieb und auswendig lernte, ſondern aus dem Stegreif erfand, doch ſchon in Verſen, ſo gut oder ſo ſchlecht man ſie zu machen verſtand, hingeſchüttet wurden. *

Alles obige findet, wie ſich verſteht, nur bey einer ſchicklichen Wahl des Sylbenmaaßes Statt: es muß weder die feyerliche Fülle des epiſchen, noch die melodiſchen Schwünge der lyriſchen haben; es muß den gewöhnlichen Schritt der Rede beflügeln, ohne ſich zu auffallend von ihm zu entfernen. Dieſe Eigenſchaften hat der Jambe, der eigentliche dialogiſche Vers, wofür ihn ſchon die Alten rühmen. ** Ariſtoteles bemerkt, daß man im Ge-

de Chant, d'accompagnement, dont il faut avoir été témoin pour la comprendre.

* Hunc socci cepere pedem, grandesque cothurni,
Alternis aptum sermonibus, et populares,
Vincentem strepitus, et natum rebus agendis.

** Ausdrücklich ſagt dieß Ariſtoteles (Poët. c. IV) zwar nicht; allein wenn man zwey ſeiner Sätze erſt: Γενομένη οὖν ἀπ' ἀρχῆς αὐτοσχεδιαστικὴ καὶ αὐτὴ (ἡ τραγῳδία) καὶ ἡ κωμῳδία u. ſ. w. und nachher: τὸ μὲν γαρ πρῶτον τετραμέτρῳ ἐχρῶντο; ſo wird es über allen Zweifel erhoben. Daß es mit den Atellaniſchen Spielen

ſpräch ſehr häufig Jamben einmiſcht, aber ſelten Hexameter. Der Trimeter der Alten iſt zwar noch merklich von dem Engliſchen blank verse und unſern fünffüßigen Jamben unterſchieden; aber für unſre Sprachen leiſten dieſe ungefähr eben das, was jener für die Griechiſche und Römiſche. Um über die dramatiſche Untauglichkeit des Reimes, den das allgemeine Urtheil in England ſchon vor geraumer Zeit, ſpäter bey uns, von der Bühne verbannt hat, gründlich zu entſcheiden, müßte man wohl noch tiefer in ſein Weſen eindringen, als bisher geſchehen. Das iſt offenbar, daß er ſehr fehlerhaft iſt, wenn er der Symmetrie einer eintönigen Versart ſymmetriſch angehängt wird, wie in den franzöſiſchen Trauerſpielen. Ueberhaupt geben dieſe ziemlich vollſtändige Muſter ab, wie man ſowohl das Sylbenmaaß als die Poeſie des Styls im Drama nicht gebrauchen ſoll, wenn wir ſie anders im Gebiet der Dichtkunſt anerkennen und nicht lieber gerades Weges in die Schulen der Rhetoren, als ihre Heimath, verweiſen wollen.

Wie viel anders Shakeſpeare! Die Darſtellung in ſeinen proſaiſchen Szenen iſt meiſterhaft: die keckſten

bey ihrem Urſprunge dieſe Bewandtniß gehabt, verſichert Livius, VII, 2. auf die beſtimmteſte Weiſe: imitari deinde eos iuventus, simul inconditis inter se cocularia fundentes versibus; hernach: iuventus ipsa inter se more antiquo ridicula intexta versibus iactitare coepit, quae deinde exodia postea appellata, consertaque fabellis potissimum Atellanis sunt.

Züge einer komiſchen Alltagswelt ſcheint er mit eben ſo unbekümmertem Muthwillen hinzuzeichnen, als er ſie aufgefaßt haben mochte. Aber dennoch erreicht er erſt vermittelſt der dichteriſchen Behandlung den Gipfel ſeiner dramatiſchen Vortrefflichkeit. Hier iſt ſein Styl einfältig, kräftig, groß und edel. Wer wird ſich nicht gern zu einigen Härten bequemen, wo ihn ſo viel einſchmeichelnde Zartheit dafür entſchädigt? Shakeſpeare hat alles Hohe und Tiefe in ſeinem Daſeyn verknüpft; ſeine fremdartigſten Eigenſchaften beſtehen friedlich neben einander: in ſeiner kühnſten Erhabenheit iſt er noch ſchlicht und beſcheiden, in ſeiner Seltſamkeit natürlich. So zieht ſich ſelbſt die höchſte tragiſche Würde niemahls wie eine Glorie um ſeine Menſchen her; nein, es wird uns immer eine gleich vertraute Nähe geſtattet. In den vergleichungsweiſe wenigen Stellen, wo ſeine Poeſie aus dem wahren Dialog heraustritt, machten ihm eine zu gewaltige Einbildungskraft, ein zu üppiger Witz die völlige dramatiſche Entäuſſerung ſeiner ſelbſt unmöglich. Er giebt alsdann mehr als er ſollte, aber oft iſt es von der Art, daß man es ſich nicht ohne Bedauern würde nehmen laſſen.

Die Vorzüge ſeines Versbaues zu fühlen und zu würdigen, ſteht fremden Leſern weniger zu, als den Landsleuten des Dichters. Auch haben ihm Engliſche Beurtheiler in dieſem Stück volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Seine reimloſen Jamben ſind überaus mannichfaltig, bald mehr bald weniger regelmäßig, hier und da

ſogar regellos; (wovon doch manches auf die veränderte Ausſprache, manches auch darauf zu ſchieben iſt, daß Shakeſpeare gar nicht für genaue Abſchriften ſeiner Stücke ſorgte) immer aber ausdrucksvoll und gedrängt, oft von groſſer Schönheit und Lieblichkeit. Er iſt darin das älteſte, aber in ſeiner Gattung (denn Miltons Versbau mit ſeinen athemloſen Perioden würde für das Schauſpiel höchſt unpaſſend ſeyn) immer noch unübertroffene Vorbild der Engländer. Von ſeinen gereimten Verſen läßt ſich nicht daſſelbe ſagen. Sey es nun, daß die Engliſche Dichtkunſt ſich von dieſer Seite ſpäter ausgebildet, oder daß gewiſſe Reize der Sprache, wie manche Arten der Mahlerey, den Verwüſtungen der Zeit mehr ausgeſetzt ſind als andre: genug. Shakeſpeare's Reime ſind mehr veraltet, dunkel und fremd geworden, als ſeine reimloſen Verſe. In dieſen hat nach ihm nur Milton eigentlich Epoche gemacht; die Kunſt harmoniſch zu reimen hingegen, worin die Dichter im Zeitalter der Königin Eliſabeth nicht ganz unglücklich geweſen waren, ging im nächſtfolgenden völlig verloren, wurde dann in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts wieder erworben, vielfach bearbeitet, von Dryden und endlich von Pope zur höchſten möglichen Vollendung gebracht, aber auch für immer an eine wohlklingende Einförmigkeit gefeſſelt. Man muß alſo, um billig zu ſeyn, in dieſem Theil der Verskunſt nicht von Shakeſpeare fodern, was die Engliſche Sprache erſt hundert Jahre nachher liefern konnte, ſondern ihn etwa mit ſeinem Zeitgenoſſen Spencer

vergleichen, was gewiß ſehr zu ſeinem Vortheile ausſchlägt. Denn Spencer iſt oft gedehnt, Shakeſpeare, wenn ſchon gezwungen, doch immer kurz und bündig. Der Reim hat ihn weit häufiger dazu gebracht, etwas nöthiges auszulaſſen, als etwas unbedeutendes einzuſchalten. Doch ſind viele ſeiner gereimten Zeilen noch jetzt untadelich; ſinnreich mit anmuthiger Leichtigkeit und blühend ohne falſchen Schimmer. Die eingeſtreuten Lieder (des Dichters eigne nähmlich) ſind meiſtens ſüſſe kleine Spiele und ganz Geſang; man hört in Gedanken eine Melodie dazu, während man ſie blos lieſet.

Eine poetiſche Ueberſetzung, welche keinen von den charakteriſtiſchen Unterſchieden der Form auslöſchte, und ſeine Schönheiten, ſo viel möglich, bewahrte, ohne die Anmaßung ihm jemahls andre zu leihen; welche auch die misfallenden Eigenheiten ſeines Styls, was oft nicht weniger Mühe machen dürfte, mit übertrüge, würde zwar gewiß ein Unternehmen von großen, aber in unſrer Sprache nicht unüberſteiglichen Schwierigkeiten ſeyn. Haben doch die Engländer ſchon eine gelungne poetiſche Nachbildung von einem dramatiſchen Meiſterwerke: ſollte dieß um die Verdienſte der Ausländer ſonſt ſo unbekümmerte Volk wärmere Freunde unſrer großen Dichter aufzuweiſen haben, als wir der ſeinigen? Denn herzliche Liebe zur Sache iſt freylich ein ſo weſentliches Erforderniß bey einer ſolchen Arbeit, daß ohne ſie alle übrigen Geſchicklichkeiten nichts helfen können. Auch möchten die ſechs und dreyßig Stücke Shakeſpeare's eine zu lange

Bahn für einen Einzigen ſeyn, um ſie auf dieſe Art zu durchlaufen: vor der Hand wäre es genug, wenn mit einzelnen Stücken der Verſuch gemacht würde.

Ich wage zu behaupten, daß eine ſolche Ueberſetzung in gewiſſem Sinne noch treuer als die treueſte proſaiſche ſeyn könnte. Denn nicht gerechnet, daß dieſe eine entſchiedne Unähnlichkeit mit dem Original hat, welche ſich über das Ganze verbreitet, ſo ſtellt ſich dabey ſehr oft die Verlegenheit ein, entweder den Ausdruck ſchwächen, oder ſich in Proſa erlauben zu müſſen, was nur der Poeſie, und auch ihr kaum anſteht. Ferner würde es erlaubt ſeyn, ſich dem Dichter in ſeiner Gedrungenheit, ſeinen Auslaſſungen, ſeinen kühnen und nachdrücklichen Wendungen und Stellungen weit näher anzuſchmiegen. Hart möchte die Treue des Ueberſetzers zuweilen ſeyn, und er müßte ſich den freyeſten Gebrauch unſrer Sprache in ihrem ganzen Umfange (eine alte Gerechtſame der Dichter, was auch Grammatiker einwenden mögen) nicht vorwerfen laſſen; aber nie dürfte ſie ſchwerfällig werden. Er überhüpfe lieber eine widerſpenſtige Kleinigkeit, als daß er in Umſchreibungen verfallen ſollte. In der Kürze wetteifre er mit ſeinem Meiſter, obgleich die Engliſche Sprache wegen ihrer Einſylbigkeit, welche ſonſt der Schönheit des Versbaues nicht ſehr günſtig iſt, hierin vieles voraus hat, und ruhe nicht eher, als bis er ſich überzeugt, er habe darin alles im deutſchen Thunliche geleiſtet. Nicht immer wird er Vers um Vers geben können, aber doch meiſtentheils, und den Raum, den er an Einer Stelle einbüßt, muß er an einer andern wieder zu gewinnen ſuchen. Dieß iſt ſehr wichtig, denn geht er in Einem Verſe über das Maaß hinaus, ſo muß er es auch in den folgenden, bis er ſich wieder in gleichen Schritt geſetzt hat. Dadurch werden dann Sätze, welche im Engliſchen Eine Zeile mit ſchöner Rundung umſchließt, in zwey aus einander geriſſen, und die bedeutenden Schlüſſe

der Verſe, worauf bey ihrem harmoniſchen Falle ſo viel beruht, verändert. Es beweißt die große Uebereinſtimmung der beyden Sprachen, daß manche Zeilen Shakeſpeare's, wenn man ſie wörtlich und mit beybehaltner Ordnung überträgt, ſich wie von ſelbſt in daſſelbe Maaß fügen; hingegen ſtehe ich dem Ueberſetzer nicht dafür, daß bey manchen andern auch die vielfältigſte Verſuche nur ein halbes Gelingen zu Wege bringen möchten. Er hüte ſich vor einer zu ſteifen Regelmäßigkeit in ſeinen reimloſen Jamben: aber zu ſchön können ſie ſchwerlich ſeyn. Es iſt in unſrer Sprache nicht ſo leicht, als man ſich gewöhnlich einbildet, dieſem Sylbenmaße alle Vollkommenheit, deren es empfänglich iſt, zu geben, wie ſchon daraus erhellet, daß wir ſo wenig Vortreffliches darin beſitzen. In den gereimten Verſen wird man ſich mit einer weniger wörtlichen Treue begnügen müſſen: ihr eigenthümliches Kolorit iſt die Hauptſache, und dieſes kann nur durch Beybehaltung des Reimes übertragen werden. Vielleicht wird es hier oft unvermeidlich ſeyn, wenn man nicht zu viel weglaſſen oder gar Ein Paar Verſe in zwey ausdehnen will, ſtatt des fünffüßigen den ſechsfüßigen Jamben zu gebrauchen, wodurch Sentenzen und Schilderungen weniger verlieren, als die eigentlich dialogiſchen Stellen.

Uebrigens wäre alles ſorgfältig zu entfernen, was daran erinnern könnte, daß man eine Kopie vor ſich hat. Die Wortſpiele, welche ſich nicht übertragen, oder durch ähnliche erſetzen laſſen, müßten zwar wegbleiben, aber ſo, daß keine Lücke ſichtbar würde. Eben ſo hätte es der Ueberſetzer mit durchaus fremden und ohne Kommentar unverſtändlichen Anſpielungen zu halten. Von bloß zufälligen Dunkelheiten dürfte er den Text befreyen; aber wo der Ausdruck ſeinem Weſen nach verworren iſt, da könnte auch dem Deutſchen Leſer die Mühe des Nachſinnens nicht erſpart werden. Schon Wieland hat treffend darge-

than, warum man Shakeſpeare nirgends und in keinem Stücke muß verſchönern wollen. Ein ganz leichter Anſtrich des Alten in Wörtern und Redensarten würde keinen Schaden thun. Nicht alles Alte iſt veraltet, und Luthers Kernſprache iſt noch jetzt deutſcher als manche neumodige Zierlichkeit. Obgleich Shakeſpeare's Sprache in dem Zeitalter, worin er ſchrieb, neu und gebräuchlich war, ſo trägt ſie doch das Gepräge der damahligen noch einfältigeren Sitten, und in der Sprache unſrer biedern Vorältern, drücken ſich dergleichen ebenfalls aus. Solche Wörter und Redensarten, welche unſre heutige Verfeinerung bloß zu ihrem Behufe erſonnen, wären wenigſtens ſorgfältig zu vermeiden. Die dramatiſche Wahrheit müßte überall das erſte Augenmerk ſeyn: im Nothfall wäre es beſſer, ihr etwas von dem poetiſchen Werth aufzuopfern als umgekehrt.

Dieſe Foderungen ließen ſich leicht noch mit vielen andern vermehren; allein ich möchte einem Verehrer Shakeſpeare's, der, wie ich weiß, es mit einigen Stücken verſucht hat, keinen ſehr willkommenen Dienſt thun, indem ich durch den aufgeſtellten Begriff einer Vollendung, die vielleicht gar nicht erreicht werden kann, ſeine Arbeit ſchon im Voraus unter ihren wahren Werth herabſetze. Er liebt indeſſen den göttlichen Dichter ſo ſehr, daß er ſich freuen wird, wenn mein Eifer ihm Nebenbuhler bey dieſer Unternehmung erweckt, die durch ein glücklicheres Gelingen ſeine Bemühungen verdunkeln.

Die Horen

Jahrgang 1796

Fünftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Innhalt des fünften Stücks.

I.	Benvenuto Cellini. Fortſetzung.	Seite 1
II.	Die Pulver-Verſchwörung in England im Jahre 1605.	— 51
III.	Elegie.	— 79
IV.	Eine Nachahmung der erſten Satyre des Juvenal.	— 81
V.	Sehnſucht nach Frieden.	— 87
VI.	Die Chariten. Theokrits ſechzehnte Idylle.	— 92

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Fünftes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.

Fortsetzung.

Vorerinnerung.

Durch den Wettstreit Carl des Fünften und Franz des Ersten war Italien äusserst beunruhigt. Bisher hatten die Päbste sich an den Kaiser gehalten, als aber, bei Pavia, der König von Frankreich gefangen ward, fürchteten die Italiänischen Fürsten für ihre Freiheit; sogleich griffen sie zu dem gewöhnlichen Hülfsmittel, sie schlossen einen Bund, welchem Clemens der Siebente beytrat. Dies war die Ursache alles seines Unglücks, die Coloneser empörten sich, Bourbon zog gegen Rom und die Stadt ward geplündert.

1527.

Schon war alles in Waffen! Pabst Clemens hatte sich vom Herrn Johann von Medicis einige Haufen Soldaten ausgebeten, welche auch ankamen; diese trieben so wildes Zeug in Rom, daß es gefährlich war, in öffentlichen Werk-

ſtätten zu arbeiten. Deßwegen zog ich in ein gutes Hauß hinter den Bänken und arbeitete daſelbſt für alle meine Freunde; doch bedeuteten in der Zeit meine Arbeiten nicht viel und ich ſchweige deßhalb davon. Ich vergnügte mich damals viel mit Muſik und an andern ähnlichen Luſtbarkeiten.

Pabſt Clemens hatte indeſſen, auf Anrathen des Herrn Jacob Salviati, die fünf Compagnien des Johann von Medicis, der ſchon in der Lombardie umgekommen war, wieder verabſchiedet. Bourbon, der erfuhr, daß keine Soldaten mehr in Rom waren, drang mit ſeinem Heer grade auf die Stadt. Bey dieſer Gelegenheit griff jedermann zu den Waffen, und Alexander del Bene, deſſen Freund ich war, und dem ich ſchon einmal, zu der Zeit, als die Coloneſer nach Rom kamen, das Haus bewacht hatte, bat mich bey dieſer wichtigen Gelegenheit: daß ich fünfzig bewaffnete Männer aufbringen, und, an ihrer Spitze, wie vormals, ſein Haus bewachen ſolle. Ich brachte fünfzig der tapferſten jungen Leute zuſammen, und wir wurden bey ihm wohl unterhalten und bezahlt. Schon war das Bourboniſche Heer vor den Mauren von Rom, und Alexander bat mich, ich möchte mit ihm ausgehen. Wir nahmen einen der beſten Leute mit, und unterweges ſchlug ſich noch ein junger Menſch zu uns, der Cecchino della Caſa hieß. Wir kamen auf die Mauren beym Campo Santo, und ſahen das mächtige Heer, das alle Gewalt anwendete, grade an dieſem Flecke, in die Stadt zu dringen. Die Feinde verlohren viel, man ſtritt mit aller Macht und es war der dickſte Nebel. Ich kehrte mich zu Alexan-

dern und ſagte: Laß uns ſobald als möglich nach Hauſe gehen, hier iſt kein Mittel in der Welt. Jene kommen herauf und dieſe fliehen. Alexander ſagte erſchrocken: Wollte Gott, wir wären gar nicht hergekommen und wendete ſich, mit groſſer Heftigkeit, nach Hauſe zu gehen. Ich tadelte ihn und ſagte: da ihr mich hergeführt habt, müſſen wir auch irgend etwas männliches thun! und ſo kehrte ich meine Büchſe gegen den Feind und zielte in ein recht dichtes Gedräng, nach einem, den ich über die andern erhoben ſah; der Nebel aber ließ mich nicht unterſcheiden, ob er zu Fuß oder zu Pferd ſey. Ich wendete mich zu Alexandern und Cecchino und ſagte ihnen, wie ſie auch ihre Büchſen abſchieſſen und ſich dabey vor den Kugeln der Feinde in Acht nehmen ſollten. So feuerten wir unſere Gewehre zweymal ab, darauf ſchaute ich behutſam über die Mauer und ſah einen ganz auſſerordentlichen Tumult unter ihnen. Es war der Connetable von Bourbon, von unſern Schüſſen gefallen; denn, wie man nachher vernahm, ſo war es der geweſen, den ich über die andern erhoben geſehen hatte. Wir machten, daß wir über Campo Santo wegkamen, gingen durch St. Peter und gelangten mit gröſter Schwierigkeit zu dem Thore der Engelsburg, denn die Herren Rienzo da Ceri und Oratio Baglioni verwundeten und erſchlugen alle, die von der Vertheidigung der Mauer zurückweichen wollten. Schon war aber ein Theil der Feinde in Rom und wir hatten ſie auf dem Leibe. Der Caſtellan wollte eben das Fallgatter niederlaſſen, es ward ein wenig Platz, und wir vier kamen noch hinein.

Sogleich faßte mich der Capitain Pallone, von den Medicäern, an, als einen, der zum Hauſe des Papſtes gehörte, und führte mich hinauf auf die Baſtey, ſo daß ich wider Willen Alexandern verlaſſen mußte.

Zu gleicher Zeit war Pabſt Clemens über die Gallerien des Caſtells gekommen, denn er wollte nicht eher aus ſeinem Pallaſte gehen, und glaubte nicht, daß die Feinde in die Stadt dringen würden. So war ich nun mit den andern eingeſperrt, und fand mich nicht weit von einigen Kanonen, die ein Bombardier von Florenz, Nahmens Julian, in Aufſicht hatte. Dieſer ſahe durch eine Oefnung des Mauerkranzes ſein Haus plündern und Weib und Kinder herumſchleppen; er unterſtand ſich nicht zu ſchieſſen, aus Furcht die Seinigen zu treffen, warf die Lunte auf die Erde und zerriß ſich heulend und ſchreyend das Geſicht; eben ſo thaten einige andere Bombardiere. Deßwegen nahm ich eine Lunte, ließ mir von einigen helfen, die nicht ſolche Leidenſchaften hatten, richtete die Stücke dahin, wo ich es nützlich glaubte, erlegte viele Feinde und verhinderte, daß die Truppen, die eben dieſen Morgen nach Rom herein kamen, ſich dem Kaſtell nicht zu nahe wagten; denn vielleicht hätten ſie ſich deſſen in dieſem Augenblicke bemächtigt, wenn man ihnen nicht das grobe Geſchütz entgegen geſtellt hätte. So fuhr ich fort zu feuern, darüber mich einige Cardinäle und Herren von Herzen ſegneten und anfeuerten, ſo daß ich voller Muth und Eifer das möglichſte zu thun fortfuhr. Genug, ich war Urſache daß dieſen Morgen das Caſtell erhalten wur-

de, und ſo hielt ich mich den ganzen Tag dazu, da denn nach und nach die übrigen Artilleriſten ſich wieder zu ihrem Dienſte bequemten.

Papſt Clemens hatte einem groſſen römiſchen Edelmann, Herrn Antonius Santa Croce, die ſämmtlichen Artilleriſten untergeben. Gegen Abend, während daß die Armee von der Seite di Tras Tevere hereinkam, trat dieſer treffliche Mann zu mir, war ſehr freundlich und ſtellte mich, bey fünf Stücken, auf den höchſten Ort des Schloſſes, zunächſt dem Engel; man kann daſelbſt ringsherum gehen und ſieht ſowohl nach Rom hinein als hinauswärts. Er untergab mir ſo viel Leute als nöthig war, reichte mir eine Löhnung voraus und wies mir Brod und ein wenig Wein an; dann bat er mich, ich möchte auf die Weiſe, wie ich angefangen, fortfahren. Nun hatte ich manchmal zu dieſer Profeſſion mehr Luſt als zu der meinen gehabt, und jetzt that ich dieſe Dienſte um ſo lieber, als ſie mir ſehr zu ſtatten kamen. Da es Nacht wurde, ſah ich, der ich ohnedem zu neuen und wunderbaren Sachen immer ein groſſes Verlangen trug, von der Zinne des Caſtells, wo ich war, den ſchrecklichen und erſtaunlichen Brand von Rom, den ſo viele, die in den übrigen Winkeln des Caſtells ſteckten, nicht gewahr wurden.

So fuhr ich einen ganzen Monat fort, als ſo lange Zeit wir im Caſtell belagert waren, die Artillerie zu bedienen und ich erzähle nur die merkwürdigſten Vorfälle, die mir dabey begegneten. Obgedachter Herr Antonio von Santa Croce hatte mich vom Engel herunter gerufen um

nach Häuſſern in der Nachbarſchaft des Caſtells zu ſchieſſen, in die man einige Feinde hatte ſchleichen ſehen. Indem ich ſchoß kam eine Kugel von auſſen, die auf die Ecke einer Mauererhöhung traf und ſoviel davon mitnahm, daß es mein Glück war; denn die ganze Maſſe ſchlug mir auf die Bruſt, nahm mir den Athem, ſo daß ich für todt zur Erde fiel. Ich hörte aber alles, was die Umſtehenden ſagten. Darunter beklagte ſich Herr Santa Croce am meiſten und rief: o Wehe! ſie haben uns unſere beſte Hülfe genommen! Ueber dieſen Lärm kam einer meiner Geſellen dazu gelaufen, der Franz der Pfeiffer hieß, aber mehr auf die Medicin als auf die Muſik ſtudirte; dieſer machte einen Ziegel heiß, ſtreute eine gute Hand Wermuth darauf, ſprützte Griechiſchen Wein darüber, und legte mir den Stein auf die Bruſt, da, wo der Schlag ſichtbar war. Durch die Tugend des Wermuths erlangte ich ſogleich meine verlohrnen Kräfte wieder; ich wollte reden, aber es gieng nicht, denn einige dumme Soldaten hatten mir den Mund mit Erde verſtopft und glaubten mir damit die Communion gereicht zu haben. Wahrhaftig ſie hätten mich dadurch beynahe excommunicirt, denn ich konnte nicht wieder zu Athem kommen und die Erde machte mir mehr zu ſchaffen, als der Schlag.

Da ich mich nun erholt hatte, ging ich wieder mit aller Sorgfalt und Tapferkeit an meinen Dienſt. Pabſt Clemens hatte nach dem Herzog von Urbino um Hülfe geſchickt, der ſich bey dem Venetianiſchen Heere befand; der Abgeſandte hatte den Auftrag ſeiner Excellenz zu ſagen,

daß, ſo lange das Caſtell ſich hielte, alle Abend drey Feuer auf dem Gipfel angezündet und drey Kanonenſchüſſe dreymal wiederholt werden ſollten. Ich hatte den Befehl die Feuer zu unterhalten und die Stücke loß zu brennen. Unterdeſſen fuhren die Feinde fort übel zu hauſen, und ich richtete bey Tage mein Geſchütz dahin, wo es ihnen den meiſten Schaden that. Der Papſt wollte mir deßhalb beſonders wohl, weil er ſahe, daß ich mein Geſchäft mit der größten Aufmerkſamkeit betrieb; der Entſatz des Herzogs blieb auſſen, und es iſt hier der Platz nicht die Urſachen aufzuzeichnen.

Indeſſen ich das teufliſche Handwerk trieb, kamen einige Kardinäle mich zu beſuchen, am meiſten der Cardinal Ravenna und de Gaddi, denen ich öfters ſagte, ſie ſollten nicht heraus kommen, weil man ihre rothe Käppchen von weitem ſähe, und man deßwegen von den benachbarten Gebäuden, z. B. von Torre de Beni uns das größte Uebel zufügen könnte; am Ende ließ ich ſie ausſperren, welches ſie mir äuſſerſt übel nahmen.

Auch kam oft Herr Oratio Baglioni zu mir, der mir ſehr wohl wollte. Eines Tages ſah er, indem wir ſprachen, in einem Wirthshauſe vor dem Thor des Caſtells einige Bewegungen. An dieſem Gebäude war das Zeichen der Sonne, zwiſchen zwey Fenſtern mit rother Farbe angemahlt, die Fenſter waren zu und er glaubte, daß an der Wand hinter der Sonne eine Geſellſchaft Soldaten bey Tiſche ſäſſe und ſchmaußte. Deßwegen ſagte er: Benvenuto! wenn du Luſt hätteſt einen Schuß auf dieſe Sonne

zu richten, ſo würdeſt du gewiß ein gutes Werk thun, denn es iſt dort herum ein groſſer Lärm, es müſſen Leute von Bedeutung ſeyn. Ich antwortete darauf: Herr, es iſt was leichtes den Schuß zu thun, aber die Mündung der Kanone kommt nahe an den Korb mit Steinen, der auf der Mauer ſteht, und die Heftigkeit des Feuers und der Luft werden ihn hinunter werfen. Beſinne dich nicht lange, antwortete er ſogleich, und der Korb wird, wie er ſteht, nicht fallen und fiel er auch, und ſtünde der Papſt drunten, ſo wäre das Uebel kleiner als du denkſt. Schieſſe! ſchieſſe! Ich dachte nicht weiter nach und traf, wie ich verſprochen hatte, in die Mitte der Sonne; aber auch der Korb fiel, wie ich geſagt hatte, und ſtürzte grade zwiſchen den Cardinal Farneſe und Herrn Jacob Salviati hinein, und hätte ſie erſchlagen, wenn ſie ſich nicht eben glücklicherweiſe gezankt hätten. Denn der Cardinal warf Herrn Jacob vor, er ſey ſchuld an der Verheerung Roms, darüber ſchimpften ſie einander beyde, und waren im Zorn ein wenig auseinander getreten. Als nun unten im Hofe der groſſe Lärm entſtand, eilte Herr Oratio ſchnell hinab und ich ſchaute über die Mauer, wohin der Korb gefallen war und hörte einige ſagen: man ſollte die Kanoniere gleich todt ſchlagen; deßwegen rüſtete ich zwey Falkonette grade auf meine Treppe; feſt entſchloſſen den erſten, der herauf käme, mit meinem Feuer zu empfangen. Es kamen auch wirklich einige Diener des Cardinal Farneſe und ſchienen Auftrag zu haben, mir etwas unangenehmes zu erzeigen. Deßwegen trat ich vor mit der Lunte in der Hand. Einige

davon kannte ich und rief: Beym Himmel! wenn ihr euch nicht gleich wegmacht, und ſich einer unterſteht, dieſe Treppe herauf zu kommen; hier habe ich zwey Falkonette ganz bereit, mit dieſen will ich euch ſchlecht bewillkommen. Geht, ſagt dem Cardinal, ich habe gethan, was meine Obern mir befohlen haben, und was wir thun geſchieht zum Beſten der Pfaffen, nicht um ſie zu beleidigen.

Hierauf kam Herr Oratio Baglioni gleichfalls herauf gelaufen, ich traute nicht, und rief ihm zu: er ſolle zurückbleiben, oder ich würde nach ihm ſchieſſen. Er hielt an, nicht ohne Furcht und ſagte: Benvenuto! ich bin dein Freund — Ich verſetzte: wenn ihr allein ſeyd, ſo kommt nur dießmal, wann ihr wollt.

Dieſer Herr war ſehr ſtolz, beſann ſich einen Augenblick und ſagte mit Verdruß: Ich hätte Luſt nicht mehr zu dir hinauf zu kommen und grade das Gegentheil zu thun von dem was ich für dich im Sinne hatte. Ich ſagte: Wie ich hierher geſetzt ſey andere zu vertheidigen, ſo würde ich auch im Nothfall mich ſelbſt zu ſchützen wiſſen. Darauf ſagte er: ich komme allein! und als er herauf ſtieg ſah ich, daß er ſich mehr als billig verfärbt hatte; deßwegen legte ich die Hand an den Degen und war auf meiner Hut. Darüber fing er an zu lachen, die Farbe kam in ſein Geſicht zurück, und er ſagte mir auf die freundlichſte Weiſe von der Welt: Mein Benvenuto! ich will dir ſo wohl, als ich vermag, und wenn mit Gottes Willen die Zeit kommt, ſollſt du es erfahren. Wollte Gott, du hätteſt die beyden Schurken erſchlagen, der eine iſt Schuld an

ſo groſſem Unheil und von dem Andern iſt vielleicht noch etwas ſchlimmers zu erwarten. Alsdann erſuchte er mich, ich ſolle nicht ſagen, daß er im Augenblick, da der Korb hinabgeſtürzt, bey mir geweſen ſey, und übrigens ſollte ich ruhig ſeyn. Der Lärm war groß und dauerte eine Weile fort.

Indeſſen that ich alle Tage etwas bedeutendes mit meinen Stücken, und erwarb die gute Meynung und Gnade des Pabſtes. Er ſtand einſt auf der runden Baſtey und ſah auf den Wieſen einen Spaniſchen Hauptmann, den er an einigen Merkmalen für einen ehemaligen Diener erkannte, und ſprach darüber mit ſeinen Begleitern. Ich war oben beym Engel und wußte nichts davon; aber ich ſah einen Mann, der, mit einem Spieß in der Hand, an den Trancheen arbeiten ließ, und ganz roſenfarb gekleidet war. Ich überlegte, was ich ihm anhaben könnte, wählte ein Stück, lud es mit Sorgfalt, und richtete es im Bogen auf den rothen Mann, der aus einer ſpaniſchen Großſprecherey den bloſen Degen queer vor dem Leibe trug. Meine Kugel traf den Degen und man ſah den Mann, in zwey Stücke getheilt, niederfallen.

Der Papſt, der ſo etwas nicht erwartete, theils weil er nicht glaubte, daß eine Kugel ſo weit reichen könne, theils weil es ihm unbegreiflich war, den Mann in zwey Stücken getheilt zu ſehen, ließ mich rufen und ich erzählte ihm umſtändlich, welche Sorgfalt ich beym Schieſſen gebraucht hatte; wie aber der Mann in zwey Theile getheilt worden, konnte ich ſo wenig als er erklären.

Ich kniete nieder, und bat ihn, er mögte mir dieſen Todſchlag und die übrigen, die ich von hier aus, im Dienſte der Kirche begangen hatte, vergeben. Darauf erhub er die Hand, und machte mir ein gewaltiges Creutz über meine ganze Figur, ſegnete mich, und verzieh mir alle Mordthaten, die ich jemals im Dienſte der Apoſtoliſchen Kirche verübt hatte und noch verüben würde. Ich ging wieder hinauf, fuhr fort zu ſchieſſen, und traf immer beſſer; aber mein Zeichnen, meine ſchönen Studien, meine angenehme Muſik gingen mir alle im Rauch fort und ich hätte wunderbare Sachen zu erzählen, wenn ich alle ſchöne Thaten aufzeichnen wollte, welche ich in dieſem grauſamen Höllenweſen verrichtet habe. Ich will nur noch gedenken, daß ich den Feind durch anhaltendes Feuer verhinderte, ſeine Ablöſungen durch den Porton von St. Spirito zu führen, worauf er mit groſſer Unbequemlichkeit jedesmal einen Umweg von drey Miglien machen mußte.

Einige Zeit vorher hatte Papſt Clemens, der die dreyfachen Kronen und die ſämmtlichen ſchönen Juwelen der Apoſtoliſchen Kammer gerettet hatte, mich kommen laſſen, und ſchloß ſich mit mir und ſeinem Cavalier in ein Zimmer ein. Dieſes Cavalierchen war ein Franzoß und hatte im Stall von Philipp Strozzi gedient; der Papſt hatte ihn aber ſehr reich gemacht, weil er ihm groſſe Dienſte geleiſtet hatte, und ob er gleich von der niedrigſten Herkunft war, ſo vertraute ihm doch der Pabſt als wie ſich ſelbſt. Sie legten mir die Kronen und die ſämmtlichen Edelſteine vor, und trugen mir auf, ſie aus ihrer goldnen Faſſung auszu-

brechen. Ich that es, dann wickelten wir jeden Edelstein in ein Stückchen Papier, und näheten ſie dem Papſt und dem Cavalier in die Falten der Kleider. Sie gaben mir darauf das Gold, das ohngefähr zweyhundert Pfund betrug, mit dem Auftrag, es aufs heimlichſte zu ſchmelzen. Ich ging hinauf zum Engel, wo mein Zimmer war, das ich verſchlieſſen konnte, und erbaute ſogleich einen Windofen, richtete unten einen ziemlich groſſen Aſchenheerd ein; oben lag das Gold auf Kohlen, und fiel, ſo wie es ſchmolz, in den Heerd herunter.

Indeſſen der Ofen arbeitete, paßte ich beſtändig auf, wie ich dem Feind einen Abbruch thun könnte, und richtete in den Trancheen groſſen Schaden an. Gegen Abend kam einer ſehr ſchnell auf einem Maulthier geritten, der mit den Leuten in der Tranchee ſprach; ich und die meinigen ſchoſſen ſo gut, daß das Maulthier todt zur Erde fiel, und der Reuter verwundet weggetragen wurde. Darauf entſtand ein groſſer Tumult in den Laufgräben und ich feuerte noch einigemal hin. Es war der Prinz von Oranien, den ſie bald darauf in ein nahes Wirthshaus trugen, und in kurzem verſammelte ſich daſelbſt der ganze Adel des Kriegsheeres.

Kaum hatte der Papſt die That vernommen, als er mich rufen ließ und ſich näher erkundigte. Ich erzählte ihm den Fall und fügte hinzu, es müſſe ein Mann von groſſer Bedeutung ſeyn, weil ſich in dem gedachten Wirthshauſe alles verſammle. Der Papſt, dem dieß zu einem guten Gedanken Anlaß gab, ließ Herrn Santa Croce ru-

fen und ſagte, er ſolle uns andern Bombardieren befehlen, unſer Geſchütz auf gedachtes Haus zu richten, und wir ſollten auf das Zeichen eines Flintenſchuſſes ſämmtlich auf einmal loßſchieſſen, wodurch das Haus zuſammen ſtürzen und die Häupter des feindlichen Heeres umkommen würden. Die Soldaten ohne Anführer würden ſich alsdann zerſtreuen, und ſo würde Gott ſein Gebet erhören, das er ſo eifrig thue, ihn von dieſen Räubern zu befreyen. Wir richteten unſer Geſchütz nach dem Befehl des Herrn Santa Croce und erwarteten das Zeichen.

Dieſes vernahm der Cardinal Orſino und fing an, ſich mit dem Pabſte zu ſtreiten. Man ſolle, ſagte er, einen ſolchen Schlag nicht ſo leichtſinnig thun, ſie wären eben im Begriff eine Capitulation zu ſchlieſſen, und die Truppen, wenn ſie keine Anführer hätten, würden erſt recht unbändig werden und das Caſtell ſtürmen, darüber denn alles zu Grunde gehen müßte. Der arme Pabſt, in Verzweifelung ſich von innen und auſſen verrathen zu ſehen, wiederrief ſeinen Befehl, ich aber konnte mich nicht halten, gab Feuer und traf einen Pfeiler des Hofes, an den ſich viele Perſonen lehnten; ich muß ihnen dadurch viel Schaden zugefügt haben, denn ſie verlieſſen das Haus. Der Cardinal Orſino ſchwur, daß er mich wollte hängen, oder auf irgend eine Weiſe umbringen laſſen, aber der Papſt vertheidigte mich ſehr lebhaft.

Sobald das Gold geſchmolzen war, trug ich es zum Papſte, er dankte mir aufs beſte, und befahl dem Cavalier, daß er mir fünf und zwanzig Scudi geben ſolle, ent-

ſchuldigte ſich zugleich, daß er gegenwärtig nicht mehr entbehren könne.

Wenig Tage darauf kam die Capitulation zu Stande und ich machte mich mit Herrn Oratio Baglioni auf den Weg nach Perugia, wo mir derſelbe die Compagnie übergeben wollte. Ich mochte ſie aber damals nicht annehmen, ſondern verlangte meinen Vater zu beſuchen und meine Verbannung von Florenz abzukaufen. Herr Oratio, der eben in Florentiniſche Dienſte getreten war, empfahl mich einem ihrer Abgeordneten, als einen von den ſeinigen, und ſo eilte ich mit einigen andern Geſellen in die Stadt. Die Peſt wüthete gewaltſam in derſelben und meine Ankunft machte dem alten Vater groſſe Freude, er glaubte, ich ſey bey der Verheerung Roms umgekommen oder würde doch wenigſtens nackt zu ihm zurückkehren. Schnell erzählte ich ihm die Teufeleien von der Verheerung und Plünderung und ſteckte ihm eine Anzahl Scudi in die Hand, die ich auch auf gut ſoldatiſch gewonnen hatte, und nachdem wir uns genug geliebkoßt, giengen wir zu den Achten, um den Bann abzukaufen. Es war derſelbige Mann noch darunter, der mich ehemals verdammt und meinem Vater die harten Worte geſagt hatte. Mein Alter ließ nicht undeutlich merken, daß die Sache jetzt ganz anders ſtehe, und bezog ſich auf die Protection des Herrn Oratio mit nicht weniger Zufriedenheit. Ich ließ mich dadurch verleiten ihm zu erzählen, daß Herr Oratio mich zum Hauptmann erwählt habe, und daß ich nun daran denken müſſe, die Compagnie zu übernehmen. Mein Vater, über dieſe

Eröfnung beſtürzt, bat mich um Gottes Willen, von dieſem Vorſatz abzulaſſen; er wiſſe zwar, daß ich hierzu wie zu gröſſern Dingen geſchickt ſey; ſein anderer Sohn, mein Bruder ſey aber ſchon ein ſo braver Soldat, und ich möchte doch die ſchöne Kunſt, die ich ſo viele Jahre getrieben, nicht auf einmal hintanſetzen. Er traute mir nicht, ob ich gleich verſprach ihm zu gehorchen, denn als ein kluger Mann ſah er wohl ein, daß, wenn Herr Oratio käme, ich, ſowohl um mein Verſprechen zu erfüllen, als auch aus eigner Neigung, mich in den Krieg begeben würde, und ſo ſuchte er mich auf eine gute Art von Florenz zu entfernen. Er gab mir bey der entſetzlichen Peſt ſeine Angſt zu bedenken, er fürchte immer mich angeſteckt nach Hauſe kommen zu ſehen, er erinnere ſich in ſeiner Jugend einige Jahre in Mantua ſehr wohl aufgenommen und vergnügt geweſen zu ſeyn; er beſchwur mich je eher je lieber dorthin zu gehen, und der anſteckenden Seuche auszuweichen. Ich war niemals in Mantua geweſen und mochte überhaupt gern die Welt ſehen, daher entſchloß ich mich zu reiſen, ließ den gröſten Theil meines Geldes dem Vater und empfahl ihn der Sorge einer Schweſter, die Coſa hieß, und die, da ſie ſich zum ehelichen Stand nicht entſchlieſſen konnte, als Nonne in das Kloſter St. Orſula gegangen war. Sie ſorgte dabey für den alten Vater, und nahm ſich einer jüngern Schweſter an, die an einen Bildhauer verheirathet war. So empfing ich meines Vaters Seegen und machte auf einem guten Pferde den Weg nach Mantua.

Ich hätte viel zu erzählen, wenn ich beſchreiben woll-

te, wie es mir unterweges gegangen iſt; denn die Welt war voll Peſt und Krieg, ſo daß ich dieſe kleine Reiſe nur mit vieler Schwierigkeit zurücklegte.

Sobald ich anlangte ſah ich mich nach Arbeit um, und ward von Meiſter Nikolaus von Mailand, dem Goldſchmiede des Herzogs, aufgenommen. Einige Tage hernach ging ich den trefflichen Julius Roman zu beſuchen, den ich von Rom aus kannte, der mich auf das freundlichſte empfing und übel nahm, daß ich nicht bey ihm abgeſtiegen war. Er lebte als ein groſſer Herr und baute für den Herzog, auſſen vor der Stadt, ein herrliches Werk, das man noch immer bewundert.

Julius ſäumte nicht, mit dem Herzog von mir aufs ehrenvollſte zu ſprechen, der mir auftrug ein Modell zu machen, zu einem Käſtchen, um das Blut Chriſti darin aufzunehmen, von welchem ſie ſagen, daß Longin es gebracht habe. Darauf wendete er ſich zu Herrn Julius und ſagte: er möchte mir eine Zeichnung zu gedachter Arbeit machen. Darauf antwortete Herr Julius: Benvenuto iſt ein Mann, der keiner fremden Zeichnung bedarf, und Sie werden es, Gnädiger Herr, ſelbſt beurtheilen, wenn Sie ſein Modell ſehen werden. Ich machte alſo zuerſt eine Zeichnung für das Reliquienkäſtchen, in welches man die Ampulle bequem ſetzen konnte. Dann machte ich ein Modellchen von Wachs für eine Figur oben darauf; ſie ſtellte einen ſitzenden Chriſtus vor, der in der linken erhöhten Hand ein Creutz hielt, woran er ſich lehnte; mit der rechten ſchien er die Wunde der Bruſt zu eröfnen. Dieſes

Modell gefiel dem Herzog auſſerordentlich, er bezeugte mir darüber die gröſste Gunſt und gab mir zu verſtehen, daſs er mich in ſeinem Dienſte zu behalten wünſchte.

Indeſſen hatte ich ſeinem Bruder dem Cardinal meine Aufwartung gemacht; dieſer erbat ſich von dem Herzog, daſs ich ihm ſein groſſes Siegel machen dürfte, welches ich auch anfing. Unter der Arbeit überfiel mich das viertägige Fieber und der Paroxismus machte mich jederzeit raſend; da verfluchte ich Mantua und ſeinen Herrn und jeden, der da zu verweilen Luſt hatte. Dieſe Worte wurden dem Herzog durch einen Goldſchmied hinterbracht, der ungern ſahe, daſs der Fürſt ſich meiner bediente; und über dieſe meine kranken Worte zürnte der Herr mit mir, ich war auf ſeine Reſidenz verdrieſslich, und wir hegten alſo beyde einen Groll gegen einander. In vier Monaten hatte ich mein Siegel geendigt, ſo wie andere kleine Arbeiten für den Herzog, unter dem Nahmen des Cardinals. Dieſer bezahlte mich reichlich, bat mich aber, daſs ich nach Rom in jenes herrliche Vaterland zurückkehren möchte, wo wir uns erſt gekannt hatten.

Mit einer guten Summe Scudi verreiste ich von Mantua, und kam nach Governo, wo der tapfre Herr Johann von Medicis umgekommen war. Hier ergriff mich ein kleiner Fieberanfall, der aber meine Reiſe nicht verhinderte, denn die Krankheit blieb an dem Ort, und war mir nicht wieder beſchwerlich.

In Florenz eilte ich ſogleich nach meines Vaters Haus und klopfte ſtark an; da guckte ein tolles, bucklichtes Weib

aus dem Fenſter, hieß mich mit vielen Scheltworten fortgehen und betheuerte, daß ich angeſteckt ſey. Ich ſagte darauf: verruchter Buckel! iſt niemand anders im Hauſe als du, ſo ſolls dein Unglück ſeyn. Laß mich nicht länger warten, rief ich mit lauter Stimme. Ueber dieſem Lärm kam eine Nachbarin heraus, die mir ſagte, mein Vater und alle vom Hauſe ſeyen geſtorben, meine jüngere Schweſter Liberata, die auch ihren Mann verlohren habe, ſey nur noch allein übrig, und ſey von einer frommen Dame aufgenommen worden. Ich hatte ſchon ſo etwas vermuthet, und erſchrack deßwegen weniger.

Unterweges nach dem Wirthshauſe fand ich zufälliger Weiſe einen Freund, an deſſen Haus ich abſtieg. Wir gingen darauf auf den Markt, wo ich erfuhr, daß mein Bruder noch lebte, und ſich bey einem Bekannten aufhielt. Wir ſuchten ihn ſogleich auf, und hatten beyde unendliche Freude uns wieder zu ſehen, denn jedem war die Nachricht von des andern Tod zugekommen. Alsdann lachte er, nahm mich bey der Hand und ſagte: Komm! ich führe dich an einen Ort, den du nicht vermutheſt, ich habe Schweſter Liberaten wieder verheirathet, ſie hält dich auch für todt. Unterweges erzählten wir einander die luſtigſten Geſchichten, die uns begegnet waren, und als wir zu meiner Schweſter kamen, war ſie über die unerwartete Neuigkeit dergeſtalt auſſer ſich, daß ſie mir ohnmächtig in die Arme fiel. Niemand ſprach ein Wort, und der Mann, der nicht wußte, daß ich ihr Bruder war, verſtummte gleichfalls. Mein Bruder erklärte das Räthſel, man kam der Schwe-

ſter zu Hülfe, die ſich bald wieder erhohlte, und nachdem ſie den Vater, die Schweſter, den Mann und einen Sohn ein wenig beweint hatte, machte ſie das Abendeſſen zurecht. Wir feyerten auf das anmuthigſte ihre Hochzeit und ſprachen nicht mehr von Todten, ſondern waren luſtig und froh, wie es ſich bey einem ſolchen Feſte geziemet.

Bruder und Schweſter baten mich gar ſehr in Florenz zu bleiben, und mich von meiner Luſt nach Rom zu gehen nicht hinreiſſen zu laſſen. Auch mein alter Freund, Peter Landi, der mir in meinen Verlegenheiten ſo treulich beygeſtanden hatte, rieth mir in meiner Vaterſtadt zu verweilen, um zu ſehen, wie die Sachen abliefen; denn man hatte die Medicis wieder verjagt, und zwar Herrn Hippolit, der nachher Cardinal, und Herrn Alexander, der Herzog ward. Ich fing an auf dem neuen Markt zu arbeiten, faßte viel Juwelen und gewann ein anſehnliches Geld.

Zu der Zeit war ein Sameſer, Mazetti genannt, aus der Türkey, wo er ſich lange aufgehalten hatte, nach Florenz gekommen; er beſtellte bey mir eine goldene Medaille am Hute zu tragen. Er war ein Mann von lebhaftem Geiſt und verlangte, ich ſolle ihm einen Herkules machen, der dem Löwen den Rachen aufreißt. Ich ſchritt zum Werke, und Michelagnolo Buonarotti kam, meine Arbeit zu ſehen, und, theils weil ich mir alle Mühe gegeben hatte, die Stellung der Figur und die Bravour des Löwen auf eine ganz andere Weiſe als meine Vorgänger abzubilden, theils auch, weil die Art zu arbeiten dem göttlichen Michelagnolo gänzlich unbekannt war, rühmte er mein

Werk aufs höchste, so, daß bey mir das Verlangen, etwas wichtiges zu machen, auf das äusserste vermehrt wurde. Darüber ward mir das Juwelenfassen verleidet, so viel Geld es mir auch eintrug.

Nach meinem Wunsche bestellte bey mir ein junger Mann, Nahmens Friedrich Ginori, gleichfalls eine Medaille; er war von erhabenem Geiste, war viele Jahre in Neapel gewesen, und hatte sich daselbst, als ein Mann von schöner Gestalt und Gegenwart in eine Prinzessin verliebt. Er wollte den Atlas, mit der Himmelskugel auf dem Rücken, vorgestellt haben, und bat den göttlichsten Michelagnolo, ihm eine kleine Zeichnung zu machen. Dieser sagte: gehet zu einem gewissen jungen Goldschmied, der Benvenuto heißt, euch gut bedienen wird und meine Zeichnung nicht braucht; damit ihr aber nicht denkt, daß ich euch in einer solchen Kleinigkeit nicht gefällig seyn wolle, will ich euch eine Zeichnung machen, Benvenuto mag indessen ein Modell bossiren und das beste kann man alsdann ins Werk setzen. Friedrich Ginori kam zu mir und sagte mir seinen Willen, zugleich auch, wie sehr Michelagnolo mich gelobt hatte. Da ich nun vernahm, daß ich ein Wachsmodell machen sollte, indessen der treffliche Mann zeichnete, gab mir das einen solchen Trieb, daß ich mit der größten Sorgfalt mich an die Arbeit machte. Da sie geendigt war, brachte mir ein genauer Freund des Michelagnolo, der Mahler Bugiardini, die Zeichnung des Atlas, alsdann zeigte ich ihm und Juliano mein Modell, das ganz verschieden von der Zeichnung des grossen Mannes

war, und beyde beſchloſſen, daß das Werk nach meinem Modell gemacht werden ſollte. So fing ich es an, Michelagnolo ſah es und ertheilte mir und dem Werk das größte Lob. Die Figur war aus Goldblech getrieben und hatte den Himmel als eine Criſtallkugel auf dem Rücken, auf welcher der Thierkreiß eingeſchnitten war. Beydes hatte einen Grund von Lapis Lazuli und nahm ſich äuſſerſt reitzend aus. Unten ſtanden die Worte: Summam tulisse juvat. Ginori war ſehr zufrieden, bezahlte mich aufs freygebigſte, und machte mir die Bekanntſchaft von Herrn Ludwig Alamanni, der ſich eben in Florenz aufhielt, brachte ihn oft in mein Haus und war Urſache, daß ich mir dieſes trefflichen Mannes Freundſchaft erwarb.

Indeſſen hatte der Pabſt Clemens der Stadt Florenz den Krieg angekündigt. Man bereitete ſich zur Vertheidigung, und in jedem Quartier richtete man die Bürgermiliz ein. Ich equipirte mich reichlich und ging mit den größten Florentiniſchen von Adel um, die ſich ſehr bereit und einig zur Vertheidigung der Stadt zeigten. Nun fanden ſich die jungen Leute mehr als gewöhnlich zuſammen und man ſprach von nichts, als von dieſen Anſtalten. Einmal um die Mittagsſtunde ſtand eine Menge ſolcher Menſchen und die erſten jungen Edelleute um meine Werkſtatt, als ich einen Brief von Rom bekam. Es ſchrieb mir ihn ein Mann, den man Meiſter Jacob vom Kahn nannte und zwar deßwegen, weil er zwiſchen der Engelsbrücke und Ponte Siſto die Leute mit einem Kahn überſetzte. Dieſer Meiſter Jacob war ein ſehr geſcheider Mann und führte die gefällig-

ſten und geiſtreichſten Reden. Er war ehemals in Florenz ein Verleger beym Tuchmacherhandwerk geweſen, Papſt Clemens war ihm ſehr günſtig und hörte ihn gerne reden. Als er ſich eines Tages mit ihm unterhielte, kamen ſie auch auf die Belagerung der Engelsburg zu reden, der Papſt ſagte viel gutes von mir, und fügte hinzu, wenn er wüßte wo ich wäre, möchte er mich wohl wieder haben. Meiſter Jacob ſagte: ich ſey in Florenz, der Pabſt trug ihm auf mich einzuladen, und nun ſchrieb er mir: ich ſollte wieder Dienſte beym Papſt nehmen und es würde mein Glück ſeyn.

Die jungen Leute wollten wiſſen, was der Brief enthalte, und ich verbarg ihn ſo gut ich konnte, ſchrieb an Meiſter Jacob und bat ihn, er möchte mir weder im böſen, noch im guten ſchreiben, und mich mit ſeinen Briefen verſchonen. Darauf ward ſeine Begierde nur noch gröſſer, und er ſchrieb mir einen andern Brief, der ſo ganz und gar das Maas überſchritt, daß es mir übel bekommen wäre, wenn ihn jemand geſehen hätte. Es ward mir darinn im Nahmen des Papſtes geſagt: daß ich ſogleich kommen ſolle! Meiſter Jacob meinte dabey: ich thäte wohl, wenn ich alles ſtehen und liegen lieſſe und mich nicht mit den raſenden Narren gegen den Pabſt auflehnte. Der Anblick dieſes Briefs erregte in mir eine ſolche Furcht, daß ich ſchnell meinen lieben Freund Landi aufzuſuchen eilte; er ſah mich mit Verwunderung an, und fragte was ich habe? da ich ihm ſo ſehr in Bewegung ſchien. Ich ſagte, daß ich ihm mein Anliegen nicht eröfnen könnte, ich bat ihn nur die

Schlüſſel zu nehmen, die ich ihm überreichte, und daß er Edelgeſteine und Gold, dieſem und jenem, den er auf meinem Buch würde geſchrieben finden, zurückgeben ſollte. Dann möchte er meine Sachen zu ſich nehmen und ſie nach ſeiner gewöhnlichen liebevollen Art verwahren, in wenig Tagen wollte ich ihm melden, wo ich mich befände. Vielleicht ſtellte er ſich ſelbſt die Sache ohngefähr vor und ſagte: Lieber Bruder! eile nur jetzt, dann ſchreibe mir, und wegen deiner Sachen ſey völlig unbeſorgt. So that ich denn auch, ich hatte recht mich ihm zu vertrauen, denn er war der treueſte, der weiſeſte, der redlichſte, der verſchwiegenſte und der liebevollſte Freund, den ich jemals gehabt habe.

Von Rom aus gab ich ihm ſogleich Nachricht. Ich hatte daſelbſt einen Theil meiner alten Freunde gefunden, von denen ich aufs beſte aufgenommen ward. Ein alter Goldſchmied, Raphael del Moro genannt, berühmt in ſeiner Kunſt, und übrigens ein braver Mann, lud mich ein in ſeiner Werkſtatt zu arbeiten und ihm an einigen wichtigen Werken zu helfen, wozu ich mich gern entſchloß und einen guten Verdienſt hatte.

Schon über zehen Tage war ich in Rom und hatte mich noch nicht bey Meiſter Jacob ſehen laſſen; er begegnete mir von ohngefähr, empfieng mich ſehr gut und fragte, wie lange ich in Rom ſey? Als ich ihm ſagte, ohngefähr vierzehen Tage, nahm er es ſehr übel und ſagte mir: es ſchien, daß ich mir aus einem Papſte wenig mache, der mir ſchon dreymal habe angelegentlich ſchreiben laſſen.

Eben dieſe verwünſchten Briefe hatten mich in Verdruß und Verlegenheit geſetzt, ich war böſe darüber, und gab ihm keine Antwort. Dieſer Mann war unerſchöpflich in Worten, es ſtrömte nur ſo aus dem Munde, ich wartete, bis er müde war, und ſagte dann ganz kurz: er möchte mich nur gelegentlich zum Papſte führen; darauf antwortete er: es ſey immer Zeit und ich verſicherte ihn, daß ich immer bereit ſey. So gingen wir nach dem Pallaſte, es war am grünen Donnerſtage, und wir wurden in die Zimmer des Pabſtes, er als bekannt und ich als erwartet, ſogleich eingelaſſen.

Der Papſt, nicht ganz wohl, lag im Bette, Herr Jacob Salviati und der Erzbiſchoff von Capua waren bey ihm. Er freute ſich auſſerordentlich mich wieder zu ſehen, ich küßte ihm die Füſſe, und ſo beſcheiden als möglich trat ich etwas näher, und gab ihm zu verſtehen, daß ich etwas von Wichtigkeit ihm zu eröfnen hätte. Er winkte mit der Hand und die beyden Herrn traten weit hinweg. Sogleich fing ich an: Heiligſter Vater! ſeit der Plünderung habe ich weder beichten noch communiciren können, denn man will mir die Abſolution nicht ertheilen. Der Fall iſt der. Als ich das Gold ſchmolz, und die Mühe übernahm, die Edelſteine auszubrechen, befahl Eure Heiligkeit dem Cavalier, daß er mir etwas weniges für meine Mühe reichen ſolle; ich erhielt aber nichts von ihm, vielmehr hat er mir unfreundliche Worte gegeben. Ich ging hinauf, wo ich das Gold geſchmolzen hatte, durchſuchte die Aſche, und fand ohngefähr anderthalb Pfund Gold in Körnern, ſo groß

wie Hirſen. Nun hatte ich nicht ſo viel Geld, um mit Ehren nach Hauſe zu kommen, ich dachte mich dieſes Goldes zu bedienen und den Werth zurück zu geben, ſobald ich im Stande wäre. Nun bin ich hier zu den Füſſen Eurer Heiligkeit, des wahren Beichtigers, erzeigen Sie mir die Gnade mich frey zu ſprechen, damit ich beichten und communiciren könne und durch die Gnade Eurer Heiligkeit auch die Gnade Gottes wieder erlangen möge.

Darauf verſetzte der Papſt mit einem ſtillen Seufzer, vielleicht daß er dabey ſeiner vergangenen Noth gedachte: Benvenuto, ich bin gewiß, daß du die Wahrheit redeſt, ich kann dich von allem was du irgend begangen haſt frey ſprechen, und ich will es auch; deßwegen bekenne mir frey und offenherzig alles, was du auf dem Herzen haſt, und wenn es den Werth einer meiner Kronen ausmachte, ſo bin ich ganz bereit, dir zu verzeihen.

Darauf antwortete ich: mehr war es nicht, als was ich geſagt habe, denn es war nicht gar der Werth von hundert und fünfzig Ducaten; ſo viel zahlte man mir in der Münze von Perugia davor, und ich ging damit meinen armen Vater zu tröſten.

Der Papſt antwortete: dein Vater war ein geſchickter, guter und braver Mann und du wirſt auch nicht ausarten; es thut mir leid, daß es nicht mehr war, aber das, was du angiebſt, ſchenke ich dir, und verzeihe dir. Sage das deinem Beichtvater und wenn er Bedenken hat, ſo ſoll er ſich an mich ſelbſt wenden. Haſt du gebeichtet und communicirt, ſo laß dich wieder ſehen, es ſoll dein Schade nicht ſeyn.

Da ich mich vom Papſte zurückzog, traten Meiſter Jacob und der Erzbiſchoff von Capua herbey. Der Papſt ſagte ſehr viel gutes von mir, und erzählte, daß er mich Beichte gehört und loßgeſprochen habe; dann ſagte er dem Erzbiſchoff: er ſolle nach mir ſchicken und hören, ob ich ſonſt noch etwas auf dem Herzen hätte, auch mich in allem abſolviren, wozu er ihm vollkommene Gewalt gebe, und ſolle mir überhaupt ſo freundlich ſeyn als möglich.

Indem wir weggingen, fragte mich Meiſter Jacob ſehr neugierig, was für Geheimniſſe und für lange Unterhaltung ich mit dem Papſt gehabt hätte? worauf ich ihm antwortete, daß ich es weder ſagen wollte noch könnte, und daß er mich nicht weiter fragen ſollte.

Ich that alles, was mir der Papſt befohlen hatte, und als die beyden Feſttage vorbey waren, ging ich ihn zu beſuchen. Er war noch freundlicher als das erſtemal und ſagte: wenn du ein wenig früher nach Rom kameſt, ſo ließ ich dich die zwey Cronen machen, die wir im Caſtell ausgebrochen haben; aber auſſer der Faſſung der Juwelen gehört wenig Geſchicklichkeit dazu, und ich will dich zu einer ganz andern Arbeit brauchen, wo du zeigen kannſt, was du verſtehſt. Es iſt der Knopf von dem Pluvial, der in Geſtalt eines mäſſigen Tellers von einer halben auch einer Drittel Elle im Durchſchnitt gemacht wird; darauf will ich einen Gott Vater in halb erhabener Arbeit ſehen, und in der Mitte des Werks ſoll mein ſchöner Diamant, mit vielen andern koſtbaren Edelſteinen angebracht werden. Caradoſſo hat ſchon einen angefangen und wird niemals

fertig, den deinigen mußt du bald enden, denn ich will auch noch einige Freude daran haben. So gehe nun und mache ein ſchönes Modell; er ließ mir darauf die Juwelen zeigen, und ich ging ganz vergnügt hinweg.

Indeſſen, daß Florenz belagert ward, ſtarb Friedrich Ginori, dem ich die Medaille des Atlas gemacht hatte, an der Schwindſucht und das Werk kam in die Hände des Herrn Ludwig Allamanni, der kurze Zeit darauf nach Frankreich ging und daſſelbe, mit einigen ſeiner Schriften, dem Könige Franz dem Erſten verehrte. Die Medaille gefiel dem Könige auſſerordentlich, und der treffliche Herr Alamanni ſprach mit Ihrer Majeſtät ſo günſtig von mir, daß der König ſeinen Wunſch bezeigte, mich kennen zu lernen.

Indeſſen arbeitete ich mit gröſtem Fleiß an dem Modell, das ich ſo groß machte, wie das Werk ſelbſt werden ſollte. Nun rührten ſich bey dieſer Gelegenheit viele unter den Goldſchmieden, die ſich für geſchickt hielten, ein ſolches Werk zu unternehmen. Es war auch ein gewiſſer Micheletto nach Rom gekommen, ſehr geſchickt im Steinſchneiden und Goldarbeiten; er war ein alter Mann, hatte groſſen Ruf und war der Mittelsmann bey der Arbeit der zwey Päbſtlichen Kronen geworden. Da ich nun gedachtes Modell machte, verwunderte er ſich ſehr, daß ich ihn darum nicht begrüßte, da er doch die Sache verſtand und bey dem Papſt viel zu gelten ſich bewußt war. Zuletzt, da er ſahe, daß ich nicht zu ihm kam, beſuchte er mich und fragte, was ich mache? — Was mir der Papſt befohlen hat, antwortete ich. Nun verſetzte er, der Papſt hat mir

befohlen alles anzuſehen, was für Seine Heiligkeit gemacht wird. Dagegen ſagte ich, ich würde den Papſt darüber fragen und von ihm ſelbſt erfahren, wem ich Rede und Antwort zu geben hätte. Er ſagte, es werde mich reuen, ging erzürnt weg und berief die ganze Gilde zuſammen. Sie wurden eins, daß er die Sache einleiten ſolle. Darauf ließ er, als ein kluger Mann, von geſchickten Zeichnern über dreyſſig Zeichnungen machen, alle denſelben Gegenſtand, jedesmal mit Veränderungen, darſtellend. Weil er nun von ſeiner Seite das Ohr des Papſtes hatte, verband er ſich noch mit einem andern, der Pompeo hieß, einem Verwandten des Herrn Trajano, des erſten und ſehr begünſtigten Kämmeriers des Papſtes. Beyde fingen an mit dem Papſt zu ſprechen, ſie hätten, ſagten ſie, mein Modell geſehen, aber es ſchien ihnen nicht, daß ich zu ſo einer wichtigen Unternehmung der Mann ſey. Darauf antwortete der Papſt, er wolle es auch ſehen, und wenn ich nicht fähig ſey, wolle er ſich nach einem beſſern umthun. Sie ſagten, daß ſie ſchöne Zeichnungen von demſelbigen Gegenſtande beſäßen. Der Pabſt ſagte darauf: das wäre ihm ſehr lieb, nur möchten ſie warten, bis ich mein Modell geendigt hätte, dann wolle er alles zuſammen anſehn.

Nach einigen Tagen hatte ich mein Modell fertig, und trug es eines Morgens zum Papſt hinauf; Trajano ließ mich warten, und ſchickte ſchnell nach Micheletto und Pompeo, mit der Anweiſung, ſie ſollten ihre Zeichnungen bringen. Sie kamen, und wir wurden zuſammen hinein-

gelaſſen. Sogleich legten beyde dem Pabſt die Zeichnungen ſehr emſig vor; aber die Zeichner, die nicht zugleich Goldſchmiede waren, hatten die Juwelen nicht geſchickt angebracht, und die Goldſchmiede hatten ihnen darüber keine Anweiſung gegeben. Denn das iſt eben die Urſache, warum ein Goldſchmied ſelbſt muß zeichnen können, um, wenn Juwelen mit Figuren zu verbinden ſind, dieſes mit Verſtand zu machen. Alle dieſe Zeichner hatten den groſſen Diamanten auf der Bruſt Gott Vaters angebracht. Dem Papſte, der einen ſehr guten Geſchmack hatte, konnte das keinesweges gefallen, und da er ohngefähr zehen Zeichnungen geſehen hatte, warf er die übrigen auf die Erde und ſagte zu mir, der ich an der Seite ſtand: zeig einmal dein Modell her, Benvenuto, damit ich ſehe, ob du auch in demſelbigen Irrthum biſt wie dieſe.

Als ich herbey trat, und meine runde Schachtel öfnete, ſchien es als wenn eigentlich dem Papſte etwas in die Augen glänzte, darauf er mit lebhafter Stimme ſagte: Wenn du mir im Leibe geſteckt hätteſt, ſo hätteſt du es nicht anders machen können als ichs ſehe. Jene haben ſich gar nicht in die Sache finden können. Es traten viele groſſe Herren herbey und der Papſt zeigte den Unterſchied zwiſchen meinem Modell und ihren Zeichnungen. Als er mich genug gelobt, und die andern beſchämt hatte, wendete er ſich zu mir und ſagte: Es iſt denn doch dabey noch eine Schwierigkeit zu bedenken, das Wachs iſt leicht zu arbeiten, aber das Werk von Gold zu machen, das iſt die Kunſt. Darauf antwortete ich kecklich: Heiliger Vater!

wenn ich es nicht zehnmal beſſer als mein Modell mache, ſo ſollt Ihr mir nichts dafür bezahlen. Darüber entſtand eine groſſe Bewegung unter den Herren, und ſie behaupteten, daß ich zu viel verſpräche. Unter ihnen aber war einer ein groſſer Philoſoph, der zu meinen Gunſten ſprach und ſagte: wie ich an dieſem jungen Mann eine gute Symmetrie ſeines Körpers und ſeine Phyſiognomie wahrnehme, ſo verſpreche ich mir viel von ihm. Und ich glaube es auch, ſagte der Papſt. Darauf rief er dem Kämmerier Trajano und ſagte, er ſollte fünfhundert Goldducaten bringen.

Indeſſen, als man das Geld erwartete, beſah der Papſt nochmals mit mehr Gelaſſenheit, wie glücklich ich den Gott Vater mit dem Diamanten zuſammengeſtellt hatte. Den Diamanten hatte ich grade in die Mitte des Werks angebracht, und darüber ſaß die Figur, mit einer leichten Bewegung, wodurch der Edelſtein nicht bedeckt wurde, vielmehr eine angenehme Uebereinſtimmung ſich zeigte. Die Geſtalt hub die rechte Hand auf um den Segen zu ertheilen. Unter den Diamanten hatte ich drey Knaben angebracht, die mit aufgehobenen Händen den Stein unterſtützten, der mittelſte war ganz und die beyden andern nur halb erhoben, um ſie her waren eine Menge anderer Knaben mit ſchönen Edelſteinen in ein Verhältniß gebracht; übrigens hatte Gott Vater einen Mantel, welcher flog, und aus welchem viele Kinder hervorkamen. Dabey waren andere ſchöne Zierrathen, die dem ganzen ein ſehr ſchönes Anſehen gaben. Die Arbeit war aus einer weiſſen Maſſe auf einem ſchwarzen Steine gearbeitet. Als das Geld kam,

überreichte es mir der Papſt mit eigner Hand, und erſuchte mich, ich ſollte nach ſeinem Geſchmack und ſeinem Willen arbeiten, das werde mein Vortheil ſeyn.

Ich trug das Geld und das Modell weg und konnte nicht ruhen, bis ich an die Arbeit kam, ich blieb mit groſſer Sorgfalt darüber, als mir, nach acht Tagen, der Papſt durch einen ſeiner Kämmerier, einen Bologneſiſchen Edelmann, ſagen ließ: ich möchte zu ihm kommen und meine Arbeit ſo weit ſie wäre mitbringen. Indeſſen wir auf dem Wege waren, ſagte mir dieſer Kämmerier, der die gefälligſte Perſon an dem ganzen Hofe war, daß der Papſt nicht ſowohl meine Arbeit ſehen, als mir ein anderes Werk von der größten Bedeutung übergeben wolle, nehmlich die Stempel zu den Münzen, die in Rom geprägt werden ſollten; ich möchte mich bereiten, Ihrer Heiligkeit zu antworten, deßwegen habe er mich davon unterrichtet.

Ich kam zum Papſt, und zeigte ihm das Goldblech, worauf ſchon Gott Vater im Umriß eingegraben war, welche Figur, auch nur ſo angelegt, ſchon mehr bedeuten wollte, als das Wachsmodell, ſo daß der Papſt erſtaunt ausrief: Von jetzt an will ich dir alles glauben, was du ſagſt, und ich will dir hiezu noch einen andern Auftrag geben, der mir ſo lieb iſt wie dieſer und lieber; das wäre, wenn du die Stempel zu meinen Münzen übernehmen wollteſt. Haſt du jemals dergleichen gemacht, oder haſt du Luſt, ſo etwas zu machen?

Ich ſagte, daß es mir dazu an Muth nicht fehle, daß ich auch geſehen habe, wie man ſie machte, daß ich aber

ſelbſt noch keine gemacht hätte. Bey dieſem Geſpräch war ein gewiſſer Giovanni da Prato gegenwärtig, der Secretair bey Ihrer Heiligkeit und ein groſſer Freund meiner Feinde war. Er ſagte: Heiligſter Vater! bey der Gunſt, die Ihro Heiligkeit dieſem jungen Manne zeigen, wird er, der von Natur kühn genug iſt, alles mögliche verſprechen. Ich ſorge, daß der erſte wichtige Auftrag, den ihm Ihro Heiligkeit gegeben, durch den zweyten, der nicht geringer iſt, leiden werde.

Der Papſt kehrte ſich erzürnt zu ihm und ſagte: er ſolle ſich um ſein Amt bekümmern und zu mir ſprach er: ich ſollte zu einer goldenen Doppie das Modell machen; darauf wolle er einen nackten Chriſtus mit gebundnen Händen ſehen, mit der Umſchrift: Ecce homo. Auf der Rückſeite ſollte ein Papſt und ein Kaiſer abgebildet ſeyn, die ein Creutz, das eben fallen will, aufrichten, mit der Unterſchrift: Unus ſpiritus et una fides erat in eis.

Als mir der Papſt dieſe ſchöne Münze aufgetragen hatte, kam Bandinello, der Bildhauer, hinein, er war damals noch nicht zum Cavalier gemacht, und ſagte mit ſeiner gewohnten anmaßlichen Unwiſſenheit: dieſem Goldſchmiede muß man zu ſolchen ſchönen Arbeiten die Zeichnungen machen. Ich kehrte mich ſchnell zu ihm und ſagte: ich brauche zu meiner Kunſt ſeine Zeichnungen nicht; ich hoffe aber mit meiner Arbeit und meinen Zeichnungen ihm künftig im Wege zu ſeyn. Der Pabſt, dem dieſe Worte ſehr zu gefallen ſchienen, wendete ſich zu mir und ſagte: geh' nur, Benvenuto, diene mir eifrig und laß die Narren

reden. So ging ich geſchwind weg und ſchnitt zwey Formen mit der gröſsten Sorgfalt, prägte ſogleich eine Münze in Gold aus, und eines Tages, es war an einem Sonntag nach Tiſche, trug ich die Münze und die Stempel zum Papſte. Da er ſie ſah, war er erſtaunt und zufrieden, ſowohl über die Arbeit, die ihm auſſerordentlich gefiel, als über die Geſchwindigkeit, mit der ich ihn befriedigt hatte. Darauf ich, um die gute Wirkung meiner Arbeit zu vermehren, die alten Münzen vorzeigte, die von braven Leuten für die Päpſte Julius und Leo gemacht worden waren. Da ich nun ſahe, daſs ihm die meinigen über die Maaſen wohlgefielen, zog ich einen Aufſatz aus dem Buſen, in welchem ich bat: daſs das Amt eines Stempelſchneiders bey der Münze mir übertragen werden möchte, welches monatlich ſechs Goldgulden eintrug; auſſerdem wurden die Stempel noch vom Münzmeiſter bezahlt. Der Papſt nahm meine Bittſchrift, gab ſie dem Secretair und ſagte: Er ſolle ſie ſogleich ausfertigen, dieſer wollte ſie in die Taſche ſtecken und ſagte: Ew. Heiligkeit eile nicht ſo ſehr! das ſind Dinge, die einige Ueberlegung verdienen. Der Papſt verſetzte: ich verſteh' euch ſchon, gebt das Papier mir her. Er nahm es zurück, unterzeichnete es auf der Stelle und ſagte: Ohne Widerrede fertigt mir ſogleich aus, denn die Schuhe des Benvenuto ſind mir lieber, als die Augen jener dummen Teufel. Ich dankte Ihro Heiligkeit, und ging fröhlich wieder an meine Arbeit.

Ich arbeitete immer in der Werkſtatt des Raphael del Moro, deſſen ich oben erwähnte. Dieſer brave Mann hatte

ein gar artiges Töchterchen, auf die ich ein Auge warf und ſie zu heirathen gedachte, ich ließ mich aber nichts merken und war vielmehr ſo heiter und froh, daß ſie ſich über mich wunderten. Dem armen Kinde begegnete an der rechten Hand das Unglück, daß ihm zwey Knöchelchen am kleinen Finger und eines am nächſten angegriffen waren. Der Vater war unaufmerkſam und ließ ſie von einem unwiſſenden Medicaſten curiren, der verſicherte, der ganze rechte Arm würde dem Kinde ſteif werden, wenn nichts ſchlimmers daraus entſtünde. Als ich den armen Vater in der größten Verlegenheit ſah, ſagte ich ihm, er ſolle nur nicht glauben, was der unwiſſende Menſch behauptete; darauf bat er mich, weil er weder Arzt noch Chirurgus kenne, ſo möchte ich ihm einen verſchaffen. Ich ließ ſogleich den Meiſter Jacob von Perugia kommen, einen trefflichen Chirurgus. Er ſahe das arme Mädchen, das durch die Worte des unwiſſenden Menſchen in die größte Angſt verſetzt war, ſprach ihr Muth ein, und verſicherte, daß ſie den Gebrauch ihrer ganzen Hand behalten ſolle, wenn auch die zwey letzten Finger etwas ſchwächer als die übrigen blieben. Da er nun Hand anlegte, und etwas von den kranken Knochen wegnehmen wollte, rief mich der Vater, ich möchte doch bey der Operation gegenwärtig ſeyn. Ich ſah bald, daß die Eiſen des Meiſter Jacob zu ſtark waren, er richtete wenig aus, und machte dem Kinde groſſe Schmerzen. Ich bat, er möchte nur eine Achtel-Stunde warten und inne halten. Ich lief darauf in die Werkſtatt und machte vom feinſten Stahl ein Eischen,

womit er hernach mit ſolcher Leichtigkeit arbeitete, daß ſie kaum einigen Schmerz fühlte, und daß er in kurzer Zeit fertig war. Deßwegen, und wegen anderer Urſachen, liebte er mich mehr als ſeine beyden Söhne, und gab ſich viele Mühe, das gute Mädchen zu heilen.

Ich hatte groſſe Freundſchaft mit einem Herrn Johann Gaddi, der Kämmerer des Papſtes war und ein groſſer Freund von Talenten, wenn er auch ſelbſt keine hatte. Bey ihm waren immer die gelehrten Leute Johann Greco, Ludwig von Fano, Antonio Allegretti und auch Hannibal Caro, ein junger Fremder; Baſtian von Venedig, ein trefflicher Mahler und ich. Wir fanden uns gewöhnlich des Tages Einmal bey ihm ein. Der gute Raphael wußte von dieſer Freundſchaft und ging deßwegen zum Herrn Johann Gaddi, und ſagte zu ihm: Mein Herr! ihr kennet mich wohl, und da ich gern meine Tochter dem Benvenuto geben möchte, ſo wüßte ich mich an niemand beſſer, als an Eure Gnaden zu wenden. Darauf ließ der kurzſichtige Gönner den armen Mann kaum ausreden, und ohne irgend einen Anlaß in der Welt ſagte er zu ihm: Raphael! denket mir daran nicht mehr, ihr ſeyd weiter von ihm entfernt als der Jenner von den Maulbeeren. Der arme niedergeſchlagene Mann ſuchte ſchnell das Mädchen zu verheirathen, die Mutter und die ganze Familie machten mir böſe Geſichter, ich wußte nicht was das heiſſen ſollte und, verdrießlich, daß ſie mir meine treue Freundſchaft ſo ſchlecht belohnten, nahm ich mir vor, eine Werkſtatt in ihrer Nachbarſchaft zu errichten. Meiſter Johann ſagte mir nichts,

als bis das Mädchen nach einigen Monaten verheirathet war.

Ich arbeitete immer mit groſſer Sorgfalt, mein Hauptwerk zu endigen und die Münze zu bedienen, als der Papſt aufs neue mir einen Stempel zu einem Stücke von zwey Carlinen auftrug, worauf das Bildniß Seiner Heiligkeit, und auf der andern Seite Chriſtus auf dem Meer, der St. Petern die Hand reicht, mit der Umſchrift: quare dubitaſti? Die Münze gefiel ſo auſſerordentlich, daß ein gewiſſer Secretair des Papſtes, ein trefflicher Mann, Sanga genannt, ſagte: Ew. Heiligkeit kann ſich rühmen, daß ſie eine Art Münze hat, wie die alten Kaiſer mit aller ihrer Pracht nicht geſehen haben. Darauf antwortete der Papſt: aber auch Benvenuto kann ſich rühmen, daß er einem Kaiſer meines gleichen dient, der ihn zu ſchätzen weiß. Nun war ich immer an der groſſen goldnen Arbeit beſchäftigt und ich zeigte ſie oft dem Papſte, der immer mehr Vergnügen daran zu empfinden ſchien.

Auch mein Bruder war um dieſe Zeit in Rom, und zwar in Dienſten des Herzogs Alexanders, dem der Papſt damals das Herzogthum Penna verſchaft hatte, zugleich mit vielen jungen tapfern Leuten aus der Schule des auſſerordentlichen Herrn Johann von Medicis, und der Herzog hielt ſo viel auf ihn, als auf irgend einen. Mein Bruder war eines Tages nach Tiſche unter den Bänken in der Werkſtatt eines gewiſſen Bacino della Croce, wo alle die rüſtigen Brüder zuſammen kamen; er ſaß auf einem Stuhle und ſchlief. Zu der Zeit gingen die Häſcher mit ihrem An-

führer vorbey, und führten einen gewiſſen Capitän Ciſti, der auch aus der Schule des Herrn Giovanni war, aber nicht bey dem Herzog in Dienſten ſtand. Als dieſer vorbey geführt wurde, ſahe er den Capitän Cativanza Strozzi in der gedachten Werkſtatt, und rief ihm zu: ſo eben wollt ich euch das Geld bringen, das ich euch ſchuldig bin; wollt ihr es haben, ſo kommt, ehe es mit mir ins Gefängniß ſpatziert. Capitän Cativanza hatte keine groſſe Luſt ſich ſelbſt aufs Spiel zu ſetzen, deſto mehr, andere vorzuſchieben, und weil einige von den tapferſten jungen Leuten gegenwärtig waren, die mehr Trieb als Stärke zu ſo groſſer Unternehmung hatten, ſagte er ihnen, ſie ſollten hinzu treten und ſich vom Hauptmann Ciſti das Geld geben laſſen. Wollten die Häſcher widerſtehn, ſo ſollten ſie Gewalt brauchen, wenn ſie Muth hätten. Es waren vier unbärtige junge Leute: der eine hieß Bertino Altrovandi, der andere Anquilotto von Lucca, der übrigen erinnere ich mich nicht. Bertin war der Zögling und der wahre Schüler meines Bruders, und dieſer liebte ihn über die Maaſen. Gleich waren die braven Jungen den Häſchern auf dem Halſe, die, mehr als vierzig ſtark mit Piken, Büchſen und groſſen Schwerdtern zu zwey Händen bewaffnet einhergingen. Nach wenig Worten griff man zum Degen und hätte ſich Capitän Cativanza nur ein wenig gezeigt, ſo hätten die jungen Leute das ganze Gefolge in die Flucht geſchlagen, aber ſo fanden ſie Widerſtand und Bertino war tüchtig getroffen, ſo, daß er für todt zur Erden fiel. Auch Anquilotto war auf den rechten Arm geſchlagen, ſo, daß

er nicht mehr den Degen halten konnte, ſondern ſich ſo gut als möglich zurückziehen mußte. Bertino, gefährlich verwundet, ward aufgehoben.

Indeſſen dieſe Händel geſchahen, waren wir andere zu Tiſche, denn man hatte diesmal eine Stunde ſpäter gegeſſen; der älteſte Sohn ſtand vom Tiſche auf, um die Händel zu ſehen. Ich ſagte zu ihm: Govanni, ich bitte dich, bleib da! in dergleichen Fällen iſt immer gewiß zu verliehren und nichts zu gewinnen; ſo vermahnte ihn auch ſein Vater, aber der Knabe ſah und hörte nichts, lief die Treppe hinunter und eilte dahin, wo das dickſte Getümmel war. Als er ſahe, daß Bertino aufgehoben wurde lief er zurück und begegnete Cecchino, meinem Bruder, der ihn fragte, was es gäbe? Der unverſtändige Knabe, ob er gleich von einigen gewarnt war, daß er meinem Bruder nichts ſagen ſollte, verſetzte doch ganz ohne Kopf: die Häſcher hätten Bertinen umgebracht. Da brüllte mein Bruder auf eine Weiſe, daß man es zehn Miglien hätte hören können, dann ſagte er zu Giovanni: Kannſt du mir ſagen, wer mir ihn erſchlagen hat? Der Knabe ſagte: ja! es ſey einer mit dem Schwerdt zu zwey Händen und auf der Mütze trüg er eine blaue Feder. Mein armer Bruder rannte fort, erkannte ſogleich den Mörder am Zeichen, und mit ſeiner bewundernswerthen Schnelligkeit und Tapferkeit drang er in die Mitte des Haufens, und ehe ein Menſch ſichs verſah, ſtach er dem Thäter den Wanſt durch und durch und ſtieß ihn mit dem Griff des Degens zur Erde. Alsdann wendete er ſich gegen die andern, mit ſolcher Ge-

walt, daß er ſie alle würde in die Flucht gejagt haben, hätte er ſich nicht gegen einen Büchſenträger gewendet, der zu ſeiner Selbſtvertheidigung loßdrückte, und den trefflichen, unglücklichen Knaben über dem Knie des rechten Fuſſes traf. Da er niederlag, machten ſich die Häſcher davon, denn ſie fürchteten ſich vor einem andern dieſer Art.

Der Lärm dauerte immer fort und ich ſtand endlich vom Tiſche auf, ſchnallte meinen Degen an, wie denn damals jedermann bewaffnet ging, und kam zu der Engelsbrücke, wo ich einen groſſen Zudrang von Menſchen ſah, einige, die mich kannten, machten mir Platz und ich ſahe, was ich, ohnerachtet meiner Neugierde, gern nicht geſehen hätte. Anfangs erkannte ich ihn nicht, er hatte ein anderes Kleid an, als ich kurz vorher an ihm geſehen hatte, deßwegen kannte er mich zuerſt und ſagte: Lieber Bruder! mein groſſes Uebel beunruhige dich nicht, denn mein Beruf verſprach mir ein ſolches Ende; laß mich ſchnell hier wegnehmen, denn ich habe nur noch wenig Stunden zu leben. Nachdem ich ſeinen Fall in aller Kürze vernommen, ſagte ich zu ihm: das iſt der ſchlimmſte, traurigſte Fall, der mir in meinem ganzen Leben begegnen konnte; aber ſey zufrieden, denn ehe dir der Athem ausgeht, ſollſt du dich noch durch meine Hände an dem gerochen ſehen, der dich in dieſen Zuſtand verſetzt hat. Solche kurze Worte wechſelten wir gegen einander. Die Häſcher waren fünfzig Schritte von uns, denn Maffio, ihr Anführer, hatte vorher einen Theil zurückgeſchickt, den Corporal zu holen, der meinen Bruder erſchlagen hatte; ich erreichte ſie ge-

ſchwinde, drängte mich in meinen Mantel gewickelt mit mög=lichſter Schnelligkeit durchs Volk und war ſchon zu der Seite des Maffio gelangt, und gewiß ich brachte ihn um, wenn nicht im Augenblick, als ich den Degen ſchon gezogen hatte, mir ein Berlinghier in die Arme fiel, der ein tapfrer Jüngling, und mein groſſer Freund war. Vier ſeiner Geſellen waren mit ihm und ſagten zu Maffio: Mache daß du wegkommſt, denn dieſer allein bringt dich um. Maffio fragte: Wer iſt es? ſie ſagten: es iſt der leibliche Bruder von dem, der dort liegt. Da wollt er nichts weiter hören und machte, daß er ſich eilig nach Torre di Nona zurückzog, die andern ſagten zu mir: Benvenuto! wenn wir dich gegen deinen Willen ver=hinderten, ſo iſt es aus guter Abſicht geſchehen; laß uns nun dem zu Hülfe kommen, der nicht lange mehr leben wird. So kehrten wir um, und giengen zu meinem Bru=der, den wir in ein Haus tragen lieſſen. Sogleich traten die Aerzte zuſammen und verbanden ihn nach einiger Ueber=legung, ſie konnten ſich nicht entſchlieſſen, ihm den Fuß abzunehmen, wodurch man ihn vielleicht gerettet hätte. Gleich nach dem Verbande erſchien Herzog Alexander ſelbſt, der ſich ſehr freundlich und theilnehmend gegen ihn be=zeugte. Mein Bruder war noch bey ſich und ſagte zu ihm: Ich bedaure nur, daß Sie, gnädiger Herr, einen Diener verliehren, den Sie wohl braver, aber nicht treuer und anhänglicher finden können.

Der Herzog ſagte, er möge vor ſein Leben ſorgen, er ſey ihm als ein wackrer und braver Mann bekannt, dann kehrte er ſich zu ſeinen Leuten und ſagte: ſie ſollten es an

nichts fehlen laſſen. Man konnte das Blut nicht ſtillen, und er fing an irre zu reden und phantaſirte die ganze Nacht; auſſer da man ihm die Communion reichen wollte, ſagte er, ich hätte wohl gethan früher zu beichten, denn gegenwärtig kann ich das heilige Sacrament in dieſes ſchon zerſtörte Gefäß nicht aufnehmen, es ſey genug daß ich es mit den Augen empfange, und durch dieſe ſoll meine unſterbliche Seele Theil daran nehmen, die ihren Gott um Barmherzigkeit und Vergebung anfleht.

Sobald man das Sacrament weggenommen, fingen dieſelben Thorheiten wieder an, die aus den ſchrecklichſten Dingen der ungeheuerſten Wuth, die ein Menſch ſich denken kann, zuſammen geſetzt waren, und ſo hörte er nicht auf die ganze Nacht, bis an den Morgen. Als die Sonne aufgegangen war, wendete er ſich zu mir und ſagte: Mein Bruder! ich will nicht länger hier bleiben, denn ich würde was thun, das die bereuen ſollten, die mir Verdruß gemacht haben, ſo warf er ſich mit beyden Füſſen herum, ob wir ihn gleich den einen in einen ſchweren Kaſten geſteckt hatten, und ſo, in der Bewegung, eines der zu Pferde ſteigen will, ſagte er mir dreymal, lebe wohl, und ſo ſchied dieſe tapfre Seele von dannen. Abends zur gehörigen Stunde ließ ich ihn in der Kirche der Florentiner mit gröſten Ehren begraben, und ihm einen ſchönen Stein von Marmor ſetzen, wozu mir einige gelehrte Freunde die Juſchrift gaben. In unſerm Wapen, das dabey angebracht wurde, machte ich eine Veränderung, denn ich gab dem Löwen eine Streitart zu halten, daran ſollt ich mich erinnern, daß ich

ihn zu rächen habe; wobey ich noch bemerken muß, daß mir ohngeachtet des Verbots meines Bruders einer ſeiner Freunde den Mörder bezeichnet hatte.

Ich fuhr nunmehr mit der größten Sorgfalt fort, jene Arbeit in Gold, die der Papſt ſo ſehr verlangte, fertig zu machen; er ließ mich zwey, dreymal die Woche rufen, und immer gefiel das Werk ihm beſſer. Oefters aber verwieß er mir die groſſe Traurigkeit um meinen Bruder. Eines Tages, als er mich über die Maaſen niedergeſchlagen ſah, ſagte er: Benvenuto! ich glaubte nicht, daß du ſo gar thöricht wäreſt; haſt du denn nicht vorher gewußt, daß gegen den Tod keine Arzney iſt? Du biſt auf dem Wege, ihm nachzufolgen.

Indeſſen ich aber ſo an gedachter Arbeit und an den Stempeln für die Münze fortfuhr, hatte ich die Leidenſchaft gefaßt, den, der meinen Bruder geliefert hatte, wie ein geliebtes Mädchen nicht aus den Augen zu laſſen. Er war erſt Cavalleriſt geweſen und hatte ſich dann als Büchſenſchütze unter die Zahl der Häſcher aufnehmen laſſen, und was mich am grimmigſten machte, war, daß er ſich ſeiner That noch berühmt und geſagt hatte, wenn ich nicht war, und den braven Kerl aus dem Wege räumte, ſo hätte er uns alle, zu unſerm größten Schaden, in die Flucht geſchlagen. Ich konnte nun wohl bemerken, daß meine Leidenſchaft, da ich ihn ſo oft ſehen mußte, mir Schlaf und Appetit nahm, und mich den Weg zum Grabe führte; ich nahm alſo meinen Entſchluß und ſcheute mich nicht für einer ſo niedrigen und nicht lobenswürdigen That; genug,

ich wollte eines Abends mich von dieſem Zuſtande befreyen.

Er wohnte neben einem Hauſe, in welchem eine der ſtolzeſten Courtiſanen ſich aufhielt, die man jemals in Rom reich und beliebt geſehen hatte. Man hieß ſie Signora Antäa. Es hatte eben vier und zwanzig geſchlagen, als er nach dem Nachteſſen, den Degen in der Hand, an ſeiner Thüre lehnte. Ich kam mit Vorſicht an ihn heran, und mit einem groſſen Piſtojeſiſchen Dolch holte ich ſo weit aus, daß ich ihm den Hals rein abzuſchneiden gedachte. Er wendete ſich ſchnell um, der Stoß traf auf die Höhe der linken Schulter und beſchädigte den Knochen. Er ließ den Degen fallen, und entſprang, von Schmerzen betäubt. In vier Schritten erreichte ich ihn wieder, hob den Dolch ihm über den Kopf, und da er ſich nieder bückte, ging der Dolch in den Nacken und drang ſo tief in den Halsknochen hinein, daß ich mit aller Gewalt ihn nicht heraus ziehen konnte, denn aus dem Hauſe der Antäa ſprangen vier Soldaten mit bloſſen Degen heraus und ich mußte alſo auch ziehen und mich vertheidigen. Ich ließ den Dolch zurück, und machte mich fort, und, um nicht erkannt zu werden, ging ich zu Herzog Alexander, der zwiſchen Piazza Maronna und der Rotonda wohnte. Ich ließ mit ihm reden, und er ließ mich bedeuten, daß wenn ich allein wäre, ſollte ich nur ruhig ſeyn, und keine Sorge haben; ich ſollte mich wenigſtens acht Tage inne halten und an dem Werke, das der Papſt wünſchte, zu arbeiten fortfahren.

Die Soldaten, die mich verhindert und den Dolch noch

in Händen hatten, erzählten, wie die Geſchichte gegangen war, und was ſie für eine Mühe gehabt, den Dolch aus dem Nacken und dem Halſe des Verwundeten heraus zu bringen, den ſie weiter nicht kannten. Zu ihnen trat Johann Bandini und ſagte, das iſt mein Dolch, ich habe ihn Benvenuto geborgt, der ſeinen Bruder rächen wollte; da bedauerten die Soldaten, daß ſie mich nicht hatten gewähren laſſen, ob ich ihm ſchon in reichlichem Maas ſeinen Frevel vergolten hatte.

Es vergingen mehr als acht Tage, daß der Papſt mich nicht nach ſeiner Gewohnheit rufen ließ; endlich kam der Bologneſiſche Kämmerer und ließ mich mit ſeiner gewöhnlichen Beſcheidenheit merken, daß der Papſt alles wiſſe, aber mir demohngeachtet ſehr wohl wolle, ich ſolle nur ruhig ſeyn und fleiſſig arbeiten.

Der Papſt ſah mich mit einem grimmigen Seitenblick an, das war aber auch alles, was ich auszuſtehen hatte; denn als er das Werk ſahe, fing er wieder an heiter zu werden und lobte mich, daß ich in kurzer Zeit ſo viel gethan hätte, alsdann ſah er mir ins Geſicht, und ſagte: da du nun geheilt biſt, ſo ſorge für dein Leben. Ich verſtand ihn und ſagte, ich würde nicht fehlen.

Sodann eröfnete ich gleich eine ſchöne Werkſtatt unter den Bänken grad gegen Raphael del Moro über, und arbeitete an der Vollendung des oftgedachten Werks. Der Papſt ſchickte mir alle Juwelen dazu, auſſer dem Diamanten, den er, wegen einiger Bedürfniſſe, an Genueſer Wechsler verpfändet und mir nur einen Abdruck davon gegeben hatte.

Durch fünf geſchickte Geſellen, die ich hielt, ließ ich noch auſſerdem vieles arbeiten, ſo, daß in meiner Werkſtatt ein groſſer Werth an Juwelen, Gold und Silber ſich befand.

Ich war eben neun und zwanzig Jahr alt, und hatte eine Magd zu mir ins Haus genommen, von der gröſsten Schönheit und Anmuth; ſie diente mir zum Modell in meiner Kunſt, und ich brachte die meiſten Nächte mit ihr zu; und ob ich gleich ſonſt den leiſeſten Schlaf von der Welt hatte, ſo überfiel er mich doch unter ſolchen Umſtänden oft ſo, daß ich nicht zu erwecken war. Dieſes begegnete mir auch eine Nacht, als ein Dieb bey mir einbrach, der unter dem Vorwand, er ſey ein Goldſchmied, meine Koſtbarkeiten geſehen und den Plan gefaßt hatte, mich zu berauben. Er fand zwar verſchiedne Gold- und Silberarbeiten vor ſich, doch erbrach er einige Käſtchen, um auch zu den Juwelen zu kommen.

Ein Hund, den mir Herzog Alexander geſchenkt hatte, und der ſo brauchbar auf der Jagd, als wachſam im Hauſe war, fiel über ihn her und er vertheidigte ſich mit dem Degen ſo gut er konnte. Der Hund lief durch das Haus hin und wieder, kam in die Schlafzimmer meiner Arbeiter, deren Thüren bey der Sommerhitze offen ſtanden und weckte die Leute theils durch ſein Bellen, theils, indem er ihre Decken wegzog, ja bald den einen bald den andern bey dem Arm packte. Dann lief er wieder mit erſchrecklichem Bellen weg, als wenn er ihnen den Weg zeigen wollte. Sie wurden dieſen Unfug müde, und, weil ſie auf meinen

Befehl immer ein Nachtlicht brannten, ſo griffen ſie voll Zorn nach den Stöcken, verjagten den guten Hund und verſchloſſen ihre Thüren. Der Hund, von dieſen Schelmen ohne Hülfe gelaſſen, blieb feſt auf ſeinem Vorſatze, und da er den Dieb nicht mehr in der Werkſtatt fand, verfolgte er ihn auf der Straſſe und hatte ihm ſchon das Kleid vom Leibe geriſſen. Der Dieb rief einige Schneider zu Hülfe, die ſchon auf waren, und bat ſie um Gottes Willen, ſie möchten ihn von dem tollen Hund befreien; ſie glaubten ihm, erbarmten ſich ſeiner, und verjagten den Hund mit groſſer Mühe.

Als es Tag ward, gingen meine Leute in die Werkſtatt, und da ſie die Thüre erbrochen und offen und die Schubladen in Stücken fanden, fingen ſie an mit lauter Stimme wehe! über den Unfall zu ſchreien. Ich hörte es, erſchrack und kam heraus, ſie riefen mir entgegen: wir ſind beſtohlen, alles iſt fort, die Schubladen ſind alle erbrochen. Dieſe Worte thaten ſo eine ſchreckliche Wirkung auf mich, daß ich nicht im Stande war, vom Fleck zu gehen und nach der Schublade zu ſehen, in welcher die Juwelen des Papſtes waren. Mein Schrecken war ſo groß, daß mir faſt das Sehen verging, ich ſagte, ſie ſollten die Schublade öffnen, um zu erfahren, was von den Juwelen des Papſts fehle. Mit groſſer Freude fanden ſie die ſämmtlichen Edelſteine und die Arbeit in Golde dabey; ſie riefen aus: nun iſt weiter kein Uebel, genug daß dieſer Schatz unberührt iſt, ob uns gleich der Schelm nur die Hemden gelaſſen hat, die wir auf dem Leibe tragen; denn

geſtern Abend, da es ſo heiß war, zogen wir uns in der Werkſtatt aus, und lieſſen unſere Kleider daſelbſt.

Schnell kam ich wieder zu mir, dankte Gott und ſagte: gehet nur und kleidet euch alle neu, ich will es bezahlen. Ich konnte mich nicht genug freuen, daß die Sache ſo abgelaufen war, denn, was mich ſo ſehr gegen meine Natur erſchreckte, war, daß die Leute mir gewiß würden Schuld gegeben haben, ich habe die Geſchichte mit dem Dieb nur erſonnen, um den Papſt um ſeine Juwelen zu bringen. Gleich in den erſten Augenblicken erinnerte ich mich, daß der Papſt ſchon vor mir gewarnt worden war, ſeine Vertrauteſten hatten zu ihm geſagt: wie könnt ihr, heiligſter Vater, die Juwelen von ſo groſſem Werthe einem Jüngling anvertrauen, der ganz Feuer iſt, mehr an die Waffen, als an die Kunſt denkt, und noch nicht dreiſſig Jahre hat.

Der Papſt fragte: ob jemand von mir etwas wiſſe, das Verdacht erregen könne. Franziskus del Nero antworte: Nein! er hat aber aber auch noch niemals ſolche Gelegenheit gehabt. Darauf verſetzte der Papſt: ich halte ihn für einen vollkommen ehrlichen Mann und wenn ich ſelbſt ein Uebel an ihm ſähe, ſo würd' ichs nicht glauben.

Ich erinnerte mich gleich dieſes Geſprächs, brachte, ſo gut ich konnte, die Juwelen an ihre Plätze, und ging mit der Arbeit geſchwind zum Papſte, dem Franziskus del Nero ſchon etwas von dem Gerüchte, daß meine Werkſtatt beſtohlen ſey, geſagt hatte. Der Papſt warf mir einen fürchterlichen Blick zu, und ſagte mit heftiger Stimme: was willſt du hier? was giebts? Sehet hier

Eure Juwelen, ſagte ich, es fehlt nichts daran. Darauf erheiterte der Papſt ſein Geſicht, und ſagte: ſo ſey willkommen! und indeß er die Arbeit anſah, erzählte ich ihm die ganze Begebenheit, meinen Schrecken und was mich eigentlich in ſo groſſe Angſt geſetzt habe. Der Papſt kehrte ſich einige mal um, mir ins Geſicht zu ſehen, und lachte zuletzt über alle die Umſtände, die ich ihm erzählte. Endlich ſprach er: geh und ſey ein ehrlicher Mann, wie ich dich gekannt habe!

Indeſſen ich an dem Werke immer fortfuhr, lieſſen ſich in Rom einige falſche Münzen ſehen, die mit meinem eigenen Stempel geprägt waren. Schnell brachte man ſie dem Papſt und wollte ihm Verdacht gegen mich einflößen. Er ſagte darauf zu dem Münzmeiſter: ſuchet mit allem Fleiße den Thäter zu entdecken, denn wir wiſſen, daß Benvenuto ein ehrlicher Mann iſt. Jener, der mein groſſer Feind war, antwortete: Wollte Gott, daß es ſo wäre, wir haben aber ſchon einige Spur. Darauf gab der Papſt dem Gouverneur von Rom den Auftrag, wo möglich den Thäter zu entdeken, ließ mich kommen, ſprach über mancherley, endlich auch über die Münze, und ſagte wie zufällig: Benvenuto! könnteſt du wohl auch falſche Münzen machen? Ich verſetzte: daß ich ſie beſſer machen wollte als alle die Leute, die ſo ein ſchändliches Handwerk trieben, denn es wären nur unwiſſende und ungeſchickte Menſchen, die ſich auf ſolche ſchlechte Streiche einlieſſen. Ich verdiente ſo viel mit meiner wenigen Kunſt, als ich nur brauchte und könnte dabey vor Gott und der

Welt beſtehen, und wenn ich falſche Münzen machen wollte, könnte ich nicht einmal ſo viel als bey meinem ordentlichen Gewerbe verdienen.

Ich muß hier bemerken, daß ich alle Morgen, wenn ich für die Münze arbeitete, drey Scudi gewann, denn ſo hoch wurde ein Stempel bezahlt, aber der Münzmeiſter feindete mich an, weil er ſie gern wohlfeiler gehabt hätte.

Der Papſt merkte wohl auf meine Worte, und da er vorher befohlen hatte, daß man auf mich acht geben und mich nicht aus Rom laſſen ſollte, befahl er nunmehr die Unterſuchung weiter fortzuſetzen und ſich um mich nicht zu bekümmern. Denn er wollte mich nicht aufbringen, um mich nicht etwa zu verliehren. Diejenigen, welche die Sache näher anging, und denen der Papſt ſie lebhaft aufgetragen hatte, fanden bald den Thäter. Es war ein Arbeiter bey der Münze ſelbſt, und zugleich mit ihm wurde ein Mitſchuldiger eingezogen.

An demſelbigen Tage ging ich mit meinem Hund über Piazza Navona. Als ich vor die Thüre des oberſten Häſchers kam, ſtürzte mein Hund mit groſſem Gebelle ins Haus und fiel einen jungen Menſchen an, den ein gewiſſer Goldſchmied von Parma, Nahmens Donnino, als des Diebſtahls verdächtig, hatte einziehen laſſen. Sie waren eben im Wortwechſel begriffen, der junge Menſch leugnete keck-lich alles ab, und Donnino ſchien nicht Beweiſe genug zu haben; nun fiel noch gar der Hund mit ſolcher Gewalt den Beklagten an, daß die Häſcher Mitleid mit ihm hatten und ihn wollten gehen laſſen, um ſo mehr, als unter dieſen

ein Genueſer war, der ſeinen Vater kannte. Ich trat hinzu und der Hund zeigte keine Furcht weder vor Degen noch vor Stöcken, und warf ſich aufs neue dem Menſchen an den Hals, ſo, daß ſie mir zuriefen: Wenn ich den Hund nicht wegnähme, ſo würden ſie mir ihn todtſchlagen. Ich riß den Hund ab ſo gut ich konnte, und als der Menſch weggehen wollte, fielen ihm einige Papierdüten aus der Jacke, die Donnino ſogleich für ſein Eigenthum erkannte. Auch ich fand einen meiner Ringe darunter, da rief ich aus: das iſt der Dieb, der meine Werkſtatt erbrochen hat, mein Hund erkennt ihn. Sogleich ließ ich das treue Thier wieder los, das ihn wieder anpackte. Der Schelm bat mich ihn zu ſchonen und verſprach mir, alles das Meinige zurück zu geben. Ich nahm den Hund wieder ab, und darauf gab er mir Gold, Silber und Ringe wieder, und in der Verwirrung fünf und zwanzig Scudi drüber, dabey bat er um Gnade; ich aber ſagte: er ſollte Gott um Gnade bitten, ich würde ihm weder etwas zu Liebe noch zu Leide thun. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück, und erlebte bald, daß der falſche Münzer vor der Thüre der Münze aufgehenkt, ſein Mitſchuldiger auf die Galeere verbannt wurde, und der Genueſiſche Dieb gleichfalls an den Galgen kam; ich aber behielt über Verdienſt den Ruf eines ehrlichen Mannes.

Meine groſſe Arbeit ging zu Ende, als die fürchterliche Waſſerfluth eintrat, durch welche ganz Rom überſchwemmt wurde. Es war ſchon gegen Abend, als das Waſſer noch immer wuchs, meine Werkſtatt lag niedrig, wie die Bänke

überhaupt, das Haus aber war hinterwärts an den Hügel gebaut. Ich dachte daher an mein Leben und an meine Ehre, nahm alle die Juwelen zu mir, ließ die Goldarbeit meinen Gesellen, stieg barfuß zu meinen hintersten Fenstern heraus, wadete, so gut ich konnte, durch das Wasser und suchte auf Monte Cavallo zu kommen. Daselbst bat ich Herrn Johann Gaddi, der mein grosser Freund war, mir diesen Schatz aufzuheben.

Nach einigen Tagen verlief sich das Wasser, ich konnte endlich das grosse Werk fertig machen, und ich erlangte durch meine anhaltende Bemühung und durch die Gnade Gottes grossen Ruhm, denn man behauptete, es sey die schönste Arbeit, die noch jemals dieser Art in Rom gesehen worden.

Nun brachte ich sie dem Papst, der mich nicht genug rühmen und preissen konnte, und ausrief: Wenn ich ein reicher Kaiser wäre, so wollte ich meinem Benvenuto so viel Land geben, als er mit den Augen reichen könnte, so aber sind wir heut zu Tage nur arme bankrute Kaiser; doch soll er haben, so viel er bedarf.

Ich ließ den Papst seine übertriebenen Reden vollenden, und bat ihn darauf um eine Stelle unter seinen Leibtrabanten, die eben vakant war. Er versetzte, daß er mir was besseres zugedacht habe; ich aber antwortete, er möchte mir diese Stelle nur einstweilen zum Miethpfennig geben. Lachend versetzte der Papst: er sey es zufrieden, doch wolle er nicht, daß ich den Dienst thun solle, und um die übrigen darüber zu beruhigen, wollte er ihnen einige Freyheiten zugestehen, um die sie ihn gebeten hätten. Dieser Trabantendienst brachte mir jährlich über zweyhundert Scudi ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Die Pulver-Verſchwörung in England

im Jahre 1605, dem dritten der Regierung Jakobs I.

Ueber den ſchrecklichen, verheerenden Ausbrüchen des Factionsgeiſtes, davon uns jedes Blatt der neuſten Geſchichte Beyſpiele darſtellt, weilte ich oft mit trauriger Betrachtung. Waren ſie ſtets nur die Folgen der gewöhnlichen heftigen Leidenſchaften der animaliſchen Natur: des Eigennutzes, der Herrſchſucht, der gerächten Unterdrückung —? Nein; auch eine gewiſſe furchtbare Art Wohlwollens der beſſern — oder aus Schwäche des Verſtandes ſich beſſer dünkenden — Menſchen trat mit jenen Leidenſchaften in Bund: die Begierde, die Welt glücklicher zu machen. Dieſer Geiſt des unbeſonnenen Wohlwollens konnte ſich zwar die Schreckniſſe nicht verhehlen, die er ſchuf; aber er erlaubte ſich Böſes zu wirken, damit Gutes herauskomme. Er wähnte ſogar die Gottheit nachzuahmen, die durch Stürme, Donner und Erdbeben Fruchtbarkeit herbeyführt. Aber was iſt böſe? was iſt gut? Wie verhält ſich das jetzige Böſe gegen das künftige Gute? Iſt jenes ſo klein, ſo vorübergehend, und dieſes ſo groß, ſo andauernd, daß die Menſchheit ſich nicht beklagen

darf, wenn ſie jenes duldet, daß ſie es als eine Arzney hinnehmen muß, wovon ihr gewiß beſſer werden wird? — Alle dieſe Fragen mit Unfehlbarkeit zu beantworten, ſetzt ein gränzenloſes Vernunftvermögen voraus. Wir kennen eine mächtige, unbiegſame, und auf ihre Herrſchaft eiferſüchtige Religionsparthey, die den Satz ſich nicht nehmen läßt: religiöſe Wahrheit und ewige Glückſeligkeit ſey nur bey ihr: Wohlthun ſey's, auch mit Geiſterzwang, ihre Zahl zu vermehren; eine überirdiſche, mit ihr völlig einverſtandene Macht werde gewiß jenen Zwang in Ueberzeugung auflöſen, oder dieſe wenigſtens der künftigen Generation des mit Gewalt angeworbenen ins Blut gieſſen. — Ihr iſt Unduldſamkeit gegen anders denkende Gottesverehrer Tugendeifer; ein Irrthum, deſſen Anſteckung nur wenige ihrer Edlen verſchont, und den zu bekämpfen noch wenigere wagen. Wenn ſich nun dieſe religiöſe Parthey noch an eine politiſche anſchließt, und in Glut geräth; wenn dieſe Glut mehrere brennbare Stoffe aus der moraliſchen Welt mit aufnimmt, und ſo hoch ſteigt, daß der in ſeinem Sinn auserwählte Haufe die unheilige Rotte mit Gewalt vertilgen will: dann entſtehen Vorſätze, wie die, die einſt die engliſche Pulver-Verſchwörung entſpannen, deren Erzählung ich hier ganz einfach, doch aus einer ächten Quelle, liefere.

England war ruhig, und ſchien weder von auſſen, noch in ſeinem Buſen Feinde zu haben. Das Volk liebte den König. Aber eine Parthey unter den Katholiken, die nicht blos gelinde beherrſcht ſeyn, ſondern ſelbſt herrſchen, nicht

blos katholiſch, ſondern auch päbſtlich ſeyn wollte,* nährte verderbliche Anſchläge. Sie hatte ſchon verſchiedentlich unter Eliſabeth ſolche auszuführen verſucht. Anfangs machte Spanien mit ihr gemeine Sache, und viele ſchreckliche die

* Rapin Thoyras tome 8. p. 43. edit. de Tindal. Les Catholiques avoient beaucoup attendu de lui (von Jakob I.) et du moins une tolerance entière avec la liberté d'exercer publiquement leur religion. C'étoit sur cette tolerance qu'ils fondoient leur esperance de rétablir peu-à-peu leur religion en Angleterre. Mais la harangue du Roi à son Parlement leur fit comprendre deux choses. La premiere, que cette tolerance dont ils n' avoient presque pas douté jusqu'alors, n'étoit pas encore prête à venir: la seconde, que quand même ils pourroient l'obtenir du Roi, ce n' étoit pas pour ceux d'entre eux qui admettoient la puissance du Pape dans toute l'étendue. C'étoient pourtant ceux-ci, qui étoient les plus actifs, et qui travailloient avec le plus d'emptessement à retablir leur religion dans le royaume. Ils comptoient pour peu de chose une simple liberté de conscience pour les moins zêlés des Catholiques, à quoi le Roi sembloit borner ses faveurs. Ils croyoient voir, que l'intention de ce Prince étoit de diviser les Catholiques, et d'en faire comme deux fectes, dont l'une qui abandonneroit le dogme de la puissance du Pape, seroit soufferte dans le Roïaume, et l'autre en seroit bannie.

Menſchheit erniedrigende Entwürfe wider die Proteſtanten und die Regierung in England reiften dort. Aber im Jahre 1604 ward zwiſchen beyden Reichen Friede, und die Kabale war ſich ſelbſt überlaſſen: ſie brütete Verſchwörungen. — Eine der ſchauderhafteſten in der Geſchichte überhaupt, und beſonders in der Engliſchen, war die von ihr ausgedachte Pulver-Verſchwörung, die bey anderthalb Jahre im Finſtern ſchlich, und blos durch den Umſtand, daß ein Verſchworner ſeinen alten Freund retten * wollte, wunderbar entdeckt wurde. **

Zehn Tage vor der beſtimmten Parlaments-Verſammlung empfing ein angeſehener Katholik Lord Mounteagle folgenden anonymen Brief, den ſein Bedienter von einem frem-

* In einem Briefe des Verſchwornen Digby, den man in den Archiven der Familie gefunden (ſ. Burnet hiſtory of his time) ſtand, daß man gewünſcht habe, zwey bis drey Katholiken im Parlament vom Untergange ausnehmen zu können.

** Pennants London überſetzt von Wiedmann S. 131. „Dicht an Herrn Waghorns Kaffeehauſe in Old-Pallace-„Yard iſt Guy Faurens (oder, wie er hier heißt: Fawkes) „Keller, worinnen die Verſchwornen 1605. die Pulver-„fäſſer niederlegten, wodurch ſie mit einem Schlage die „drey im Parlamente verſammleten Stände des Reichs „vernichten wollten. Bis auf den heutigen Tag iſt die „Art, wie die Vorſehung die Entdeckung veranſtaltete, un-„bekannt." — Vielleicht ſoll es nur unbegreiflich heiſſen.

den Menſchen auf der Straſſe erhalten hatte: „Mylord! „Die Verbindung, in der ich mit einigen Ihrer Freunde „ſtehe, macht mich auch für Ihre Erhaltung beſorgt. Iſt „Ihnen Ihr Leben lieb; ſo rathe ich Ihnen einen Vorwand „zu erdenken, aus der nächſtkünftigen Parlamentsſitzung „wegzubleiben. Gott und Menſchen haben ſich vereinigt, „die vor unſern Augen herrſchende Greuel zu beſtrafen. — „Achten Sie meine Warnung nicht gering: reiſen Sie aufs „Land, und warten den Ausgang dieſer Begebenheit ab. „So wenig man auch eine Bewegung ahnet, ſo gewiß dro„het dem bevorſtehenden Parlament ein ſchrecklicher Schlag „von unſichtbarer Hand. Verſchmähen Sie alſo meinen „wohlgemeinten Rath nicht, deſſen Befolgung Ihnen nützen „wird, und nie ſchaden kann! Denn ſo bald, wie dieſer „Brief verbrannt iſt, wird die Gefahr vorbey ſeyn. Gott „gebe, daß Sie ihn zu Ihrem Heil nützen, und nehme „Sie in ſeinen mächtigen Schutz!" Der Lord, äuſſerſt befremdet, wußte nicht, ob er dieſen Brief für bedeutend, oder für Folge eines boshaften Muthwillens, oder Liſt eines Gegners halten ſollte, der um irgend einer geheimen Urſache willen ihn von Beſuchung des Parlaments abhalten wolle; doch ſchien es ihm Pflicht, ihn höhern Orts vorzuzeigen. Er begab ſich daher noch denſelben Abend mit dem Briefe zum Staatsſekretair Graf Salisbury. Dieſer ſchien anfangs nicht ſonderlich drauf zu achten, erinnerte ſich aber doch der im Geheimenrath vorgekommenen Dinge von einer Kabale der Katholiken, die in und auſſer dem Reiche ſich regten, und, nach ſichern Nachrichten, vorge-

habt hätten, eine ſehr dringende und bedenkliche Bittſchrift im nächſten Parlament zu überreichen, die zugleich flehen und drohen ſollte. Er billigte daher Lord Mounteagles patriotiſche Vorſicht; und nachdem er mit dem Oberkammerherrn Grafen Suffolk und den Miniſtern geredet hatte, wurde beſtimmt, ehe man etwas verfügte, dem Könige, der eben auf dem Lande war, aber bald zurück erwartet wurde, den Brief vorzulegen; zumahl da man ſchon von deſſen Geſchicklichkeit, dunkle und geheimnißvolle Stellen zu erklären, auffallende Beyſpiele hatte; auch könnte, hieß es, ein kurzer Verzug, bey ſtrenger Verſchwiegenheit, nicht ſchaden; er würde vielmehr die Unternehmung, wenn ſie wirklich exiſtirte, reifer werden laſſen, ſo daß man die Verbrecher über den Anſtalten ergreifen, und ihres Attentats überführen könnte. Dem Könige ſchien dieſer Brief keine bloſſe Näckerey, vielmehr voll tiefen Sinnes; obgleich Graf Salisbury, entweder im Ernſt, oder verſtellt, ihn für Tand erklärte, und ſogar den Menſchenſinn des Verfaſſers in Zweifel ziehen wollte. Aber der König fand den Ausdruck ſchrecklicher Schlag von unſichtbarer Hand — zu bedeutend und der Gedanke von einer Pulvermine, fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele. Nach einigen Debatten wurde daher beſchloſſen, Sonntags, den Tag vor der Verſammlung des Parlaments in möglichſter Stille alle Gewölber unter dem Parlamentshauſe zu durchſuchen, wozu der Graf Suffolk den Auftrag erhielt. Als nun dieſer, vom Lord Mounteagle und dem Aufſeher der königlichen Garderobe, Chinard, begleitet, die Beſichtigung vornahm,

fand ſich vor der Hand blos ein groſſer Haufen Holz und Steinkohlen. Suffolk fragte daher Chinard, unter deſſen Aufſicht dieſe Behälter gehörten, was ihre Beſtimmung ſey, und es hieß: ſie wären jetzt nebſt einigen daranſtoſſenden Kellern an Thomas Percy vermiethet, deſſen Eigenthum auch das Holz und die Kohlen wären. Der Graf ſah ſich, wiewohl mit ſcheinbar nachläſſigem Blicke, noch einmal ſcharf um, und da fiel ihm in einer Ecke ein Menſch mit höchſtverwegner Miene auf, dem dieſer Beſuch läſtig zu ſeyn ſchien, und der ſich Fawkes, * Haußhofmeiſter in Dienſten Sir Thomas Percy, nannte. Der Oberkammerherr meldete dem Könige, was man geſehen hatte; wobey er noch hinzuſetzte, daß Lord Mounteagle, ſobald er gehört, daß ein Mann, von ſolchen Grundſätzen, wie Percy, ** das Haus gemiethet habe, erſchrocken ſey, und nichts Gutes ahne. Mounteagle habe auch einige Vermuthung, daß, da dieſer Percy ehedem ſein warmer Freund geweſen, der anonyme Brief wohl von ihm herrühre. Endlich begreife er nicht, ſagte der Graf, was dieſer groſſe Vorrath von Holz und Kohlen dem Percy nütze, der ſich ſo wenig in dem gemietheten Hauſe aufhalte; — und am al-

* Nach andern Faux.

** So wenig auch dieſe Grundſätze ihm ziemten. Barclay in der Geſchichte dieſer Verſchwörung: Thomas Percius erat regi et naturae jure et magnis beneficiis devinctus. Quippe etiam in Penſionariorum numerum receptus. Ita vocant ſelectos ex ampliſſimis familiis ad illuſtrem et praecipuam Britannicorum regum cuſtodiam.

lerverdächtigſten habe ihm der Menſch, der ſich für ſeinen Haußhofmeiſter ausgäbe, geſchienen, und der ein fürchterlich-freches Anſehen habe.

Auf dieſen Bericht ſah ſich der König nur allzuſehr in ſeinem Verdachte beſtärkt, und drang darauf, die Holz- und Kohlenhaufen bis auf den Grund zu viſitiren: weil gar wohl Pulver darunter verborgen ſeyn könne; auch dürfe kein Winkel im ganzen Hauße ununterſucht gelaßen werden. Denn wer würde, ſagte er, mit ruhiger Seele den Parlamentsſaal betreten können, wenn eine ſolche Unterſuchung nur obenhin geſchehen ſey?

Um behutſamer zu verfahren, da einige Miniſter zweifeln wollten, ob man auch durch einen dergleichen Brief berechtigt genug zu dieſer Haußſuchung ſey, * ſollte Chinard den Vorwand brauchen, man vermiße einige königliche Tapeten und andres Geräthe von Werthe, das vielleicht daherum in einem Winkel ſtecken könnte. Der königliche Kammerherr und Friedensrichter Cnevet übernahm dieſe nochmalige Durchſuchung, und betrat mit einem hinlänglichem Gefolge den Eingang des verdächtigen

* Sie glaubten es unter der königlichen Würde, durch dieſen Brief, der vielleicht nur ein Popanz ſey, ſich zu dem, Aengſtlichkeit verrathenden, Schritte einer Haußſuchung bewegen zu laſſen, der zugleich die Rechte des Eigenthums eines freyen brittiſchen Bürgers kränkte; auch mußte es den Grafen von Northumberland, deßen Freund und Verwandter Percy war, allzuſehr ſchmerzen, letztern durch einen ſo ſchweren Verdacht beſchimpft zu ſehen.

Haußes nach Mitternacht, am Morgen des nehmlichen Tages, da das Parlament zuſammen kommen ſollte. Er fand, trotz dieſer ungewöhnlichen Zeit, den ſchon gedachten Fawkes angekleidet und reiſefertig an der Thüre, der ſogleich ergriffen wurde. Man räumte die Steinkohlen und das Reißholz weg und entdeckte ſieben und dreißig große und kleine Pulverfäßer darunter. Fawkes hatte Lunten und Feuerzeug in den Taſchen. Man preßte durch Drohungen das Geſtändniß ſeines Vorhabens von ihm aus; und er war ſo dreiſt, noch überdem frey zu geſtehen, daß, wenn die Abgeordneten ein wenig eher gekommen wären, wo er in Vollendung ſeiner Arbeit begriffen geweſen, oder ihm bey ihrer Erſcheinung die mindeſte Zeit gelaſſen; ſo hätte er die Mine angezündet um ſeinen Tod durch den ihrigen zu verſüſſen.

Nachdem man ihn in Verwahrung gebracht, weckte Cnevet einige Miniſter, die im Pallaſte geſchlafen hatten, und drauf früh um 4 Uhr * den König. Bald wurden noch mehrere Mitglieder des Conſeils aus der Stadt gehohlt und Fawkes verhört; der eine beyſpielloſe Unerſchrockenheit zeigte, und den weder das Bewußtſeyn ſeiner That, noch das Feyerliche des Orts und der Verſammlung vor der er ſtand, noch die Geſchwindigkeit und Menge der an ihn gethanen Fragen beſtürzte; ja der noch frevelte und höhnte, wenn entweder widerſprechende Fragen an ihn geſchahen, oder unberufene Perſonen ins Verhör

* Es war am 4ten November.

ſich einmengten.* Er läugnete ſein abſcheuliches Vorhaben nicht im geringſten; nahm aber alles auf ſich und man konnte den erſten Tag weder von ſeinen Mitverſchwornen noch den Umſtänden der Verſchwörung etwas aus ihm bringen. Er behauptete, ſein Gewißen allein und der Eifer für die katholiſche Religion hätten ihn zu dieſer Unternehmung getrieben. Den König erkenne er nicht für ſeinen Herrn, noch für einen Geſalbten Gottes, da er ein Ketzer ſey; er ſelbſt aber heiße Joh. Johnſon ** und ſtehe in Sir Thomas Percys Dienſten. Statt irgend einer Reue war blos Erbitterung über ſein fehlgeſchlagenes Unternehmen das Gefühl, das dieſer Elende zu erkennen gab. Den andern Morgen wurde er in den Towr gebracht, und in Zeit von drey Tagen; nachdem man ihm mit der Folter gedroht hatte, und da weder ächte Stärke der Seele, noch Geſellſchaft die mit ihm ſympathiſirte, noch Hofnung auf das Glük ſeiner Mitverſchwornen, ihn unterſtützte; verlohr ſich allmählich ſein Starrſinn, und er bekannte zuerſt einige Umſtände und dann den ganzen Plan der Verſchwörung mit folgenden Worten:

„Ich bekenne, daß ich an einer Verſchwörung wider „den König und die Regierung Theil habe, deren Urheber

* Der König Jacob ſagt in ſeiner eignen uns hinterlaßenen Erzählung dieſer Begebenheit, man habe in England einen zweiten Mutius Scävola an Fawkes zu ſehen geglaubt.

** Der falſche Nahme, den er ſich, zufolge der Verabredung mit den Verſchwornen, gab.

„ich nicht ſelbſt bin. Ohngefähr um Oſtern vorigen Jah=
„res beſprach ſich deshalb mit mir in den Niederlanden,
„die unter Erzherzog Albrechts Pflege ſtehen, Thomas
„Winter, * mit welchem ich auch zu dem Ende hieher
„nach England gieng; in unſerm Bunde waren noch dreye:
„Robert Catesby, Thomas Percy und Johann
„Wright. Dieſe berathſchlagten ſich zuſammen wegen
„Ausführung unſers Vorhabens.

„Catesby legte vorerſt den Eid der Verſchwiegenheit
„ab, und ließ ihn auch ſeine Mitbrüder ſchwören. Sein
„Anſchlag war, unter das Oberhaus eine Mine zu legen:
„denn wir hielten für billig, den nähmlichen Ort zum
„Schauplatz unſrer Rache zu wählen, wo die katholiſche
„Religion widerrechtlich unterdrückt worden war.

„Da wir nun hierinnen übereinſtimmten; miethete
„Percy ein Hauß neben dem Oberhauße, und wir began=
„nen da gegen den 11ten December 1604 eine Mine zu
„graben. Wir fünf waren es, die zuerſt hinein giengen,
„nähmlich Thomas Percy, Robert Catesby, Thomas

* Winters Ausſage: „— nach 2 Tagen kam Fawkes nach
„Dünkirchen. Hier gab ich ihm zu verſtehen, daß, im
„Fall der Friede mit Spanien uns nichts hälfe,
„müßten wir in England etwas für unſre Parthey
„wagen. — Er (Catesby) verſezte darauf, er habe einen
„Plan, wie wir in einem Augenblike das Joch ab=
„ſchütteln und zu einem neuen Wachsthum des Katholi=
„cismus den Saamen ausſäen könnten, kurz: das könne
„durch eine Pulvermine geſchehen. —"

„Winter, Johann Wright und ich. Bald darauf nahmen „wir noch einen dazu, Christoph Wright, * der gleich„falls auf die Verheimlichung schwören, und wie wir,

* Die Theilnehmer an der Verschwörung mußten theils selbst an der Arbeit mit helfen, wie die eben genannten, wozu noch ein gewisser Bates kam; theils Kostenbeiträge liefern, wie denn z. B. aus Winters Geständnis erhellet, daß Everhard Digby 1500 und Franz Tresham 2000 Pf. Sterl. beigetragen. Die Liste der Verschwornen giebt König Jacob so an:

A. Häupter, und die mit an der Mine graben halfen:

Robert Catesby, Robert Winter } Armigeri.

Thomas Percy, Thomas Winter, Christoph Wright, Guido Fawkes. } Generosi.

Bates, Catesbys Diener.

B. Mitschuldige, Mitwißer und Beförderer des Unternehmens, die nicht in den Keller gekommen:

Everhard Digby, Eques.

Ambrosius Rockwood, Franciscus Tresham } Armigeri.

Ioh. Grant, Robert Key. } Generosi.

„auf den Eid das heilige Sakrament nehmen mußte. Als „wir auf den Grund des Gebäudes kamen, der 12 Fuß „tief war, und eine allzuschwere Arbeit vor uns sahen, „nahmen wir auch Robert Winter, unter der nähmlichen „eidlichen Verpflichtung, dazu.

„Gegen das Weihnachtsfest gruben wir bis an die „Mauer des Oberhaußes * und um Lichtmesse war sie „halb durchgraben. Wenn die andern arbeiteten, stand ich „am Eingange Schildwache um anzeigen zu können, wenn „ein Fremder sich näherte. Sie hielten dann inne, bis „jener sich entfernt hatte. Wir blieben alle sieben dort „über Nacht, mit Schießgewehr, Kugeln und Pulver „hinlänglich versehen, ** und waren fest entschlossen, lie„ber zu sterben, als zu weichen, oder uns gefangen zu „geben. Da sie die Wand durchgruben, hörten wir ein „Krachen von Steinkohlen aus dem nahen Keller. ***

* Diese Mauer war 5 Fus dick.

** Sie hatten auch einen Vorrath Fleischpasteten zu sich genommen, um nicht des Eßens halber zu oft hin und her zu gehen, und Aufsehen zu erregen. — Aus Winters Geständnis.

*** Derjenige der diesen Keller, der nicht nur unter dem Oberhauße, sondern auch gerade unter dem königlichen Thron war, bisher in der Miethe gehabt, war gestorben, und die Kohlen wurden herausgethan, um verkauft zu werden. Die Verschwornen hielten diesen Umstand für eine besondere göttliche Schickung. De Thou im 135 Buche.

„Wir fürchteten, daß dieß Getöse unſre Arbeit verrathen „möchte. Ich wurde daher in den Keller geſchickt; und „da ich erfuhr, daß die Kohlen verkauft werden ſollten, „und man ihn miethen könnte, ergriff Percy dieſe er„wünſchte Gelegenheit und miethete ihn auf ein Jahr. „Wir hatten ſchon vorhin 20 Pulverfäſſer beygeſchafft, „die wir mit Holz und Kohlen bedeckten. Gegen Oſtern „zerſtreuten wir uns, weil das Parlament bis auf den „Oktober verſchoben war. Percy, der den Schlüſſel zum „Gewölbe hatte, ſchaffte indeß noch mehr Pulver und Holz „hinein. Zu Anfang des Septembers kam ich nach Eng„land zurück, nahm den Schlüſſel zu mir und vermehrte „den Pulver-Vorrath und das Holz womit die Fäſſer be„deckt wurden, dann reiſte ich bis zum 30ſten Oktober „aufs Land.

„Ferner beſchloſſen wir unter uns, daß an dem Tage, „wo die That ausgeführt würde, einige von unſern Mit„verſchwornen die älteſte Prinzeßin Eliſabeth, * die bey „Lord Harington in der Grafſchaft Warwick ſich aufhielt, „gefangen nehmen, und ſie zur Königin ausrufen ſollten, „wozu vorher ein Edikt ausgefertigt, und darinn von Re„ligionsveränderung nichts erwähnt werden ſollte. Wir „wollten auch nicht für die Urheber der That angeſehen „ſeyn, bis unſre Parthey gehörig verſtärkt wäre. Von „Gefangennehmung des Prinzen Karls, des Königs jüngern „Sohns, wurde zwar vieles berathſchlagt: da wir aber

* Nachherige Gemahlin des unglüklichen Friedrichs von der Pfalz.

„dazu kein Mittel ausfindig machen konnten, und er zu „nah bey London war, wo wir nicht genug Beyſtand hof„fen konnten; ſo beſchloſſen wir, mittelſt der Prinzeſſin „Eliſabeth uns ſo gut zu helfen, als wir konnten."

Ohngefähr 14 Tage nach Fawkes Verhaftung wurde der in vorhergehender Ausſage erwähnte Thomas Winter gefangen eingebracht. Seine Faſſung war derjenigen von Fawkes ganz entgegen geſetzt: denn der harte Kampf, die Niederlage der Verſchwornen, die wir bald hören werden, hatte ihn mürbe gemacht. Er geſtund gleich, daß er Böſes gethan, und nicht nur an der Regierung, ſondern auch an Gott ſich verſündigt; der durch die Wege ſeiner Vorſehung ihm und ſeiner Rotte deutlich gezeiget habe, daß ihr Vorhaben ihm ein Greuel geweſen ſey. Winters Ausſage war ſehr umſtändlich: doch wir wollen nur deren Beſchluß anführen, um den Verfolg der Geſchichte daraus zu nehmen. „Zwei Tage hernach, den Sonntag Abend „kam jemand in mein Schlafzimmer und meldete, man „habe dem Lord Mounteagle einen Brief gebracht, des „Innhalts, er möchte mit guter Art vermeiden, „ins Parlament zu gehen, weil der Verſamm„lung eine groſſe Gefahr drohe. Dieſer Brief ſey „dem Grafen von Salisbury überliefert worden. Tages „darauf begab ich mich in den Gaſthof zu Enfield und er„zählte dieß dem Catesby, — nun ſey alles offenbar, und „ihm kein andrer Weg übrig, als aus England zu fliehen. „— Catesby aber antwortete, er verzweifele noch nicht „ganz, und beſchloß, den Fawkes abzuſchicken, der das

„Aeußerſte verſuchen ſollte. Donnerſtags gieng ich nach „London und Freytags Catesby. Tresham kam zu uns, „und dann entſtand ein lebhafter Streit, woher wohl je„ner Brief an Lord Mounteagle gekommen ſeyn möchte; „aber niemand wußte das Räthſel zu löſen. Tresham der „einzige unter uns, auf den wir einigen Verdacht hatten, „ſchwur hoch und theuer, daß er an dem Briefe unſchul„dig ſey. * Sonnabend Abends kam ich mit Tresham „in der Gallerie des Kollegiums zu Lincoln zuſammen. „Da erwähnte er einiger Reden des Grafen Salisbury die „ſich auf jenen Brief bezogen, ſo daß ich abermahls muth„los wurde und dem Catesby meldete, was ich gehört „hatte. Nun ſchien es ihm Zeit, ſich in der Stille zu „entfernen; doch erwartete er erſt den Percy und deſſen „Genehmigung. Dieſer aber, mit dem wir Sonntags „uns beredeten, war entſchloſſen, das Aeuſſerſte zu wa„gen und dem letzten Schlage des Verhängniſſes die Stir„ne zu bieten. — ** Inzwiſchen hatte der Argwohn „eines ſchlimmen Ausgangs unſern Plan völlig zerrüttet. „Catesby reiſte Montags aufs Land, wo er mit Percy „zuſammentreffen wollte.

„Dienſtags früh um 5 Uhr kam der jüngere „Wright zu mir in mein Kabinet, brachte die Nachricht,

* Voltäre giebt, (aus welcher Quelle, weiß ich nicht) den Percy als Verfaßer jenes Briefs an.

** Das hieß: ſie wollten, wenn dieſer geheime Plan vernichtet ſeyn ſollte, öffentlich an der Spize eines Aufrührerhaufens, den Bürgerkrieg im Reiche anſpinnen.

„ein Edelmann habe den Lord Mounteagle aufgeweckt und „geſagt: kommen Sie mit mir ins Eßeriſche Haus, wir „wollen auch den Graf Northumberland wecken! Es ſey „alles entdeckt, ſagte Wright. Geh hurtig, ſagte ich zu „ihm, und forſche an der Thür des Hauſes, ob du etwas „erfahren kannſt! Er kam ſehr bald zurück und ſagte: „mit uns iſts aus! Lepton ſchwang ſich vor der „Thür aufs Pferd, und indem er ihm die Spornen geben „wollte, fragte er die Herren ſchnell noch einmahl, ob ſie „nichts weiter befohlen. Nein, riefen ſie, und ſo galop„pierte er den Weg längſt der Themſe dahin.

„Ich ſagte drauf: reite flugs zum Percy, denn ohne „Zweifel ſucht man ihn auf; ich will unterdeß hier das „weitere auskundſchaften. Ich gieng nach dem königlichen „Pallaſt, und die Wache ließ mich nicht ein. Drauf „wandte ich mich nach dem Parlamentshauſe; auch da „war Hofwache: und hier hört' ich jemand ſagen: Es „ſey eine Verſchwörung entdeckt worden; „den König und das Parlament mit Pulver „in die Luft zu ſprengen. Jetzt taumelte ich in „Eile nach meiner Wohnung, ſetzte mich auf mein Pferd, „und ſprengte zum Thore hinaus. Catesby hatte eine „Zuſammenkunft in Dunchurch angeſagt; ich konnte aber „nicht eher dahin kommen, bis ich meinen Bruder geſpro„chen hatte, welches am Mittwoch Abends geſchah.

„Am Donnerſtage in Lord Windſors Hauſe er„griffen wir die Waffen, bey Stephan Littleton blieben „wir über Nacht. Tages drauf erfuhren wir, unſere Leute

„wären durch ein beſonderes Unglück zerſtreut worden. „Catesby, Rockwood, Grant hätten ſich mit Pulver ſehr „beſchädigt, die übrigen wären entflohen. Littleton rieth „mir die Flucht und wollte mich begleiten. Ich ſchlug es „ab, und erreichte die Unſrigen. Catesby, Percy, die „beyden Wrights und Grant befanden ſich leidlich. Ich „fragte ſie, was ihr Entſchluß ſey? Zu ſterben * ant„worteten ſie. Ich erklärte ihnen, daß ich bereit wäre, „jedes Schickſal mit ihnen zu theilen. Um eilf Uhr um„ringte ein Haufe das Haus wo wir waren. ** Ich gieng „oben im Hofe herum, als eine bleierne Kugel durch „meine Schultern fuhr und mir den rechten Arm lähmte. „Die zweyte Kugel erlegte den ältern Wright, die dritte „den jüngern, die vierte Rockwood. Ich ſtand in der „Thüre zu der man eben eindringen wollte. Da rief Ca„tesby mir zu: Bleibe Bruder Thomas vereint „müſſen wir ſterben! Ich antwortete, der rechte „Arm ſey mir gelähmt und ich fürchtete gefangen zu wer„den. Wir ſtunden dicht an einander gedrängt Catesby, „Percy, und ich. Beyde fielen, dünkt mich, von einer „Kugel. Mich umringte man, ich ward überwältigt,

* Denn das war ihrem Eide gemäß, lieber zu ſterben, als ſich zu ergeben, und ihre Mitſchuldigen verrathen zu müßen.

** Zu Holbech in Staffordſhire, einem Schloße, das zwiſchen Worceſter und Droitwich liegt, und obgedachtem Stephan Littleton gehörte.

„denn ich hatte ſchlimme Wunden und war ſchwach. Ich „ward von hintenzu ergriffen und fortgeſchleppt.“ —

Und nun die Folge der Geſchichte aus Thomas Winters eignem Munde, die wir nur noch durch einige Umſtände aus Acten und andern zuverläſſigen Nachrichten ergänzen wollen.

Als die Pulvermine entdeckt, und kein Zweifel mehr war, daß Thomas Percy einer der Hauptverſchwörer ſey; und dann nachher, als Fawkes im Towr die ſämmtlichen Hauptanführer der Verſchwörung genannt hatte; wurde ſie öffentlich bekannt gemacht und den Sherifs anbefohlen, die Verbrecher lebendig einzuliefern. Die Entfernung aber nach der Gegend, wohin ſie geflohen, die bey 100 engliſche Meilen * betrug, die ſchlimmen Wege und kurzen Tage verhinderten die zeitige Ankunft der königlichen Proclamationen. Ehe man noch die Schuldigen als Verſchwörer kannte, und da man ſie nur für Rebellen hielt, am dritten Tage nach ihrer Flucht, waren ſie ſchon vertilgt. Sie hatten ſich nach Warwikſhire gezogen, wo ihr Mitglied, der Ritter Digby, im feſten Vertrauen, daß die Verſchwörung geglückt ſey, mit einem Trupp die Waffen ergriffen hatte, um ſich der Prinzeſſin Eliſabeth zu bemächtigen,** die deshalb nach Coventry geflüchtet war;

* Warwikſhire und Worceſterſhire.

** Er hatte eine Jagd angeordnet, die zum Raube der Prinzeſſin Gelegenheit machen ſollte, und unter andern einem Bereiter Pferde wegnehmen laſſen, die ihm von einem benachbarten Herrn zum Dreſſiren gegeben worden waren.

und die Sherifs hatten das Landvolk aller Dörfer wider die Rebellen aufgeboten, die trotz ihrer ſtolzen Hoffnung auf einen groſſen Anhang ihrer Glaubensbrüder, und ohngeachtet ihrer deshalb gethanen Streifereien, ſich mit ihrem ganzen Gefolge nicht viel über achtzig Perſonen beliefen. Wie konnten ſie auch auf einen groſſen Anhang rachnen, da ſie ſich durch verſchiedene Gewaltthätigkeiten bey dem Volke ſo verhaßt gemacht hatten, daß niemand ihnen einen Trunk Waſſer reichte! Ihr kleiner Haufe wurde bald in die Enge getrieben und zur Verzweiflung gebracht. Sie beichteten und abſolvirten einander und ihr letzter Troſt war noch der Gedanke, ihr Leben dem Feinde ſo theuer als möglich zu verkaufen. Aber auch der war Täuſchung. Ihr Pulver, das die Näſſe der Witterung gelitten hatte, und am Kamin getrocknet wurde, fieng Feuer, und verwundete ſie ſo ſtark, daß ihnen nur wenige Kräfte zum Kampf der Verzweiflung übrig blieben.

Richard Walſh, Viſcount von Worcheſterſhire, ließ ſie zu Holbech umringen. Ihr Muth fiel, und ein betäubendes Schrecken bemächtigte ſich ihrer dergeſtalt, daß einige darunter ſich ſchon für Verbrecher erkannten und Gott auf den Knieen um Vergebung baten.

Daher auch Winters gänzliche Muthloſigkeit und williges Geſtändnis; und die Hauptanführer wurden, wie wir in dieſem letztern gehört haben, getödet. Nach dieſem wurde auch Grant, Digby, Rockwood, Bates und bald darauf Tresham, Robert Winter, Littleton und andere Mitſchuldige gefangen, verhört und achte von ihnen hin-

gerichtet; nachdem der König in ſeiner erſten Rede ans Parlament nach entdeckter Verſchwörung, am 9ten November, um die Verbitterung der Partheyen zu verhindern, die Katholiken des Königreichs überhaupt bey dieſem Komplott entſchuldigt, und ihn blos der unſeligen Verblendung des ſchlechten Theils beygemeſſen hatte.

Der Umſtand, den uns die Geſchichte verſichert, daß weder eine verzweifelte Lage, noch Sittenloſigkeit oder ein ausſchweifendes Leben, die Häupter der Verſchwörung zu dieſem Unternehmen vorbereitet habe: daß ihre Aufführung vorher ſtets untadelhaft geweſen: daß Catesby durch ſein Betragen ſich ausgezeichnete Hochachtung erworben, und unbedingtes Zutrauen zu ſeinem Verſtande den Rockwood und Digby mit in den Bund gezogen: daß dieſe frey geſtanden, ſie würden ohne Bedenken ihr Leben auf ſein Wort gewagt haben: daß Digby ſo geliebt und geehrt geweſen, als Jemand im Königreiche: daß Percy aus dem groſſen Hauſe Northumberland, penſionirter Nobelgardiſt und ein groſſer Schuldner des Königs war — alle dieſe Thatſachen leiten uns auf die Spur eines blinden religiöſen Fanatismus, der kaum von ſelbſt in Laien entſtehen, oder doch ohne ſtärkere Anfachung nicht ſo übermächtig werden konnte, um alles Gefühl, nicht nur der Bürgerpflicht, ſondern auch der Menſchheit zu erſticken.

Die nächſten Begebenheiten Englands vor dieſer erheben ſchon unſern Verdacht wegen der Einhaucher dieſes Fanatismus bis zur höchſten Wahrſcheinlichkeit. Wer hatte mehrmal im Nahmen Gottes und des römiſchen Biſchoffs

das engliſche Volk gegen ſeine Regenten empört? Und wurden nicht ein Jahr vor dem Ausbruche dieſer Verſchwörung die Jeſuiten aus England vertrieben, ein Orden, der ſo ſelten Gelegenheit zur Rache verſäumte, daß er ſie vielmehr ſchuf? Auch der Friede mit Spanien kam im nehmlichen Jahre zu Stande, der, wider Verhoffen, den Punkt der katholiſchen Religion, nicht berührte, unter deren Schleyer der Orden immer ſein eigenes Angeſicht verbarg, und an deren Wohlſtand er ſeinen Eigennutz knüpfte. Wir haben gehört, daß jeder der Verſchwornen auf ſeinen Eid das Sakrament hatte nehmen müſſen. Sie mußten alſo Beichtväter gehabt, und wer waren dieſe? * Nun wußte man, daß einige von den offenbaren Häuptern der Verſchwörung mit berufenen Jeſuiten ** in beſonders genauem Vernehmen geſtanden hatten. Kurz, die verſchiedenen Verhöre der Gefangenen flößten den auffallendſten Argwohn wider einige Glieder dieſes Ordens ein.

Sehr ſchwer hielt es zwar, eh man von jenen die Nahmen ihrer Anreitzer, oder daß ſie mit Jeſuiten genauen Umgang gepflogen, herausbringen konnte; aber das war immer der Fall bey ſolchen Anſtiftungen, wo Prieſter die Seele und Laien das bewegte Maſchinenwerk waren. Der

* Die Inquiſitionsacten ſagen, daß Catesby, Percy, Winter, Wright und Fawkes bey ihrer erſten Zuſammenverſchwörung beichteten und communicirten, und daß da der Jeſuit Gerrard ſie abſolvirte. Vergl. de Thou im 136 Buche unterm J. 1606.

** So der Provinzial Garnet mit Catesby u. ſ. w.

felſenfeſte Glaube, daß jene den Schlüſſel zu Glück und Unglück, Himmel und Hölle — hätten, und der Eid, der nach mehrerer Schriftſteller Meinung, * ihnen bey Verluſt der ewigen Seligkeit, Prieſter zu verrathen, verbot, mußte jeden aufſteigenden Gedanken der Menſchlichkeit und Pflicht, ja ſelbſt die Liebe zum Leben in ihnen erdrücken.

Am 15ten Januar 1606 kam eine königliche Proclamation heraus, worinn es hieß: „Da nun aus den verſchiedenen Verhören einiger Gefangenen, die die vornehmſten Häupter der unmenſchlichen Verſchwörung, uns ſelbſt und unſre Familie, ſo wie auch den ganzen im Parlamente verſammleten Staat dieſes Reichs durch Pulver zu Grunde zu richten, geweſen, klar und deutlich erhellet, daß die nachbenahmte 3 Jeſuiten Johann Gerrard, alias Broocke genannt, Heinrich Garnet, alias Walby, alias Darcy, alias Farmer, ** Oſwald Tesmond, alias Greenway, vorzüglich thätigen Antheil an eben dieſem Vergehen gehabt, ſo —"

Obgleich die ganze Maſſe des Antheils, den die Jeſuiten an dieſer Verſchwörung gehabt, zu beſtimmen, mehr

* Z. B. de Thou B. 135. nro. 7. Mezeray tome 3. Buch 4.

** Die vielerlei falſchen Nahmen dieſer Jeſuiten, die uns auf ſo vielerley von ihnen geſpielte Rollen hinweiſen, müſſen jedem auffallen, der noch nicht der Einfachheit des Charakters, auch an ſchlimmen Menſchen entwohnt iſt. Garnet hatte ſogar noch 3 Nahmen mehr, Roberts, Henry und Philips.

in eine Geſchichte dieſes Ordens gehört, * auch in einigen derſelben, aus Urkunden und andern zuverläſſigen zum Theil noch ungedruckten Quellen neuerlich ſehr überzeugend dargeſtellt worden: ſo wollen wir doch einiges hieher gehöriges, beſonders aus Garnets Verhör, anführen.

Daß zwiſchen ihm und Catesby ſeit geraumer Zeit eine genaue Verbindung exiſtire, wußte man; er bekannte ſelbſt, daß er mit Tresham ſeit ½ Jahre oft Unterredungen gepflogen, welches auch Tresham anfangs geſtand, aber nachher, auf dringendes Zureden ſeiner Frau, kurz vor ſeiner Hinrichtung widerrufen hatte: dieß und mehreres wollte der König durchaus nicht mit Folterzwang, ſondern durch freyes Geſtändniß aus ihm heraus haben. Er wurde daher ſehr gelinde behandelt, und genoß jede Freyheit, die man ihm ohne Gefahr irgend geſtatten konnte. Man brachte ihn durch Liſt dahin, daß er zwey Briefe an Mitgefangene ſchrieb, und ſie einem Menſchen anvertraute, der angeſtellt war, ihn durch Heucheley einzunehmen, indem er bey ihm den eifrigen Katholiken machte. Dieſe Briefe wurden der Regierung überliefert; der eine ſchien zwar ganz unbedeutend; auf den ſehr breiten Rand aber war mit Citronenſaft geſchrieben, und als man ſich damit dem Feuer näherte, trat die Schrift hervor. Der andere Brief inſtruirte die mitgefangene Perſon, wie ſie die Verhörartikel zu beantworten hätte. Da er auch den Jeſuiten Oldeborn,

* Man leſe beſonders hierüber, und was das nachfolgende Verhör betrifft, Wolfs Geſchichte der Jeſuiten I Band, 5tes Buch 8tes Kap. von S. 410—414.

der gleichfalls im Gefängnis war, zu ſprechen wünſchte, ſo nutzte man dieſen Umſtand, und erlaubte ihm eine Unterredung mit Jenem; die Wache mußte ihnen geſtatten, ſich gerade ſo weit von ihnen zu entfernen, daß ſie einander manches ſagen konnten, ohne von ihr gehört zu werden. Aber in einem nähern Hinterhalt waren Leute verſteckt, die ihre Reden belauſchten und gleich darauf niederſchrieben. Garnet läugnete zwar vor Gericht, was ihn die Aufpaſſer hatten ſagen hören; weil er die deshalb an ihn gethanen Fragen nur für Muthmaſſungen hielt: aber man legte ihm Oldenborns Geſtändniß vor, wodurch er überwieſen wurde. Er geſtund, der Jeſuit Greenwel habe ihm vor 5 Monathen den Plan der Verſchwörung entdeckt, auch Catesby ihm im allgemeinen von einem groſſen Unternehmen der Katholiken zum Vortheil der Religion geſagt: und nachdem er zwanzig Verhöre vor der Committee gehabt hatte, wurde er bey der höchſten Inſtanz über alle vorhergehende Punkte noch einmahl verhört, wo er obiges Geſtändnis in Anſehung Greenwels wiederhohlte, doch mit der Einſchränkung, dieſer Jeſuit habe ihm jene Sache blos in der Beichte offenbart; er habe alſo aus Prieſterpflicht keinen Gebrauch von dieſer Entdeckung machen dürfen. — Wenn euch nun, fiel ihm einer der Lords in die Rede, heute jemand in der Beichte entdeckte, daß er vorhätte, morgen den König mit einem Dolchſtiche zu ermorden, würdet ihr auch da ſchweigen? Ich müßte ſchweigen, ſagte Garnet. Endlich wurde er aus einer eigenhändigen Schrift, die er dem König geſandt hatte, (und

durch die er ſogar Verzeihung zu erhalten hofte) überführt, worinn er ſelbſt ſagt: daß ihn Greenwel von der Verſchwörung, nicht als von einer Sünde, ſondern als von einer ihm bekannten Sache, unterrichtet, worüber er ſeinen Rath vernehmen wollte: — daß Catesby und Greenwel bey ihm Beyfall und Aufmunterung zu der Unternehmung geſucht; und Greenwel in der Grafſchaft Eſſex mit ihm eine lange Unterredung über die Pulververſchwörung gepflogen habe u. ſ. w.

Garnet wurde gehenkt. Verſchiedene ſeiner Ordensbrüder haben nicht nur ſeinen und der andern Jeſuiten Antheil an der Verſchwörung ſtandhaft in Schriften geleugnet, * die Hingerichteten als Märtyrer aufgeſtellt, und kindiſche Wunder als Beweiſe ihrer Unſchuld angeführt; ſondern ſogar, mit unbegreiflicher Keckheit die ganze Verſchwörung für ein Hirngeſpinſt erklärt.

Doch bey den Schriftſtellern jenes Ordens ſind der-

* Histoire du Parlement d'Angleterre par l'Abbé Raynal: Les Jeſuites s'en sont constamment defendus (d'avoir été les auteurs de la conspiration) sans s'être encore justifiés. Trois raisons font beaucoup douter de leur innocence: une aigreur dans leur apologie qui n'est pas dans leur caractère — les miracles dont ils étayent leur defense — et d'être en Angleterre, comme ailleurs à la tête de la religion Catholique.

Ueber ihre Vertheidigungen verdient das 9te Kapitel des 5ten Buches in Wolfs vorhin angeführter Geſchichte der Jeſuiten nachgeleſen zu werden.

gleichen auffallende und ſogar, durch den Grad ihrer Dreiſtigkeit, lächerliche Behauptungen zu Gunſt ihrer Parthey, nichts ſeltenes.

Die furchtbare Monarchie des Ordens, die beſtändig ſtrebte, nicht allein die weltlichen Kronen, ſondern auch die dreyfache, deren Knechte ſie vorſtellen wollten, und deren Höflinge ſie waren, unter ihre Füſſe zu treten: dieſe Monarchie hielt es bey ihren Trauerſpielen nicht immer für gut, ſelbſt auf der Bühne zu erſcheinen. Sie diktirte nur das Drama oder ändert es für den Schauplatz der Gegenwart um, paßt es dem Theater der Zeit an, beſorgte die Rollen; dirigirte die Maſchinen, entzündete hinter den Couliſſen die mehr als theatraliſchen Flammen; und ſouflirte. Das Beleidigende der Vorſtellungen mochten die Schauſpieler büſſen.

Wer noch einmahl den Plan der mehr als unmenſchlichen Pulververſchwörung mit mir überdenkt, muß einer ganzen ehrwürdigen Nazion zu ihrer Entdeckung Glück wünſchen, und ihrer jährlichen Feyer im Geiſte mit beywohnen. Wenn ſie noch einige Stunden ein Geheimnis geblieben, das heißt: gelungen wäre: ſo wären nicht nur der König, (der doch die katholiſche Religion ſo ſehr begünſtigte, als irgend eine nicht herrſchende Kirche begünſtigt werden kann,) und ſeine Familie, ſondern faſt alle Groſſen des Reichs, eine Menge Parlamentsglieder, ihre Zuhörer, kurz, mehrere tauſend Menſchen erſtickt, zerſchmettert, zerriſſen worden. Verſchiedene Palläſte, die Reſidenz Weſtmünſterhall, der ehrwürdige Tempel, die königliche Gruft und die Gräber der Fürſten, Helden, und Weiſen, mit andern koſtbaren Alterthümern wurden zerſtört. — Doch was ſind ſolche Kleinigkeiten, was ſind Myriaden lebender, fühlender Geſchöpfe dem Fanatiſmus?

III.

Elegie.

1795.

Hespers bleiche Trauerkerze
Lodert an des Tages Gruft;
Durch der Kiefern öde Schwärze
Sauft so bang' die Abendluft.

Dünstige Fantome gleiten
Auf des Moores Nebelmeer,
Und ein halb verwehtes Läuten
Tönt vom fernen Kloster her.

Schwermut schauert durch die Haine,
Wann der Wind die Wipfel regt;
Auf des dürren Laubes Bräune
Hat der Tod sein Bild geprägt.

Lunen gleich nach Ungewittern
Lacht mir des Befreiers Bild,
Und durch Psyches Kerker zittern
Stralen, wie Aurora mild.

Bis den Nebeln der Verbannung
Rettend ihn der Tod entreißt,
Steh', mit kräftiger Ermannung
Jedem Sturm des Edlen Geiſt.

Wann er, ſelbſt in morſcher Barke,
Durch der Fluten Aufruhr ſchwebt,
Herrſcht am Steuer kühn der Starke
Bis die Brandung ihn begräbt.

Wandte thatenloſes Trauren
Je des Schickſals ernſten Plan?
Feſt, mit Hochſinn auszudauern,
Troz dem Schickſal, weiß der Mann.

IV.

Eine Nachahmung der erſten Satyre des Juvenal.

Wie? ſoll ich hören ſtets und nie ein Wörtchen reden?
Soll immer ungeſtraft mir Blöden
Bald ein geſchwätziger Pedant,
Dein Schüler, nicht doch! nur dein Affe, großer Kant,
Mit einem Wörterkram, dem Sinn und Ordnung fehlen,
Bald ein aus Midas Stamm entſprungner Recenſent
Mit dummer Fertigkeit im Loben und im Schmählen,
Und bald ein reiſender Student
Mit Schildrungen der fremden Höfe quälen?
Iſt's ausgemacht, daß ich es dulten muß,
Wenn ſo ein Kraftgenie ein Tragicomicus,
Der nur den Dramenſchnitt von Shakespeare'n ſich erborget,
Im tollen Ritterſtück mit Zweykampf, Sturm und Schlacht,
Empörung, Nothzucht, Mord bis eilf Uhr in die Nacht,
Parterr' und Logen wohl verſorget?
Ich kenne kaum mein eignes Haus ſo gut,
Als den Turnierplatz und die Schranken,
Befleckt von edler Kämpen Blut,

Die mauſetodt dahin vor meinen Augen ſanken;
Mir gellt das Ohr von Lehenspflicht,
Von Schimpf und Ernſt, von Schiene, Schwert und Speere,
Auch weiß ich ſo Beſcheid vom heimlichen Gericht,
Als ob ich ſelbſt daoon ein Oberſchöppe wäre,
Zum Henker! Unſer eins hat doch wohl ohne Ruhm
Zu melden, ſein Gymnaſium
Auch Tag für Tag beſucht, und in der ſechſten Schule
Pompejen klug gerathen, daß er nicht
Mit Cäſarn um die Herrſchaft buhle.
Man hat, als Anwalt, vor Gericht
Für Cimons tapfern Sohn, * für Socrates geſprochen,
Und einen Cato ungehört,
Bloß weil der Mann ſich ſelbſt erſtochen,
Zu des Profeſſors Troſt für eine Memm' erklärt.
Drum kein Papier geſchont! Die Menge der Poeten,
Die ſich den Winter durch die Finger wund ſcandiert,
Und dann zur Meſſe, wie die Kröten
Bey lauer Luft, frey in die Welt ſpaziert,
Verthät' es ohnehin zu ganzen Alphabethen.

Doch daß ich jene Bahn, auf welcher Juvenal
Mit ſtrenger Geißel ging, zu unſrer Thoren Qual
Nun auch betrat, darf niemand Wunder nehmen.
Mit jedem Tag vermehrt ſich ihre Zahl
Und wächſt ihr Uebermuth; ſie mögen nun einmal
Wenn nicht ſich beſſern, doch ſich ſchämen.
Denn jagt ein junges Weib auf Englands edlem Roß,

* Miltiades.

Begleitet von der Buhler Troß
Frech durch des Praters * laute Schatten
Und neckt das schöne stolze Thier
So ungescheut, als ihren Gatten.
Kommt schimmervoll und rasselnd hinter ihr
Ein prunkender Lakey, der sich in wenig Jahren
Zum Ritter oder Cavalier
Hinauf gewuchert hat, mit Vieren angefahren,
Wem jucken da zum bittern Strafgedicht
Die drey Autorenfinger nicht?
Weß Nachsicht ist so groß, und weß Geduld so eisern,
Daß er gelassen bleibt, wenn selbst in edlen Häusern
Ein frecher Bösewicht auf seinen Fürsten schimpft
Und Frankreichs Modegift in deutsche Seelen impft?
Indeß ein andrer Schurk', ein arger Augendiener,
Nur Möncherey, nur Preßzwang lobt
Und, widerspricht man ihm, so wild als Hoffmann tobt,
So laut als er yahnt: Da seht den Jacobiner!
Wie? Alle das geschäh, und ich, ich sähe zu
In träger oder feiger Ruh?
Verkröche mich wohl gar vor diesen tollen Schreyern
Und brauchte nur mein friedlich Saitenspiel,
Ein hohes Nahmensfest zu feyern,
Und einem Liebchen was von Mondschein, Treu, Gefühl
In Klinggedichten ** vorzuleyern?
Wer möchte nicht vielmehr auf öffentlichem Platz

* Der besuchteste Spatziergang der Wiener.

** Der alte und oft nur zu passende Nahme des Sonettes.

Satyren mit dem Bleyſtift ſchreiben,
Sieht er den Schurken dort, der den gemeinen Schatz
Geplündert hat, ſo ſteif als einen Kegel bleiben,
Wenn alles um ihn her vor ſeinem Gold ſich bückt,
Und ... * ſelbſt den Hut, als wie zum Gruße rückt.
Ja willſt du Etwas ſeyn, begeh nur ein Verbrechen,
Der Caſematten werth. Man lobt die Redlichkeit
Und läßt ſie betteln gehn; in dieſer Laſterzeit
Kannſt du durch Laſter nur zu ſteigen dir verſprechen.
Die bauen dir ein fürſtlich Haus,
Durch das in bunter Pracht geſchäftge Diener irren,
Die ſchmücken dir's mit Japans Prunkgeſchirren
Und Belgiens Tapeten aus.
Sich ſelber wiſſen ſie mit Gold zu überdecken,
Und hinter Wappenſchild' und Titel zu verſtecken.

Wenn nun ein Biedermann all dieſe Gräuel ſieht,
Verhindert ihn die Wuth nicht ſelbſt am ſüſſen Schlafe,
Und ruft Gerechtigkeit nicht laut ihm zu: O ſtrafe
Die Schurken wenigſtens durch ein gewaltig Lied!
Er faßt die Feder dann und ſchreibt, gut oder übel,
Gleichviel! wenn nicht Genie, treibt ihn doch Unmuth an;
Der reimt aus ihm heraus, der verſelt wie er kann,
So allenfalls, wie ich pfleg' oder Liebel. **

* Hier fehlt der Name eines berüchtigten Grobians, den der Leſer durch Jemanden aus ſeiner Bekanntſchaft zu erſetzen beliebe.

** Der Verfaſſer von einem Band ziemlich ſchlechter Gedichte und Profeſſor der Aeſthetik an der Wiener Univerſität.

Was ſeit der Sündflut her der tolle Menſch beginnt,
Worauf er hoffet oder ſinnt,
Wovor er ſich entſetzt, warum er ängſtlich bethet,
Das alles iſt ein Teig, den meine Muſe knetet.
Sie thut dann Attiſch Salz, ſo viel gerad' im Haus
Vorräthig iſt, daran und bäckt Satyren draus.
Mit Recht! denn nie war noch dem unvernünftigen Thiere,
Das der Vernunft ſich rühmt, ſo nöthig die Satyre.
Nie herrſchte noch mit fürchterlicher Macht
Tyranniſcher der böſe Dämon Pracht.
Die jungen Cröſus, die ihm dienen,
Schafft er in kurzer Zeit zu lauter Irus um,
Und die Penelopen zu Phrynen,
Ja ſchenket ſelbſt die Aeltern blind und ſtumm.
Denn welche Mutter ſchickt den reichen Freund ſpatzieren,
Der ihrer Tochter Putz beſtreitet — und den ihren?
Nie war zu Fuße gehn ſo ſchimpflich; ſiehe! kaum
Ein Krämer wagt es mehr; raſch rollt's an Feyertagen
Den Graben * auf und ab, und winzig iſt der Raum
Für jene, die ihr Ich ſelbſt in die Kirche tragen.
Du, der du Wien beſucheſt, wandle dicht,
Dicht an den Häuſern hin, o Fremdling, willſt du nicht
Gerädert ſeyn von unbezahlten Wagen!
Ja unbezahlt! Vorüber iſt die Zeit
Wo der Entlehnende mit dummer Ehrlichkeit
An ſeiner Schulden Tilgung dachte.
Seit mancher ſchlaue Dieb zu ſeiner Sicherheit
In ein Syſtem die Bankerottkunſt brachte,

* Ein Platz in Wien.

Iſt ſeine ganze Schuld bezahlen unerhört.
Wer ſeinen Gläubigern erklärt,
Er wolle, wenn ſie nicht den Unweg Rechtens wählen,
Genügſam nur des Darlehns Hälfte ſtehlen,
Wird ſchon von ihnen ſelbſt als Biedermann geehrt.
So iſt die Crida denn von allen Handlungszweigen
Der nützlichſte; man wiederhohlet ſie,
Und zu der feinen Induſtrie
Muß die Fallitenordnung ſchweigen.
Kein Schuldner geht mehr durch; mag durchgehn, der ihm lieh:
Er bleibt und handelt fort, trotz Fries und Compagnie.*

So tief ſind wir geſunken; o der Schande!
Wir Ausgearteten, in deren edlem Lande
Einſt Biederſinn zu Hauſe war,
Mit offner Stirn, mit unfriſiertem Haar,
Im langen Camiſol, im unbeſchnittnen Kleide
Und ſtumpfen Schuhen zog er bürgerlich einher,
Doch galt ein Wort von ihm, ein trauter Handſchlag mehr,
Als bey der Enkelwelt Verſchreibungen und Eide.
Auf denn, mein rächendes Gedicht!
Selbſt die Gerechtigkeit macht Strenge dir zur Pflicht.
Bebt Alle jetzt, die ihr die Tugend haſſet,
Und ohne Scheu ihr blühend Reich verheert!
Die Muſe ſchloß mit ihr den engſten Bund, und faſſet
Mit ſtarker Hand das Juvenalſche Schwert.
Zwar wird ſie, edel noch als Feindinn, die Perſonen,
Doch Laſter nicht, und Thorheit nicht verſchonen.

* Das erſte Handelshaus in Wien.

V.

Sehnſucht nach Frieden.

(Tibull. 1 El. 13).

Wer doch wars, der zuerſt die entſetzlichen Schwerter hervortrug?
O wie wild, und wie ganz eiſernes Sinnes, der Mann!
Jezt kam Mord dem Menſchengeſchlecht, jezt blutige Feldſchlacht;
Jezt war kürzer der Weg, gräßlicher Tod, dir gebahnt.
Doch nichts hat ja der Arme verübt! Wir kehrten zu unſerm
Unheil, was er zur Wehr grauſames Wildes verliehn.
Das iſt die Schuld des bereichernden Golds! Nicht walteten Kriege,
Als ein buchner Pokal ſtand vor dem heiligen Schmaus.
Nicht war Burg, nicht Graben und Wall; und zu ruhigem Schlummer
Legte ſich unter den vielfarbigen Schafen der Hirt.

Hätt' ich doch damal gelebt! dann kennt' ich weder des Volkes
Waffengräul, noch erſchräk' hellen Trompeten mein Herz.
Jezo kämpf' ich aus Zwang; und vielleicht ſchon blinket ein feindlich
Todesgeſchoß, das bald mir in die Seite ſich taucht.
Aber beſchirmt ihr Laren des Heerds! Ihr nährtet mich weiland;
Euch vor den Füſſen herum hüpft' ich, ein ſpielendes Kind.
Seht euch nicht mit Verdruß aus altem Stamme gebildet;
So herbergte vorlängſt euch in dem Hauſe mein Ahn.
Damals hielt man beſſere Treu, als ärmliches Schmuckes
Stand ein hölzerner Gott unter dem niedrigen Dach.
Dieſen verſöhnete ſchon ein Erſtlingsopfer der Traube,
Oder ein Aehrengeflecht, kränzend ſein heiliges Haar.
Mancher bracht auch Fladen, ihm ſelbſt ein Gelübde bezahlend;
Und ſein Töchterchen trug reinlichen Honig ihm nach.
Aber entfernt uns, Laren, entfernt die Geſchoſſe des Erzes:
Und von des Koſens Gewühl blut' euch ein Ferkel zum Dank;

Reines Gewands ihm folg' ich, und trag' euch myrten-umkränzte
Körbe daher, mein Haupt selber mit Myrten umkränzt.
Schaut gefällig auf mich! Ein anderer, tapfer in Waffen,
Strecke, begünstigt vom Mars, feindliche Führer in Staub:
Daß er mir beim Trunke verkündige, was er im Feldzug
Alles gethan, auf den Tisch zeichnend das Lager mit Most.
Welche Wut, durch Kriege den dunkelen Tod zu berufen!
Selbst schon drängt er, und hebt leise den nahenden Tritt.
Drunten prangt nicht Saat, nicht Rebengefild; es erschreckt nur
Cerberus, nur dein Drohn, Lenker des stygischen Kahns.
Dort mit zerfallenen Wangen entstellt und versengetem Haupthaar,
Längs dem düsteren Pfuhl, irret das bleiche Gewühl.
O mir gepriesen der Mann, den im Anwachs fröhlicher Kinder
Unter des Hüttchens Dach lässiges Alter beschleicht!
Selber führt er die Schaf, und der Sohn zur Weide die Lämmer,
Und dem ermüdeten wärmt Wasser zum Bade die Frau.

Werde mir ſolches vergönnt, und ſchimmern grau mir die Scheitel;
Daß von der Urzeit einſt Thaten erzähle der Greis!
Fried' indeß verſchöne die Flur! du Göttin des Friedens,
Glänzende, führteſt zuerſt furchende Farren ins Joch.
Fried' ernährte die Reb', und ſpündete Säfte der Kelter,
Daß dem Sohne den Wein gösse das Vatergeſchirr.
Blank iſt Karſt im Frieden und Schar; doch des grauſamen Krieges
Jammergeräth umzieht dumpfig im Finſtern der Roſt.
Und der Ackerer fährt aus dem Hain, nicht ſonderlich nüchtern,
Selbſt im Karren das Weib und die Familie heim.
Aber der Liebenden Kampf glüht dann: um zerrütteten Haarſchmuck
Klagt ein Mägdelein wohl, und um der Ständchen Tumult;
Weint, und zeigt die geſtoßene Wang', auch ſelber der Sieger
Weint, daß in raſender Wut alſo geſchaltet die Hand.
Amor der Schalk indeſſen gewährt Scheltworte dem Hader;
Sorglos ſizet er da zwiſchen dem eifernden Paar.

Stein iſt jener und Eiſen fürwahr, der dem trautesten Mägdlein
Wehe gethan! der riß Götter vom Himmel herab!
Schon genug, um die Glieder das zarte Gewand zu verſtören;
Schon genug, vom Geflecht ihr zu enthinden das Haar.
Schon ſei, Thränen zu wecken, genug! Glückſelig der Jüngling,
Dem, wenn er eifert und ſchilt, reuig das Mägdelein weint!
Doch weß Hand zu beleidigen wagt, Schanzpfähl' und den Erzſchild
Trag' er, und bleibe der Luſt ſanfter Entzückungen fern;
Komm denn, friedſame Göttin, o komm, in den Händen die Aehre;
Und dein blendender Schoß regne von mancherlei Obſt!

VI.

Die Chariten.

Theokrits ſechzehnte Idylle.

Immer erfreun Zeus Töchter des Amtes ſich, immer die Sänger,
Himmliſcher Lob zu tönen, und Lob gutwirkender Männer.
Göttinnen ſind ſie, die Muſen, und Göttinnen ſingen von Göttern.
Wir ſind Sterbliche nur, und Sterbliche ſingen von Männern.
Wer von allen, ſo viele der bläuliche Tag auch beſtralet,
Oefnet das Haus zum Empfange den Chariten unſeres Liedes,
Freudiges Sinns, und läßt nicht ohne Geſchenk ſie entwandern?
Unmutsvoll dann kehren ſie heim mit nackenden Füſſen,
Und verweiſen mir ſehr die eitele Mühe des Ganges.

Wiederum mit Verdruß am Boden des ledigen Kaſtens
Harren ſie aus, auf erkaltete Knie' abſenkend ihr Antliz.
Wüſt herbergen ſie dort, wann nichts vollbrachte der Ausgang.
Wer iſt jezt ein ſolcher? wer liebt den Verkünder des Guten?
Nein, nicht trachten die Männer um edeln Thaten, wie vormals,
Jezo geprieſen zu ſeyn; ſie bewältigte ſchnöde Gewinnſucht.
Jeglicher hält im Buſen die Hand, und laurt, wie das Geld ihm
Wuchere; nicht auch verſchenkt' er den abgeſchabeten Grünſpan.
Gleich iſt dieſes ſein Wort: Viel näher das Knie, wie das Schienbein!
Hab' ich nur ſelbſt Auskommen; ein Gott mag ſegnen die Dichter!
Wer wollt' andere hören? Genug iſt allen Homeros!
Das iſt der treflichſte Dichter, der nichts mir des meinigen abnimmt!
Thörichte! welcher Gewinn ein unendlicher Klumpen des Goldes,
Liegend daheim? Nicht brauchen Verſtändige alſo des Reichthums!
Lieber ein Theil dem Herzen geſchenkt, und ein Theil auch dem Sänger!
Wohl an vielen Verwandten, und wohl an vielen der andern

Menſchen gethan! ſtets Opfer gebracht den Altären der Götter!
Nicht dem Gaſte gekargt mit Bewirtungen, ſondern am Tiſch ihn
Gütlich gepflegt und entlaſſen, ſobald er zu gehen verlanget!
Aber geehrt vor allen die heiligen Prieſter der Muſen;
Daß dir, auch ſelbſt im Dunkel des Aides, gutes Gerücht ſey,
Und du nicht ein Vergeßner im froſtigen Acheron trauerſt:
Gleich wie ein Mann, dem die Hände der Karſt inwendig durchſchwielte,
Arm des Guts, von den Vätern den darbenden Mangel beweinend.
Viel an Zahl, in Antiochos Hauſ' und des Herrſchers Aleuas,
Kamen, die Monatskoſt zu empfahn, dienſtpflichtige Knappen;
Viel auch einſt, dem Skopadengeſchlecht in die Hürden getrieben,
Sprangen die brüllenden Kälber um hochgehörnete Kühe;
Zahllos gingen erleſene Schaf' in die Kühle des Mittags
Durch die kranoniſche Flur den fremdlingsholden Kreondern:
Doch nicht Freud' iſt deſſen; nachdem ihr Geiſt aus den Gliedern
Sehr ungern in die Fähre des graulichen Acherons einſtieg.

Nimmer erwähnt, ob auch vieles und köſtliches Gut ſie verlieſſen,
Lägen ſie ewige Tag' im Schwarm unedeler Todten;
Wenn nicht der mächtige Sänger von Kea, wunderbar tönend
Zur vielſaitigen Laute, ſie namhaft ſchuf bei den Männern
Jüngerer Zeit; ſelbſt prangten die hurtigen Roſſe voll Ruhmes,
Die mit dem Siegskranz jenen gekehrt aus heiligen Kämpfen.
Wer auch kennte die Helden der Lykier, wer die umlockten
Söhne des Priamos wohl, und den jungfraufarbigen Kyknos;
Hätten nicht Schlachtengewühl verewiget Barden der Vorzeit?
Nicht Odyſſeus einmal, der hundert Monden und zwanzig
Irrte zu jeglichem Volk, der zum äuſſerſten Aides einging,
Lebend annoch, und den Klüften entrann des kyklopiſchen Unholds,
Freute ſich daurendes Ruhms; von dir, Sauhüter Eumäos,
Schwiege die Red', und dem treuen Filötios, welcher des Hornviehs
Waltete, ſelber ſogar vom hochbeherzten Laertes;
Hätten nicht ihnen gefrommt des ioniſchen Mannes Geſänge.

Durch die Muſen empfahn die Sterblichen edelen Nachruhm;
Aber das Gut verpraſſen Geſtorbenen lebende Erben.
Doch gleich ſchweres Geſchäft, an dem Meerſtrand Wellen zu muſtern,
Welche der Wind zum Geſtad' andrängt aus der bläulichen Salzflut,
Oder im dunkelen Quell den thonigen Ziegel zu waſchen;
Und zu ermahnen den Mann, den tief durchdrang die Gewinnſucht.
Fahre denn hin ein ſolcher, und häufe ſich jenem unzählbar
Geld auf Geld, und die Sucht nach mehrerem quäl' ihn beſtändig!
Aber ich ſelbſt will Ehr' und gewogene Liebe der Menſchen
Vor dem Gewühl der Mäuler und trabenden Roſſe mir wählen.
Wenn der ſterblichen Männer, o ſagt mir! nah' ich bewillkommt,
In der Muſen Geleit? denn ſchwer ſind die Wege des Liedes,
Ohne die Töchter des Zeus, des hoch obwaltenden Herrſchers.
Stets noch dreht unermüdet der Himmel uns Monden und Jahre;
Manches Roß auch künftig bewegt umrollende Räder.
Einſt wird kommen der Mann, dem noth iſt meines Geſanges,

Wenn er vollbracht, was Achilleus der Held, und der trozige Ajax,
Dort in des Simois Flur, am Mal des frygischen Ilos.
Schon der Föniker Geschlecht, das nah an der tauchenden Sonne
Wohnt auf der äussersten Ferse von Libya, starrt voll Schreckens.
Schon, schon gehn Syrakuser, die Speer' an der Mitte des Schaftes
Tragend einher, um die Arme mit weidenen Schilden belastet.
Hieron selbst in der Meng', an Gestalt wie Heroen der Vorwelt,
Stralet von Erz, auf dem Helme die schattende Mähne des Rosses.
Wenn doch, o Zeus, ruhmvoller, und Pallas Athen', und o Tochter,
Die du, der Mutter gesellt, habseliger Efyräer
Grosse Stadt dir erkohrst an der flutenden Lysimelia:
Wenn er die Feind' aus der Insel mit schrecklichem Zwange verscheuchte
Durch das sardonische Meer, daß der Ihrigen Loos sie erzählten
Frauen daheim und Erzeugten, ein zählbarer Troß von so vielen!
O daß wieder die Städte bewohneten vorige Bürger,
Alle, so viel in den Staub der Beleidiger Hände gebeuget!

Daß ſie in blühender Flur arbeiteten! daß ungezählte
Tauſende doch der Schafe, von graſiger Weide gemäſtet,
Durch die Gefild' herblöckten; und muthige Küh' im Gedränge,
Kehrend zur Hürd', antrieben den langſam ſchreitenden Wandrer!
Daß ſie die Brach' umkehrten zur Einſaat, wann die Likade,
Ruhende Hirten belauſchend am Mittag, hoch in den Bäumen
Tönt vom ſchwanken Geſproß! Daß ämſig die Spinn' um die Waffen
Dünnes Geweb' ausſtreckt', und genannt nicht würde der Schlachtruf!
Daß dann erhabenen Ruhm dem Hieron trügen die Sänger
Ueber die ſkythiſche Fluth, und wo, das breite Gemäuer
Bindend mit zähem Aſfalt, Semiramis mächtig geherſchet!
Einer ſey ich! doch viel' auf der anderen Lieben die Töchter
Zeus; und von allen gefeirt ſey der Sikeler Quell Arethuſa,
Und das umwohnende Volk', und Hieron, raſch in dem Speerwurf!
Myniſche Huldgöttinnen, geheiliget von Eteokles,
Die ihr Orchomenos liebt, die verhaßte vor dem den Thebäern:

Laßt, wenn keiner beruft, mich zurückstehn; doch in des freundlich
Rufenden Haus mutvoll mit unseren Musen hineingehn!
Auch nicht fern seyd Ihr! denn was, wenn die Chariten fehlen,
Bleibt noch holdes den Menschen? O stets bey den Chariten sey ich!

Menſchheit und Gott oder elementariſcher Unterricht in der Technologie und Staatsverfaſſung. Für den häuslichen Unterricht und die Bürgerſchulen. Zur philoſophiſchen SchulEncyclopädie gehörig, 15 Bogen, gr. 8. Züllichau bey Friedrich Frommann. 12 gr.

Die vorhergehenden Schulbücher deſſelben unermüdet thätigen Verf. ſind allgemein bekannt und haben im Ganzen viel Beyfall gefunden, wenn gleich der häufigeren Einführung in Schulen mehrere Hinderniſſe im Wege geweſen. Dieſe hatten ihren Grund theils in manchen Eigenheiten in der Bearbeitung, theils in dem jezigen Zuſtande unſerer Schulen, theils in dem Willen und den Fähigkeiten der Lehrer. Mehr und mit auffallendem Nutzen ſind ſie beym Privatunterricht von Lehrern gebraucht worden, die Luſt, Eifer und Fertigkeit genug hatten, ſich die Vorzüge der Methode und der Lehrbücher des Verf. zu eigen zu machen.

Dieſer Theil der Philepheviſchen SchulEncyclopädie ſcheint auf der einen Seite die Aufmerkſamkeit und die Benutzung der Schulmänner und Erzieher, und auf der andern eine nachſichtsvolle aufmunternde Beurtheilung um ſo mehr zu verdienen, als es der erſte Verſuch in ſeiner Art iſt. Nach der eigenen Angabe des Verf. iſt ſein Hauptzwek bey demſelben Uebung des Nachdenkens und Bildung des Herzens während dem die Jugend die Einrichtung der menſchlichen Geſellſchaft kennen lernt. Dieſem Hauptzwek ſind viele andere untergeordnet, als Uebung des Leſens, des Gedächtniſſes, der Einbildungskraft und der Erfindungsgabe, Erregung der Wißbegierde und guter und menſchenfreundlicher Empfindungen, und (— nach den Geſetzen der Ideenverbindung geordnete) Einſammlung wirklich nothwendiger Kenntniſſe — wie und durch welche Mittel alle dieſe Zwecke erreicht werden, unterſuche man im Buche ſelbſt. Der erſte Theil deſſelben enthält in drey Lehrgängen die elementariſchen Kenntniſſe der Technologie, der 2te in zwey Lehrgängen die elementariſchen Kenntniſſe von allgemeiner Staatsverfaſſung.

Παρμενιδου του Ελεατου Λειψανα. Fragmente des Parmenides. Geſammelt, überſezt und erläutert von F. G. Fülleborn, 6 1/2 Bogen, Züllichau bey Friedrich Frommann. 8 gr.

Dieſe Bearbeitung der Bruchſtücke des Parmenides iſt, zur Bequemlichkeit des Publikums, aus dem VIten Hefte der Fülleborniſchen Beyträge beſonders abgedruckt. Der Herr Verf. hatte ſchon im erſten Stük über das Elealiſche Syſtem überhaupt einen ſchäzbaren Aufſatz geliefert, und erläutert nun hier das Parmenideiſche insbeſondere. Die Einleitung enthält Nachrichten über des Parmenides Leben, Schriften und dieſe Fragmente. Dieſe Fragmente ſelbſt folgen in griechiſcher Urſchrift mit einer freyen deutſchen Ueberſetzung nach einem feſten Plan geordnet, und ſowohl mit philologiſch-critiſchen Erläuterungen, als mit philoſophiſchen Entwickelungen des Ideenganges begleitet. Der Referent in Niethammers philoſophiſchem Journal ſchließt ſeine Bemerkungen über dieſe Schrift mit folgenden Worten: „die Bearbeitung iſt meiſter-

haft. Eine ſolche wäre für alle diejenigen Philoſophen zu wünſchen, welche nicht ſyſtematiſch philoſophirten, und von deren Philoſophemen nur noch Bruchſtücke übrig ſind."

Die Regentſchaft. Ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen nach dem Engliſchen vom Verfaſſer des Dya — Na — ſore, Züllichau bey Friedrich Frommann. 16 gr.

Dem Kenner der engliſchen Litteratur iſt das Original Rowens Jane-Shore bekannt. Es iſt ein Gemälde: von Hofintriguen und Kabalen; der zur Heucheley, Ehrſucht, niederer Bosheit und ihren Ränken geſunkenen Menſchheit; der leidenſchaftlichen Hitze, die ſich und die Umſtände thörigt vergeſſend, von Sinnlichkeit getrieben, ſich und andere zum Verderben führt, und im Selbſtbetruge reine mit unreinen Triebfedern verwechſelt; der gefallenen Tugend, die ſich mit Gröſſe erhebt, Sieger im innern, Beſiegte von auſſen; der Gewalt der Wolluſt, die alle Rechte der Freundſchaft vergeſſend, eigene Kraft zur Mishandlung der Freundin misbraucht. Dies der Stoff des Engliſchen Stücks; wie der deutſche Bearbeiter, Verf. des Dya—Na—Sore, ihn behandelt und was er geleiſtet, werden ſeine Freunde gern ſelbſt unterſuchen.

Die Ruinen am Bergſee. Gerettete Bruchſtücke aus der Geſchichte des Bundes für Wahrheit und Würde, nach dem Engliſchen. Mit einem Titelkupfer von Penzel. 8. Züllichau bey Friedrich Frommann. 1795. 18 gr.

Der deutſche Herausgeber ſcheint zur Bearbeitung dieſes kleinen Taſchenbuchs, durch den Geiſt der Zeit veranlaßt zu ſeyn. Bey dem ſo heftigen und zum Theil ſo ſchrecklichen Kampfe zwiſchen Freyheit und Despotismus, zwiſchen Licht und Finſterniß, drängt ſich jedem partheyloſen, aufmerkſamen Beobachter die Bemerkung auf: daß nur zu oft Satan durch Beelzebub vertrieben wird; und daß die Menſchheit den vollen und ruhigen Beſitz der äuſſern Freyheit nur dann erreichen kann und wird, wenn ſie in ſich ſelbſt innre Freyheit feſter gegründet haben wird. Dieſe Wahrheit iſt der Hauptpunkt, in welchem ſich alle Lehren des Verf. vereinigen. Der Zweck des Bundes, aus deſſen Lehre und Geſchichte hier Bruchſtücke geliefert werden, iſt: Erhaltung und Erhöhung der Menſchenwürde, Ertödtung des Egoismus, Vervollkommnung und Beglückung der Menſchheit. In dem Ganzen herrſcht ein reiner, für vielen vielleicht nur zu hoch geſpannter moraliſcher Geiſt, eine reine ſehr blühende Sprache. Gewis darf ſich der Verf. die Erfüllung ſeines ſehr beſcheidenen Wunſches: „nur einige wahre, groſſe, ſchöne und erhabene Ideen unter dieſem Vehikel in die Leſewelt zu verbreiten" verſprechen. Hier noch eine kurze Innhalts Anzeige: 1. Die Ruinen am Bergſee. 2. Stiftung des Bundes. 3. Zweck und wirkende Urſachen. 4. Blicke ins Innere. 5. Geſetze. 6. Lehre des Bundes. 7. Wahl und Aufnahme neuer Glieder. 8. Feier des Bundesfeſtes. 9. Stenos Rede in der Verſammlung der Brüder. 10. Worte der Weihe. 11. Todtengericht. 12. Worte des Bundes.

Zur OsterMesse 1796 erscheint bey Friedrich Frommann, Buchhändler in Züllichau

G. J. A. Mellin Grundlegung zur Metaphysik der Rechte oder der positiven Gesezgebung. Ein Versuch über die ächten Gründe des Naturrechts, 12—16 Bogen, kl. 8.

Der Herr Verf. hat sich durch seine Marginalien zu Kants Kritik der Erkenntnißvermögen (2 Theile 1794. 1 Thlr. 12 gr.) um jeden Freund des Studiums der kritischen Philosophie ein sehr grosses Verdienst und sich selbst den Ruhm, eines eben so konsequenten und scharfsinnigen Denkers, als glüklichen Darstellers der abstraktesten Ideen erworben. In oben angezeigter Schrift liefert nun der Herr Verf. nicht blos einen Beytrag zum Modethema der Philosophen, sondern den Grundris zu einem völlig neuen Gebäude. Ganz nach Kants Grundsätzen führt er ein durchaus neues Naturrecht auf und unterwirft es der Prüfung der Denker. Er verwirft die alte Wolfische Erklärung des Rechts; gibt eine neue; deducirt nicht nur den Rechtsbegriff, sondern auch die Gültigkeit eines Rechts überhaupt; giebt einen neuen Begriff von Eigenthum; lehrt die Genesis der Pflicht und erläutert die Hauptsachen in Kants neuester gehaltvollen Schrift zum ewigen Frieden.

Die kleine Schrift selbst ist in alphabetischen Sätzen, wie die Marginalien abgefaßt, und verdient auf alle Fälle, die Theorie des Verfassers möge nun auch stehen bleiben oder fallen, die Aufmerksamkeit und Prüfung der Philosophen.

Ausserdem wird in nächster Ostermesse fertig:

G. G. Fülleborns Beyträge zur Geschichte der Philosophie, I u. IItes Stück, zweite überarbeitete Auflage, 8.

Die Fortsetzung oder das VIIte Stück wird in diesem Sommer gedruckt und vielleicht noch vor der Michaelismesse versandt.

Heyms, M. J. G. vollständige Sammlung von Predigten für christliche Landleute über die Evangelien. Sechste Auflage, 4.

Lachmann, Pflichten der Verehlichten in einer Sammlung von Amtsreden, bey Einsegnung angehender Eheleute, 4te Auflage, 2 Bände, gr. 8.

Löffler, D. J. F. Chr. Predigten, zweiter Band, zweite verbesserte und mit einer fortgesetzten Abhandlung über die kirchliche Genugthuungslehre vermehrte Auflage, gr. 8.

Desselben zwey Abhandlungen über die kirchliche Genugthuungslehre. Vermehrte Auflage, 8.

Teller, D. W. A. neues Magazin für Prediger, Vter Band, 1stes Stück, mit dem Bildnis des verstorbenen A. F. Sack nach Graff von Lips, gr. 8.

Kurze Theorie der Unterrichtskunst nach den Grundsätzen der krit. Philosophie mit steter Rücksicht auf den Gebrauch der Philepphebischen SchulEncyclopädie, gr. 8.

Bayley, N. compleat Englisch Dictionary oder vollständiges Englisch-deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch, 1 Theil.

Englisch-deutsch. Neunte Auflage völlig umgearbeitet von J. A. Fahrenkrüger. gr. 8.

Allgemeiner litterarischer Anzeiger; oder Annalen der gesammten Litteratur für die geschwinde Bekanntmachung verschiedener Nachrichten aus dem Gebiet der Gelehrsamkeit. Mit Churf. Sächs. allergnädigster Freiheit.

Unter diesem Titel wird vom Julius dieses Jahres an in unserm Verlage eine Zeitschrift erscheinen, bey welcher wir die Absicht haben, ein Bedürfnis zu befriedigen, welches um so dringender wird, je mehr sich die Grenzen der neuesten Litteratur erweitern. Man hat zwar schon in verschiedenen Zeitschriften die Bekanntmachung litterarischer Nachrichten berücksichtigt; allein da die letztern jetzt sich so vervielfältigen und ihre Bekanntmachung, sobald sie dem Zwecke gemäß seyn soll, mit der möglichsten Geschwindigkeit geschehen muß, dieses aber nach der Einrichtung oder Eingeschränktheit der mehresten jetzigen periodischen Schriften, die gemeiniglich nur Einem Gegenstande der Litteratur gewidmet sind, nicht bewerkstelligt werden konnte; so ist dieser Zweck immer noch unerreicht geblieben. Wir haben uns daher entschlossen, jenen obenangezeigten allgemeinen litterarischen Anzeiger der schnellen Bekanntmachung litterarischer Nachrichten, jeder Art, ganz zu widmen, und dieselbe als den alleinigen Zweck dieser bey uns herauszukommenden Zeitschrift zu betrachten. Ein ausführlicher Plan derselben, der schon den meisten Gelehrten Deutschlands mitgetheilt ist, und den bekanntesten Journalen beigefügt wird, wird das Publikum näher mit unsrer Unternehmung bekannt machen, und es überzeugen, daß dieser unser Zweck, in einer Zeitschrift wie die unsrige seyn wird, gewiß erreicht werden könne. Jede Woche werden zwei, nemlich Dienstags und Freitags, und — wenn das Publikum uns seinen Beifall nicht versagen sollte — mehrere Nummern mit lateinischer Schrift auf Medianfolioformat gedruckt erscheinen. Wir bitten die Bestellungen bei den Ober- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, Addresse und Intelligenzcomptoiren und Buchhandlungen jedes Orts zu machen, für welche, ausser uns, die hiesige Churf. Sächs. Zeitungsexpedition die Hauptversendung übernommen hat. Das Abonnement, welches beim Empfang der ersten Nummer geschieht, ist für den ersten halben Jahrgang, vom Julius bis December, für wöchentliche Lieferung, 1 Rthlr. 12 gr. Sächs. oder 2 fl. 45 kr. Rhein. — und 1 Rthlr. 8 gr. Sächs. oder 2 fl. 24 kr. Rhein., um solche monatlich broschirt zu erhalten. Mit Anfange des kommenden Jahres geschieht das Abonnement auf einen ganzen Jahrgang zu obigem doppelten Betrage. Leipzig, im April 1796.

Voß und Compagnie.

Die Horen

eine Monatsschrift

herausgegeben von Schiller.

Sechster Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Die Horen

Jahrgang 1796

Sechstes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Innhalt des ſechsten Stücks.

I. Benvenuto Cellini. Fortſetzung. Seite 1

II. Die Zauberin. Theokrits zweite Idylle. — 50

III. Szenen aus Shakeſpeare. Der Sturm. — 61

IV. Ein Nachtrag zu der Unterſuchung über Idealiſten und Realiſten. Aus Platons Theätetus. — 67

V. Das Geſtändniß.

Erſtes Lied. Theon an Theano. — 94

Zweytes Lied. Theon und Theano. — 96

Drittes Lied. Theano an Theon. — 100

VI. Unbenutztes Wiſſen. — 102

VII. An Cäcilia. (Aus dem Engliſchen.) — 102

VIII. Der neue Orpheus. — 103

Die Horen.
Zweyter Jahrgang. Sechstes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.

Fortsetzung.

(1532. 1533.)

Nachdem ich dem Papst eine Weile mit verschiedenen kleinen Arbeiten gedient hatte, befahl er mir eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche zu machen, die ich sogleich nebst einem Modell zu Stande brachte. Das letztere war von Holz und Wachs, statt des Fußes hatte ich drey runde Figuren, Glauben, Hofnung und Liebe unter dem Kelche angebracht, sie standen auf einem Untersatze, auf welchem, halb erhaben, die Geburt und Auferstehung Christi, wie auch die Creutzigung Petri, wie man mir befohlen hatte, zu sehen war. Indem ich an dieser Arbeit fortfuhr, wollte der Papst sie öfters sehen, allein ich konnte leider bemerken, daß er nicht mehr daran dachte, mich irgend besser zu versorgen, daher als einst die Stelle eines Frate del Piombo vacant wurde, bat ich ihn eines Abends darum. Der gute Papst, der sich nicht mehr der Entzückung erinnerte, in die er über mein voriges vollendetes

Werk gerathen war, ſagte zu mir: eine Pfründe del Piombo trägt achthundert Scudi ein, wenn ich dir ſie gäbe, würdeſt du nur deinem Leibe wohlthun, deine ſchöne Kunſt vernachläſſigen, und man würde mich tadeln. Darauf antwortete ich ſogleich: die Katzen guter Art mauſen beſſer wenn ſie fett, als wenn ſie hungrig ſind, ſo auch rechtſchaffene Männer, die Talent haben, bringen es viel weiter, wenn ſie eines reichlichen Lebens genieſſen, und ein Fürſt, der ſolche Männer in Wohlſtand verſetzt, pflegt und nährt die Künſte ſelbſt, die bey einer entgegengeſetzten Behandlung nur langſam und kümmerlich fortwachſen. Und ich will Eurer Heiligkeit nur geſtehn, daß ich mir auf dieſe Pfründe keine Hoffnung machte, glücklich genug, daß ich den armen Trabantendienſt erhielt, geben Eure Heiligkeit jene gute Stelle einem verdienten, kunſtreichen Manne, nicht einem unwiſſenden, der ſeinen Leib pflegt. Nehmen Sie ein Beyſpiel an Papſt Julius, Ihrem in Gott ruhenden Vorfahren, er gab dem trefflichen Baumeiſter Bramante eine ſolche Pfründe. Und alsbald machte ich meine Verbeugung und ging weg.

Darauf trat Sebaſtian, der Venezianiſche Mahler hervor und ſagte: wenn Ew. Heiligkeit dieſe Pfründe jemanden zu geben gedenken, der ſich in den Künſten Mühe giebt, ſo darf ich bitten, mich dadurch zu beglücken. Darauf antwortete der Papſt: läßt ſich doch der verteufelte Benvenuto auch gar nichts ſagen, ich war geneigt ſie ihm zu geben, er ſollte aber mit einem Papſte nicht ſo ſtolz ſeyn, doch weiß ich nicht, was ich thun ſoll. Hierauf

bat der Biſchof von Vaſona für den gedachten Sebaſtian und ſagte: Heiliger Vater! Benvenuto iſt jung und der Degen an der Seite kleidet ihn beſſer als der geiſtliche Rock, geben Ew. Heiligkeit dieſe Stelle dem geſchickten Sebaſtian und Benvenuto kann immer noch etwas gutes, das vielleicht ſchicklicher iſt, erhalten. Da wandte ſich der Papſt zu Herrn Bartholomäus Valori und ſagte zu ihm: Wenn ihr Benvenuto begegnet, ſo ſagt ihm, daß er dem Mahler Sebaſtian die Pfründe verſchafft hat, aber er ſoll wiſſen, daß die erſte beſſere Stelle, die aufgeht, ihm zugedacht iſt. Inzwiſchen ſoll er ſich gut halten und meine Arbeit endigen.

Die andere Nacht begegnete ich Herrn Valori auf der Straße, zwey Fackelträger gingen vor ihm her, er eilte zum Papſt, der ihn hatte rufen laſſen. Er blieb ſtehen und ſagte mit groſſer Freundlichkeit alles, was ihm der Papſt aufgetragen hatte. Darauf antwortete ich: mit mehr Fleiß und Nachdenken als jemals werde ich dieſe Arbeit vollenden, ob ich gleich nicht die mindeſte Hoffnung habe vom Papſte etwas zu erhalten. Herr Bartholomäus verwieß mir, daß ich die Anträge eines Papſtes nicht beſſer zu ſchätzen wiſſe. Ich antwortete: da ich weiß, daß ich nichts haben werde, ſo wäre ich ein Thor, wenn ich hoffen wollte, und ſo ſchieden wir aus einander. Vermuthlich hat Herr Bartholomäus dem Papſt meine kühne Reden und vielleicht noch mehr hinterbracht, denn ich ward in zwey Monaten nicht gerufen und ich ging auch unter keinen Umſtänden nach dem Palaſte.

Der Papſt, der darüber ungedultig war, gab Herrn Robert Pucci den Auftrag nachzuſehen was ich machte, und das gute Männchen kam alle Tage und ſagte mir etwas freundliches, und ſo that ich auch gegen ihn. Endlich als der Papſt nach Bologna verreiſen wollte und ſahe daß ich von freyen Stücken nicht zu ihm kam, gab mir Herr Robert zu verſtehen, daß ich meine Arbeit hinauftragen ſollte, denn er wollte ſehen, wie weit ich gekommen ſey. Ich trug die Arbeit hin und zeigte, daß ich nicht gefeyert hatte, und bat den Papſt, daß er mir fünfhundert Scudi da laſſen ſollte, theils auf Rechnung meines Verdienſtes, theils weil mir noch Gold fehlte, um das Werk zu vollenden. Der Papſt ſagte darauf: mach's nur erſt fertig, und ich antwortete im Fortgehen: wenn er mir Geld lieſſe, ſo ſollte es nicht fehlen.

Bey ſeiner Abreiſe nach Bologna ließ der Papſt den Cardinal Salviati als Legaten von Rom zurück und gab ihm den Auftrag, die Arbeit bey mir zu betreiben, indem er ſagte: Benvenuto iſt ein Mann, der ſich aus ſeinem Talent wenig macht, und eben ſo wenig aus uns, deßhalb müßt ihr ihn anfeuern, ſo daß ich das Werk vollendet finde, wenn ich wieder komme. Da ſchickte, nach Verlauf von acht Tagen, dieſe Beſtie von einem Cardinal zu mir und befahl, ich ſollte meine Arbeit mitbringen, ich ging aber ohne Arbeit hin. Darauf ſagte er zu mir: wo haſt du dein Zwiebelmuß, iſts fertig? Darauf antwortete ich: Hochwürdigſter Herr! mein Zwiebelmuß iſt nicht fertig, und wird nicht fertig werden, wenn ihr mir nicht die

Zwiebeln dazu gebt. Darauf war der Cardinal, der ohnehin mehr einem Esel als einem Menschen ähnlich sah, noch um die Hälfte häßlicher, fuhr auf mich loß und rief: ich werde dich auf die Galere setzen, daß du Zeit hast, deine Arbeit zu vollenden. Da ward ich denn mit dieser Bestie auch bestialisch und sagte: Gnädiger Herr! wenn ich durch Uebelthaten die Galere verdiene, dann werdet ihr mich drauf setzen; aber gegenwärtig fürchte ich sie nicht! und was mehr ist, so betheure ich, daß ich, eben um Eurer Gnaden willen, jetzt die Arbeit nicht endigen will, schickt nicht mehr zu mir, denn ich komme nicht mehr her, ihr müßtet mich denn durch die Häscher holen lassen.

Darauf schickte der gute Cardinal einigemal zu mir, um mich im Guten zur Arbeit bereden zu lassen, dagegen ich ihm aber jederzeit nur antworten ließ: er möchte mir Zwiebeln schicken, damit mein Zwiebelmuß fertig werden könnte, und so mußte er zuletzt an dieser Kur verzweifeln.

Der Papst kam von Bologna zurük und fragte sogleich nach mir, denn der Cardinal hatte schon das schlimmste, was er konnte, von mir geschrieben. Der Papst war in unglaublicher Wuth und befahl, ich sollte mit dem Werke zu ihm kommen, welches ich auch that.

Hier muß ich bemerken, daß in der Zwischenzeit mich ein grosses Augenübel befallen hatte, welches die vornehmste Ursache war, daß ich nicht weiter hatte arbeiten können, ich fürchtete wirklich blind zu werden und hatte darauf schon meine Berechnung gemacht. Da ich nun so zum Papste ging, dachte ich auf meine Entschuldigung,

warum das Werk nicht weiter wäre, und wie ich ſie vorbringen wollte, indeß der Papſt die Arbeit betrachtete; allein es gelang mir nicht, denn ſobald ich zu ihm kam fuhr er gleich mit wilden Worten heraus und ſagte: gieb die Arbeit her! iſt ſie fertig? Schnell deckte ich ſie auf und er fuhr mit gröſſerer Wuth fort: Bey dem wahrhaftigen Gott ſchwöre ich dir, denn du glaubſt dich nicht um mich bekümmern zu dürfen, hielte mich nicht das Urtheil der Welt zurück, ich ließ dich und das Werk zu dieſem Fenſter hinaus werfen. Da ich nun ſahe, daß der Papſt eine ſo ſchlimme Beſtie geworden war, dachte ich darauf mich ſachte wegzubegeben und nahm, indeß er immer zu ſchelten fortfuhr, die Arbeit unter das Kleid und ſagte murmelnd: könnte doch die ganze Welt einem Blinden zu einer ſolchen Arbeit nicht das Vermögen geben. Darauf erhob der Papſt ſeine Stimme noch mehr und rief: komm her, was ſagſt du? Ich war im Begrif fort und die Treppe hinunter zu ſpringen, doch faßte ich mich, warf mich auf die Knie und, weil er zu ſchreyen nicht aufhörte, ſchrie ich auch und rief: wenn ich zu meinem gröſsten Unglück blind werde, bin ich dann gebunden zu arbeiten? Darauf antwortete er, du haſt dich doch hieher finden können, und ich glaube nicht, daß etwas an deinem Vorgeben wahr ſey. Da ich nun hörte, daß er ſeine Stimme mäßigte, verſetzte ich: laſſen Sie es durch Ihren Arzt unterſuchen und Sie werden die Wahrheit finden. Darauf ſagte er: ich will ſchon erfahren, wie es mit dir ſteht. Da ich nun merkte, daß er mir Gehör gab, fuhr ich fort: an dieſem groſsen

Uebel iſt nur der Cardinal Salviati ſchuld, denn ſobald Ew. Heiligkeit verreist waren, ließ er mich rufen, nannte meine Arbeit ein Zwiebelmuß und drohte mir mit der Galere. Die Gewalt dieſer niederträchtigen Worte war ſo groß, daß mir auf einmal, vor heftiger Leidenſchaft, das ganze Geſicht brannte und mir eine ſo unendliche Hitze in die Augen drang, daß ich den Weg nach Hauſe nicht finden konnte. Wenige Tage darauf fiel mirs wie ein Staar vor beyde Augen, ich ſah faſt nichts und mußte die Arbeit ſtehen laſſen.

Nachdem ich alſo geſprochen, ſtand ich auf und ging in Gottes Nahmen fort. Nachher erfuhr ich, der Papſt habe geſagt: Aemter kann man ihnen geben, aber nicht Verſtand und Betragen, ich habe dem Cardinal nicht befohlen, daß er ſo hart verfahren ſollte, mein Leibarzt ſoll ſeine Augenkrankheit unterſuchen, und wird ſie wahr befunden, ſo muß man Nachſicht mit ihm haben.

Ein Edelmann von Bedeutung, ein Freund des Papſtes und voller Verdienſte, war eben gegenwärtig, er fragte wer ich ſey? Heiliger Vater! ſagte er, ich erkundige mich darum, weil ich Sie niemals in ſo groſſem Zorn und alsbald wieder in ſo groſſem Mitleiden und Theilnahme geſehen habe, wer iſt der Mann? und da Ew. Heiligkeit ſehr viel an ihm gelegen ſcheint; ſo kann ich ihn ein Geheimniß lehren, wodurch ſeine Augen geheilt werden ſollen. Der Papſt antwortete: das iſt der größte Meiſter, der jemals in ſeiner Kunſt gebohren worden iſt, ich will euch gelegentlich ſeine Arbeit zeigen, und es ſoll mir lieb ſeyn, wenn etwas zu ſeinem Beſten geſchehen kann.

Nach drey Tagen ließ mich der Papſt rufen, als er eben geſpeißt hatte, jener Edelmann war gegenwärtig und ich zeigte meinen Kelch vor, worüber er mir viel Lob ertheilte; da aber noch der Knopf herbey gebracht wurde, wuchs ſeine Verwunderung, er ſah mir ins Geſicht und ſagte: er iſt jung genug und kann es noch weiter bringen. Darauf erkundigte er ſich nach meinem Nahmen. Benvenuto heiß ich, verſetzte ich darauf. Er aber ſagte: dießmal bin ich für dich willkommen, nimm Lilie, mit Stengel und Blume, und diſtillire ſie bey gelindem Feuer; mit dem Waſſer, das du gewinnſt, ſalbe dir die Augen mehrmals des Tages, und du wirſt gewiß von deinem Uebel geneſen; aber vor allen Dingen mußt du ein Reinigungsmittel brauchen und alsdann mit dem Waſſer fortfahren. Der Papſt ſagte mir einige freundliche Worte und ich ging halb getröſtet weg.

Eigentlich aber mochte an meinem Augenübel das ſchöne Mädchen ſchuld ſeyn, das ich bey mir hatte, als ich beſtohlen ward. Mehr als vier Monate blieb die Krankheit verborgen, alsdann zeigte ſie ſich mit Gewalt auf Einmal; Sie war nicht wie ſie ſich ſonſt zu äuſſern pflegt, ich war vielmehr mit rothen Bläschen, ſo groß wie Pfennige überdeckt, die Aerzte wollten das Uebel nicht vor das taufen, was es war, ob ich gleich ihnen die Urſache und meine Vermuthung angab. Eine Zeitlang ließ ich mich nach ihrer Art behandeln, aber es half mir nichts, doch zuletzt entſchloß ich mich das Holz zu nehmen, gegen den Willen dieſer, welche man für die erſten Aerzte von Rom

halten mußte. Nachdem ich dieſe Medicin eine Zeitlang, mit groſſer Sorgfalt und Diät, genommen hatte, fühlte ich groſſe Linderung, ſo daß ich nach Verlauf von fünfzig Tagen mich geheilt und geſund wie ein Fiſch fühlte. Darauf, da es gegen den Winter ging, und ich mich von dem, was ich ausgeſtanden hatte, wieder einigermaſen erholen wollte, nahm ich meine Büchſe hervor, und ging auf die Jagd, ſetzte mich dem Regen und dem Winde aus, und hielt mich in den Niederungen auf, ſo daß in wenig Tagen mich ein zehnfach gröſſeres Uebel befiel, als das erſte geweſen war. Nun gab ich mich wieder in die Hände der Aerzte und ward von ihren Arzeneyen abermals viel ſchlimmer, es befiel mich ein Fieber, und ich nahm mir abermals vor das Holz zu brauchen, die Aerzte widerſetzten ſich und verſicherten, wenn ich die Cur während des Fiebers anfinge, ſo würde ich in acht Tagen todt ſeyn, ich that es aber doch mit derſelbigen Ordnung und Vorſicht, wie das erſtemal. Nachdem ich vier Tage dieſes heilige Waſſer des Holzes getrunken hatte, verlohr ſich das Fieber ganz und gar und ich ſpürte die gröſte Beſſerung; während dieſer Cur arbeitete ich immer weiter an dem Modell des Kelches, und es gelangen mir ſchönere Dinge und beſſere Erfindungen, während der Wochen dieſer Faſten und Enthaltſamkeit, als vorher in meinem ganzen Leben. Nach vierzig Tagen war ich wirklich rein von meinem Uebel geheilt, und ſuchte nun meine Geſundheit recht zu befeſtigen, dabey verſäumte ich nicht, ſowohl an dem bewußten Werke, als für die Münze den gehörigen Fleiß anzuwenden.

Um dieſe Zeit ward Cardinal Salviati, der mich ſo ſehr anfeindete, zum Legaten von Parma erwählt, und daſelbſt ward eben ein Mailändiſcher Goldſchmied, Tobias genannt, als ein falſcher Münzer eingezogen, er war zum Strick und Feuer verdammt, als der Cardinal, der davon hörte, ſich dieſen trefflichen Mann vorſtellen ließ. Der Legat ließ darauf das Urtheil verſchieben, ſchrieb an den Papſt den Vorfall und rühmte den gedachten Tobias als den erſten Goldſchmied von der Welt, gab ihm das Zeugniß: er ſey ein einfältiger guter Mann, der durch ſeinen Beichtvater, den er um Rath gefragt, und der ihm dieſe Handlung erlaubt, eigentlich falſch geführt worden ſey. Sodann könnte der Papſt, wenn er einen ſo geſchickten Mann nach Rom zöge, den Stolz des Benvenuto am beſten demüthigen.

Der Papſt ließ gedachten Tobias ſogleich kommen und nachdem er uns beyde vor ſich berufen hatte, trug er uns auf, eine Zeichnung zu machen, wie das Horn eines Einhorns am beſten gefaßt werden könnte. Er beſaß ein ſolches von der größten Schönheit, es war vor ſiebzehntauſend Kammerducaten verkauft worden, er wollte es dem Könige Franz von Frankreich ſchenken, aber vorher reich mit Golde verzieren laſſen.

Wir trugen beyde unſere Zeichnungen, ſobald ſie fertig waren, zum Papſte, Tobias hatte eine Art Leuchter vorgeſtellt, in welchen das Horn als eine Kerze eingeſteckt werden ſollte. Statt der Füſſe des Leuchters waren vier Einhornsköpfchen angebracht. Ich konnte mich nicht ent-

halten über dieſe ſchwache Erfindung auf eine beſcheidene Weiſe zu lachen. Der Papſt bemerkte es und ſagte: Laß nun deine Zeichnung ſehen! Ich hatte einen einzigen Einhornskopf vorgeſtellt, wozu ich theils die Bildung eines Pferdes, theils eines Hirſches genommen hatte, er war mit einer ſchönen Art von Schleyer und andern gefälligen Zierrathen bereichert. Darauf ſollte das Horn eingepaßt werden, jedermann, der dieſe Erfindung ſah, gab ihr den Vorzug.

Aber leider waren einige Mailänder von groſſem Anſehn gegenwärtig, die dem Papſt einredeten und vorſtellten: er wolle ja das Werk nach Frankreich ſchicken, die Franzoſen ſeyen rohe Leute und würden die Vortrefflichkeit der Arbeit des Benvenuto nicht einſehen, vielmehr würde ihnen die Art Kirchenputz der andern Zeichnung beſſer einleuchten, der auch geſchwinder ins Werk geſetzt ſeyn würde, mittlerweile könne Benvenuto am Kelche arbeiten, zwey Arbeiten würden auf einmal fertig und Tobias wäre doch auch nicht umſonſt berufen worden. Der Papſt, der Verlangen hatte, ſeinen Kelch vollendet zu ſehen, folgte dem Rath, gab jenem das Horn in Arbeit und ließ mir ſagen: ich möchte den Kelch fertig machen. Darauf antwortete ich, daß ich in der Welt nichts mehr wünſche, und wenn er nur von einer andern Materie als von Gold wäre, ſo wollte ich ihn wohl ohne weitere Beyhülfe zu Stande bringen. Darauf verſetzte der pöbelhafte Hofmann: Verlange nur kein Gold vom Papſt, denn er geräth ſonſt in den gröſsten Zorn und wehe dir darnach! Ich antwortete dar-

auf: lehret mich ein wenig, mein Herr, wie man Brod ohne Mehl macht! Ohne Gold wird dieſes Werk nicht fertig werden. Dieſe Worte verdroſſen ihn, er drohte mir dem Papſt alles zu hinterbringen und that es auch; der Papſt brach in eine beſtialiſche Wuth aus und ſagte: er wolle doch ſehen, ob ich ſo toll ſey mich dieſer Arbeit zu weigern. So gingen zwey Monate vorbey, in denen ich, ohngeachtet meiner Drohung, mit groſſer Liebe gearbeitet hatte. Da der Papſt ſahe, daß ich die Arbeit nicht brachte, ward er mir äuſſerſt ungünſtig und drohte mich auf jede Weiſe zu züchtigen.

Eben war ein gewiſſer Mailändiſcher Goldſchmied gegenwärtig, der Pompeo hieß, und ein naher Verwandter eines gewiſſen Herrn Trajans war, eines ſehr begünſtigten Dieners des Papſtes, beyde ſagten einſtimmig, wenn Ew. Heiligkeit ihm die Münze nehmen, ſo wird ihm die Luſt ſchon kommen, den Kelch zu endigen. Darauf verſetzte der Papſt: es würden vielmehr daraus zwey Uebel entſtehen, ich würde bey der Münze übel bedient ſeyn und er würde den Kelch nicht mehr anrühren. Die beyden Mailänder lieſſen aber doch nicht ab, und brachten es endlich dahin, daß er mir die Münze nahm und ſie einem jungen Menſchen von Perugia gab.

Pompeo kam ſelbſt mir im Nahmen Ihro Heiligkeit zu ſagen, daß ich die Münze verlohren habe, und wenn ich den Kelch nicht fertig machte, ſollte ich noch andere Dinge verlieren. Ich antwortete: ſagt Ihro Heiligkeit: die Münze hat er ſich, nicht mir genommen, und ſo wird

es auch mit andern Dingen gehen, und ſagt nur, wenn er mir die Münze auch wieder geben wollte, würde ich ſie nicht annehmen. Dieſer abſcheuliche mißgünſtige Menſch eilte was er konnte, alles dem Papſte wieder zu ſagen, wobey er gewiß von dem ſeinigen hinzuthat.

Nach acht Tagen ſchickte der Papſt denſelbigen Menſchen zu mir und ließ mir ſagen: er wolle nunmehr den Kelch nicht von mir geendigt haben, er verlange die Arbeit ſo weit wie ſie gegenwärtig gekommen ſey. Darauf antwortete ich: das iſt nicht wie mit der Münze, die er mir nehmen kann, wenn er will. Fünfhundert Scudi habe ich von ihm empfangen, und die will ich ſogleich zurückzahlen, das Werk iſt aber mein, und ich will damit nach Vergnügen ſchalten, darauf ſagte ich ihm noch einige beiſſende Worte, die ſich auf ihn bezogen, und er eilte dem Papſt alles zu hinterbringen.

Nach Verlauf dreyer Tagen kamen zwey Kämmerlinge des Papſtes zu mir, vornehme und von Ihro Heiligkeit ſehr begünſtigte Perſonen. Sie ſagten zu mir: Benvenuto! Du haſt bisher gewagt den Papſt aufzuziehen, und willſt keinen vernünftigen Vorſtellungen Gehör geben, höre nun, giebſt du ihm ſein Werk nicht heraus, ſo haben wir Befehl, dich ins Gefängniß zu führen. Darauf ſah ich ihnen fröhlich ins Geſicht und ſagte: Meine Herren! wenn ich dem Papſte dies Werk gäbe, ſo gäbe ich ihm mein Werk, und nicht das ſeinige, und ich habe nicht Luſt es herauszugeben, denn nachdem ich es mit Fleiß und Sorgfalt ſo weit geführt habe, will ich nicht, daß es etwa in

die Hände einer unwiſſenden Beſtie geräthe, die es mit wenig Mühe verderbe.

Es war bey dieſer Unterredung auch jener Goldſchmied Tobias gegenwärtig, der ſich unterſtand, von mir ſogar die Modelle des Werks abzufordern; ich aber ſagte ihm, was ſolch ein elender Menſch zu hören verdiente, und was ich hier nicht wiederholen mag.

Da aber die beyden Herren in mich drangen und verlangten, ich ſolle mich eilig entſchlieſſen, ſagte ich ihnen, daß ich ſchon entſchloſſen ſey, nahm mein Ueberkleid, und ehe ich aus dem Laden ging, wendete ich mich mit großer Verehrung gegen ein Cruzifix und ſagte mit der Mütze in der Hand: Gnädiger, unſterblicher, gerechter und heiliger Erlöſer! alles was du thuſt und zulässeſt geſchieht nach deiner groſſen unvergleichbaren Gerechtigkeit, du weißt daß ich ohngefähr in das Lebensalter gelange, welches du auch erreicht haſt, und ich habe bis hierher, um keiner Urſache willen, mich ins Gefängniß begeben müſſen, iſt es aber gegenwärtig dein Wille, daß ich dieſe Schmach erdulte, ſo danke ich dir auch dafür und übernehme ſie geduldig. Darauf wendete ich mich zu den Kämmerlingen und ſagte mit einem ſpottenden Lächeln: Meines gleichen verdiente wohl keine geringern Häſcher als ihr ſeyd, meine Herren! ſo nehmt mich denn als Gefangenen in die Mitte und führt mich wohin ihr wollt. Dieſe äuſſerſt artigen und höflichen Männer begannen zu lachen, nahmen mich in die Mitte und führten mich unter gefälligen Geſprächen zum Gouverneur von Rom, der Magalotto hieß. Wir

fanden bey ihm den Fiskal, sie hatten uns beyde erwartet. Die beyden Herrn Kämmerlinge sagten lachend: hier bringen wir euch diesen Gefangenen, nehmt ihn wohl in acht! wir haben uns genug erlustigt, indem wir euren Leuten ins Amt greifen musten, wie uns denn auch Benvenuto zu erkennen gab, daß er, da dies seine erste Gefangenschaft sey, durch Häscher unserer Art abgeführt werden müsse; sie eilten darauf zum Papst und erzählten ihm alle Umstände. Anfangs wollte er in Zorn gerathen, nachher that er sich auch Gewalt an und lachte, denn es waren viele Herrn und Cardinäle gegenwärtig, die mich höchlich begünstigten.

Indessen beschäftigten sich der Gouverneur und der Fiskal mit mir, bald drohten sie, bald ermahnten sie, bald wollten sie mir rathen. Sie sagten es sey natürlich, daß wenn einer vom andern eine Arbeit machen lasse, so könne er sie auch nach seinem Belieben auf jede Weise wieder zurücknehmen. Dagegen versetzte ich: daß das keinesweges gerecht sey, und daß ein Papst das nicht thun könne, denn er sey nicht von der Art gewisser tyrannischen Herrchen, die ihrem Volk das schlimmste, was sie nur können, anzuthun fähig sind, und weder Gesetz noch Gerechtigkeit beobachten, dergleichen Dinge könne aber der Statthalter Christi nicht verüben. Darauf sagte der Gouverneur mit gewissen häschermäßigen Gebärden und Worten, die ihm eigen waren: Benvenuto, Benvenuto! du gehst darauf aus, daß ich dich nach Verdienst behandeln soll. — So werdet ihr mir alle Ehre und Höflichkeit widerfahren las-

ſen! — ſchicke ſogleich nach der Arbeit und erwarte nicht das zweyte Wort. Darauf ſagte ich: meine Herrn! erlaubt mir, daß ich noch vier Worte für meine Sache vorbringe. Der Fiskal, der ein beſcheidnerer Büttel als der Gouverneur war, wendete ſich zu dieſem und ſagte: Gnädiger Herr! vergönnt ihm hundert Worte, wenn er nur das Werk herausgiebt, ſo haben wir genug. Darauf ſagte ich: wenn irgend jemand ein Gebäude aufmauern lieſſe, ſo könnte er zum Meiſter, der ihn ſchlecht bediente, mit Gerechtigkeit ſagen: gieb mir mein Haus, ich will nicht, daß du mir daran arbeiten ſollſt! er könnte ihm ſeine Arbeit bezahlen und ihn hinwegſchicken. Auch, wenn einer einen koſtbaren Edelſtein wollte faſſen laſſen, und der Juwelier bediente ihn nicht nach ſeinem Willen, der könnte ſagen: gieb mir mein Juwel heraus, ich mag deine Arbeit nicht; aber hier iſt nicht von dieſer Art die Rede, denn es iſt weder ein Haus, noch ein Edelſtein und mir kann man nichts weiter auferlegen, als daß ich die fünfhundert Scudi zurückgebe, die ich erhalten habe, und ſo, gnädiger Herr, thut was ihr könnt, von mir erhaltet ihr nichts als die fünfhundert Scudi, und das mögt ihr dem Papſt ſagen, eure Drohungen machen mir nicht die mindeſte Furcht, ich bin ein ehrlicher Mann und bey meinen Handlungen wird mir nicht bange.

Der Gouverneur und Fiskal ſtanden auf und ſagten mir, daß ſie zum Papſt gingen und der Auftrag, mit dem ſie wahrſcheinlich zurückkämen, würde mir übel bekommen. So blieb ich verwahrt zurück, ging in einem Saal auf

und ab, und ſie verzogen faſt drey Stunden. Indeſſen beſuchten mich alle die vornehmſten Florentiniſchen Kaufleute und baten mich inſtändig, ich ſolle nicht mit einem Papſte rechten, denn das könne zu meinem völligen Verderben gereichen. Ich antwortete darauf: daß ich feſt entſchloſſen ſey und wiſſe, was ich zu thun habe. Sobald der Gouverneur mit dem Fiskal zurückgekommen war, ließ er mich rufen und ſagte: der Auftrag, den ich vom Papſte habe, thut mir ſelbſt leid, ſchaffe das Werk ſogleich her, oder erwarte was dir begegnen kann; darauf antwortete ich, bis auf dieſe Stunde habe ich nicht geglaubt, daß der Statthalter Chriſti eine Ungerechtigkeit begehen könne, auch glaube ich es nicht, bis ich es ſehe; thut daher was ihr nicht laſſen könnt. Der Gouverneur verſetzte nochmals: ich habe dir vorerſt noch zwey Worte vom Papſte zu ſagen und dann werde ich meinen Auftrag vollbringen. Der Papſt befiehlt, du ſollſt mir die Arbeit hierher bringen, ſie ſoll vor meinen Augen in eine Schachtel gelegt und verſiegelt werden, ich ſoll ſie ihm hinbringen und er verſpricht, bey Treue und Glauben, daß er ſie nicht eröfnen und dir ſogleich zurückgeben will; aber ſo ſoll es ſeyn um ſeiner eigenen Ehre willen. Darauf antwortete ich lächelnd: herzlich gern will ich mein Werk auf dieſe Weiſe hingeben, denn ich möchte doch auch gern erfahren, wie Treu und Glaube eines Papſtes beſchaffen iſt. So ſchickte ich nach meiner Arbeit, ſiegelte ſie, wie ers verlangte, und gab ſie hin.

Als der Gouverneur zum Papſte zurückkam, nahm

dieſer die Schachtel, wie jener mir nachher ſelbſt erzählte, wendete ſie einigemal um und fragte ſodann den Gouverneuer: ob er die Arbeit geſehen habe? Darauf ſagte dieſer: ja! ſie ſey in ſeiner Gegenwart verſiegelt worden, und verſicherte dabey, die Arbeit habe ihm höchſt bewundernswerth geſchienen. Darauf verſetzte der Papſt: ſage Benvenuto, die Päpſte haben Gewalt viel gröſſere Dinge, denn dieſes, zu löſen und zu binden, und indem er dieſes mit einigem Verdruß zu ſagen ſchien, nahm er Siegel und Bindfaden weg und öfnete die Schachtel, nachdem er die Arbeit genugſam betrachtet hatte, zeigte er ſie Tobias dem Goldſchmied, der ſie ſehr lobte, und als der Papſt ihn fragte, ob er nunmehr, da er das Werk geſehen habe, ein ähnliches unternehmen wolle, mit ja antwortete und vom Papſte Befehl erhielt, ſich ganz darnach zu richten. Darauf wendete ſich der Papſt zum Gouverneur und ſagte: ſeht ob Benvenuto euch das Werk überlaſſen will, bezahlt es ihm ſo hoch es ein Kenner ſchätzen mag, will er es ſelbſt endigen und einen Termin ſetzen, ſo ſucht mit ihm überein zu kommen und macht ihm die Bequemlichkeit, die er bedarf. Darauf ſagte der Gouverneur: Heiliger Vater, ich kenne die fürchterliche Art dieſes jungen Mannes, erlaubt mir, daß ich ihm nach meiner Art zu Leibe gehe. Darauf erwiederte der Papſt: mit Worten ſollte er thun was er wolle, ob dadurch gleich die Sache noch ſchlimmer werden würde, wenn er aber gar nicht mit mir fertig werden könnte, ſo ſollte er mir befehlen, die fünfhundert Scudi an ſeinen Juwelier Pompeo zu bringen.

Der Gouverneur kam zurück, ließ mich in ſein Zimmer rufen und ſagte zu mir mit einem Häſcherblick: Die Päpſte haben Gewalt, die ganze Welt zu binden und zu löſen, und das wird ſogleich im Himmel gut geheiſſen, hier iſt dein Werk offen zurück, Seine Heiligkeit hat es geſehen. Darauf erhob ich die Stimme und rief: nun weiß ich doch, wie Treue und Glaube der Päpſte beſchaffen iſt. Darauf that der Gouverneur einige ganz unvernünftige Ausfälle. Da er aber merkte, daß nichts auszurichten war, verzweifelte er an dem Unternehmen und ſagte mit einer etwas ſanftern Art: Benvenuto! es thut mir leid, daß du dein Beſtes nicht einſehen willſt, ſo gehe denn hin und bringe die fünfhundert Scudi dem Juwelier Pompeo. So trug ich mein Werk fort und brachte ſogleich die fünfhundert Scudi an Ort und Stelle.

Nun hatte der Papſt, begierig den Faden meiner Knechtſchaft wieder anzuknüpfen, gehoft, ich ſollte nicht im Stande ſeyn, ſogleich das Geld zu überliefern, als daher Pompeo lächelnd mit dem Gelde in der Hand vor ihn kam, ſchimpfte er und ärgerte ſich, daß die Sache ſo abgelaufen war, dann ſagte er, geh und ſuche Benvenuto in ſeiner Werkſtatt auf, ſage ihm, er ſoll mir das Werk zu einer Monſtranz fertig machen, daß ich, am Frohnleichnam, das Hochwürdige darinn in Prozeſſion tragen kann, er ſoll alle mögliche Bequemlichkeit haben, nur ſoll er arbeiten. Pompeo kam zu mir, rief mich heraus und machte mir nach ſeiner Art die ungeſchickteſten Eſelskareſſen und ſagte mir die Worte des Papſtes wieder. Darauf antwortete ich

ſchnell: ich kann mir keinen gröſſern Schatz in der Welt wünſchen, wenn ich die Gnade eines ſo groſſen Papſtes wieder erlange, die ich nicht durch meine Schuld verlohren habe, ſondern durch meine unglückliche Krankheit und durch die Bösartigkeit gewiſſer neidiſcher Menſchen, denen es eine Freude macht Böſes zu ſtiften. Hat doch der Papſt eine Menge Diener! er ſoll mir euch nicht mehr ſchicken, um eures Heils willen, und ihr könnt euch nur in acht nehmen. Ich aber werde Tag und Nacht an den Dienſt des Papſtes denken, und alles thun, was ich vermag. Vergeßt nur nicht, was ihr dem Papſt über mich geſagt habt und miſcht euch nicht in meine Angelegenheiten, denn eure Fehler ſollen euch noch verdientermaſſen gereuen; alles dieſes hinterbrachte der Menſch dem Papſte, auf eine beſtialiſche Weiſe, und ſo blieb die Sache eine Weile, ich arbeitete in meiner Werkſtatt und trieb meine Geſchäfte.

Tobias, der Goldſchmied, hatte indeſſen jenes Einhorn garnirt und die Verzierung nach ſeiner Art vollendet, dann befahl ihm der Papſt, er ſolle einen Kelch nach der Weiſe des meinen, den er geſehen hatte, ſogleich anfangen. Nach einiger Zeit ließ er ſich die Arbeit zeigen, und als ſie ihm mißfiel, war es ihm verdrießlich mit mir gebrochen zu haben, er ſchalt auf die Werke des Tobias und auf alle, die ihn empfohlen hatten. Mehrmals ſchickte er mir darauf den Baccino della Croce und ließ mich wegen der Monſtranz ermahnen, ich antwortete: Seine Heiligkeit möchte mich nur ſo lange ausruhen laſſen, bis ich mich von meiner Krankheit, von der ich noch nicht ganz geheilt ſey,

wieder erholt hätte, ich wollte aber indeſſen doch zeigen, daß ich jede Stunde, in der ich zu arbeiten im Stande ſey, bloß zu Ihrem Dienſte widmen wolle. Denn ich hatte ihn heimlich portraitirt und arbeitete in meinem Hauſe an einer Medaille für ihn, in meiner Werkſtatt hielt ich einen Geſellen, der ehemals mein Lehrburſch geweſen war und ſich Felix nannte.

Zu der Zeit hatte ich mich, wie junge Leute pflegen, in eine Sicilianerin von der größten Schönheit verliebt, auch ſie zeigte, daß ſie mir ſehr wohl wolle, die Mutter aber, welche unſere Leidenſchaft bemerkt hatte, und ſich vor unſern Abſichten fürchtete, denn ich wollte heimlich mit dem Mädchen nach Florenz fliehen, kam mir zuvor und ging Nachts aus Rom, und ließ mir vorſpiegeln, als wenn ſie nach Civita Vecchia den Weg genommen hätte, ſie ging aber auf Oſtia und begab ſich nach Neapel. Ich eilte grade auf Civita Vecchia und beging unglaubliche Thorheiten, um ſie wieder zu finden. Es wäre zu umſtändlich, dieſe Dinge hier zu erzählen, genug, ich war im Begriff toll zu werden oder zu ſterben. Sie ſchrieb mir nach zwey Monathen, daß ſie ſich in Sicilien, ſehr mißvergnügt, befinde. Indeſſen hatte ich mich allen denkbaren Vergnügungen ergeben, ich hatte eine andere Liebe ergriffen, nur um dieſe auszulöſchen. Unter ſolchen Ausſchweifungen hatte ich gelegentlich mit einem gewiſſen Sicilianiſchen Geiſtlichen Freundſchaft gemacht, er war von dem erhabenſten Geiſte und wohl im Lateiniſchen und Griechiſchen erfahren. Einsmals, durch eine beſondere Wen-

dung des Geſprächs, kamen wir auch auf die Zauberey zu reden und ich ſagte, wie ſehr ich mein ganzes Leben durch verlangt hätte, irgend etwas von dieſer Kunſt zu ſehen oder zu ſpüren; darauf verſetzte der Prieſter: zu einem ſolchen Unternehmen gehört ein ſtarkes und ſicheres Gemüth. Ich verſetzte, daß ich Stärke und Sicherheit wohl zeigen wolle, wenn ſich nur die Art und Weiſe fände, ein ſolches Werk zu unternehmen. Darauf antwortete der Prieſter: wenn dir am Anſchauen ſolcher Dinge genug iſt, ſo will ich deine Neugierde ſättigen. Wir wurden eins das Werk zu unternehmen, und eines Abends machte ſich der Prieſter bereit und ſagte mir, ich ſolle Einen, auch zwey Gefährten ſuchen. Da rief ich Vincenzio Romoli, meinen beſten Freund, und dieſer nahm einen Piſtojeſer mit ſich, der ſich auch auf die Schwarzkünſteley gelegt hatte, wir gingen zuſammen ins Coliſée, dort kleidete ſich der Prieſter nach Art der Zauberer, zeichnete Cirkel auf die Erde, mit den ſchönſten Ceremonien, die man ſich auf der Welt nur denken kann. Er hatte uns Zaffetika (Assa foetida) mitbringen laſſen, koſtbares Räucherwerk und Feuer, und auch ſchlimmes Räucherwerk. Da alles in Ordnung war machte er das Thor in den Cirkel und führte uns bey der Hand hinein, dem andern Schwarzkünſtler befahl er, das Räucherwerk nach Bedürfniß ins Feuer zu werfen, uns überließ er die Sorge, das Feuer zu unterhalten und die Specereyen darzureichen, dann fing er ſeine Beſchwörungen an, welche über anderthalb Stunden dauerten. Darauf erſchienen manche Legionen Teufel, ſo daß

das Colliſee ganz voll ward, ich beſorgte die köſtlichen Specereyen, und als der Prieſter eine ſo groſſe Menge Geiſter bemerkte, wendete er ſich zu mir und ſagte: verlange was von ihnen! ich verſetzte: ſie ſollen machen, daß ich mit meiner Sicilianerin wieder zuſammen komme.

Dieſe Nacht erhielten wir keine Antwort, ob ich gleich ſehr zufrieden über dieſe Begebenheit war. Der Negromant behauptete, wir müßten noch ein andermal hingehen und ich würde in allem, was ich verlangte, völlig befriedigt werden; aber ich müßte einen unſchuldigen Knaben mitbringen. Ich nahm einen Lehrknaben, ohngefähr zwölf Jahr alt, und berief von neuem Vincenzio Romoli, und da ein gewiſſer Agnolino Gaddi unſer Hausfreund war, nahm ich auch dieſen mit bey unſerer Unternehmung. Wir kamen an den vorigen Ort, der Negromant machte wieder ſeine Vorbereitung, und, mit derſelben, ja mit einer noch wunderſamern Ordnung, brachte er uns in den Cirkel, den er von neuem mit mehr Kunſt und Ceremonien bereitet hatte. Vincenz und Agnolino beſorgten das Räucherwerk und das Feuer, mir gab er das Pintakel in die Hand und ſagte, er würde mir die Gegenden zeigen, wohin ichs zu wenden hätte. Nun fing der Negromant die ſchrecklichſten Beſchwörungen an, er rief beym Nahmen eine Menge ſolcher Teufel, die Häupter der Legionen waren, und beſchwur ſie im Nahmen und Gewalt Gottes, des unerſchaffnen, lebendigen und ewigen, und das in hebräiſchen Worten, auch mitunter in genugſamen griechiſchen und lateiniſchen, ſo daß in kurzer Zeit Einhundertmal mehr als bey der er-

ſten Beſchwörung erſchienen und das ganze Coliſee ſich erfüllte. Vincenzio Romoli und Gaddi unterhielten das Feuer und ſparten das koſtbare Räucherwerk nicht, und mir gab der Negromant den Rath abermals zu verlangen, daß ich mit meiner Angelika ſeyn möchte; ich that es und er wendete ſich zu mir und ſagte: hörſt du, was ſie ſprechen? in Zeit eines Monats ſollſt du bey ihr ſeyn. Darauf bat er mich von neuem, ich möchte nur feſt halten, denn es wären wohl ein Tauſend Legionen mehr, als er verlangt habe, und ſie ſeyen von der gefährlichſten Art, da ſie aber doch mein Begehren erfüllt hätten, ſo müßte man ihnen freundlich thun und ſie gedultig entlaſſen.

Nun fing das Kind, das unter dem Pintakel war, zu jammern an, und ſagte: es ſeyen ein Tauſend der tapferſten Männer beyſammen, die uns alle drohten, dann erſchienen noch vier ungeheure Rieſen, bewaffnet und mit der Gebärde, in den Creiß einbrechen zu wollen. Indeſſen ſuchte der Negromant, der vor Furcht zitterte, ſie auf die ſänfteſte und gefälligſte Art, ſo gut er konnte, zu entlaſſen. Vincenzio Romoli, der über und über zitterte, hörte nicht auf zu räuchern, ich fürchtete mich ſo ſehr als die andern, ließ mich es aber nur weniger merken, und ſprach ihnen allen Muth zu. Gewiß ich war halb todt, als ich den Negromanten in ſo groſſer Angſt ſah, das Kind hatte den Kopf zwiſchen die Knie geſteckt und ſagte: ſo will ich ſterben! denn wir kommen um, alle zuſammen. Da ſagte ich zum Knaben: dieſe Creaturen ſind alle unter uns, und was du ſiehſt iſt Rauch und Schatten, hebe nur die Augen

ohne Furcht auf, das Kind blickte hin, und ſagte von neuem, das ganze Coliſee brennt und das Feuer kommt auf uns loß. Es hielt die Hände vors Geſicht, rief, es ſey todt und wollte nichts mehr ſehen! Der Negromant empfahl ſich mir, bat, ich möchte nur feſt halten, und ſtark mit Zaffetika räuchern. Ich wendete mich zu Vincenzio und ſagte: er möge ſchnell Zaffetika aufſtreuen! Indem ſo betrachtete ich den Agnolino, der ſo erſchrocken war, daß ihm die Augen die Quere ſtunden und er halb todt ſchien. Agnolo! rief ich, hier iſt nicht Zeit ſich zu fürchten, mache dir was zu thun, rühre dich und ſtreue ſchnell die Zaffetika. Agnolo, indem er ſich bewegen wollte, verunreinigte ſich mit ſo heftigem Getöſe, daß die Kraft der Zaffetika nur gering dagegen war, das Kind erhob, bey dieſem Schall und Geſtank, ein wenig das Geſicht, und da es mich lächelnd ſah, erholte es ſich ein wenig von ſeiner Furcht und ſagte: ſie zögen ſich mit Macht zurück. So blieben wir, bis die Morgenglocke zu läuten anfing, und das Kind ſagte: nur wenige ſeyen noch übrig geblieben und ſie ſtünden von Ferne. Der Negromant vollbrachte nun ſeine Ceremonien, zog ſich aus, nahm ſeinen groſſen Pack Bücher zuſammen und wir verlieſſen mit ihm auf einmal den Kreis, einer drückte ſich an den andern, beſonders hatte ſich das Kind in die Mitte gedrängt, indem es den Negromant bey der Weſte und nicht beym Ueberkleid hielt, und beſtändig, bis wir zu unſern Häuſern unter den Bänken gelangt waren, verſicherte es uns, zwey von denen, die es im Coliſee geſehen habe, ſpazierten mit

groſſen Sprüngen vor uns her, und liefen bald über die Dächer bald über die Straßen. Der Negromant ſagte, ſo oft er auch ſchon in dem Kreis geweſen, ſey ihm doch niemals ſo etwas außerordentliches begegnet, er bat mich, daß ich ihm beyſtehen ſolle, ein Buch zu weihen, das uns unendliche Reichthümer bringen ſollte, denn die Teufel müßten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll ſey, und auf dieſe Weiſe müßten wir die reichſten Leute werden, die Liebeshändel ſeyen Eitelkeit und Narrheit, wobey nichts herauskomme. Ich verſetzte darauf: daß ich ihm gerne beyſtehen wollte, wenn ich nur Latein könnte, er aber verſicherte mich, daß mir das Latein gar nichts helfen könne, er habe gar manchen vortrefflichen Lateiner angetroffen, aber niemand von ſo geſetztem Gemüth wie ich, und ich ſolle mich nur nach ſeinem Rathe halten. So kamen wir nach Hauſe und träumten die folgende Nacht alle von Teufeln.

Sobald der Negromant des Tages darauf mich wieder ſah, ſprach er mir zu, ich möchte doch auf jenes Unternehmen eingehen, darauf fragte ich ihn, wie viel Zeit wir dazu brauchen würden, und an welchen Ort wir zu gehen hätten. Er ſagte mir, in weniger als Einem Monat würden wir fertig ſeyn, und der geſchickteſte Ort wäre in den Bergen von Norcia, zwar habe ſein Meiſter auch hier in der Nähe in den Gebirgen der Abtey Farfa eine ſolche Weihe vorgenommen, es hätten ſich aber doch ſolche Schwierigkeiten gefunden, die in den Bergen von Norcia wegfielen, auch ſeyen die Bauern daſelbſt in der Nachbar-

ſchaft zuverläſſige Leute, nicht ganz unerfahren in dieſen Dingen, und könnten uns, im Nothfall, wichtige Dienſte leiſten.

So überredete mich der Prieſter Negromant um ſo leichter, als ich zu ſolchen Dingen ſchon geneigt war, aber ich ſagte ihm, ich wollte zuerſt die Medaille für den Papſt fertig machen, denn ich hatte ihm und niemand anders mein Geheimniß anvertraut, auch fragte ich ihn immer, ob ich nicht in dieſer Zeit meine Sicilianerin ſehen würde? Die Zeit verging indeß, und es ſchien mir wunderbar, als ich nichts von ihr hörte. Der Negromant verſicherte mich, daß ich gewiß mit ihr zuſammen treffen würde, denn jene hielten Wort, wenn ſie auf ſolche Weiſe verſprächen, ich ſollte aber aufmerken und mich vor Händeln in acht nehmen, die ſich dabey ereignen könnten, ich ſollte lieber etwas gegen meine Natur erdulten, denn es läge eine groſſe Gefahr nicht weit, es wäre beſſer für mich, wenn ich mit ihm ginge, das Buch zu weihen, auf dieſe Weiſe würde die Gefahr vorbeygehen und wir würden beyde die glücklichſten Menſchen werden. Ich fing an mehr Luſt zu empfinden als er ſelbſt, und ſagte zu ihm: es ſey nur eben jetzt ein gewiſſer Meiſter nach Rom gekommen, Nahmens Johann da Caſtello, ein Bologneſer, ein trefflicher Mann Medaillen in Stahl zu ſchneiden, wie ich ſie auch machte, und ich wünſchte nichts mehr in der Welt, als mit ihm in die Wette zu arbeiten, mich auch ſo der Welt zu zeigen, und mit einem ſolchen Talente lieber als mit dem Schwerdte meine Feinde zu erlegen. Ich mochte aber ſa-

gen was ich wollte, ſo hörte doch der Prieſter nicht auf mir anzuliegen und ſagte: mein Benvenuto, komm mit mir, fliehe die groſſe Gefahr, die dir bevorſteht. Ich hatte mir aber ein für allemal vorgenommen, meine Medaille zu endigen. Der Monat war bald verlaufen und ich war in meine Arbeit ſo verliebt, daß ich weder an Angelika noch an irgend etwas anderes dachte.

Eines Abends hatte ich mich zur ungewöhnlichen Zeit von meinem Hauſe nach meiner Werkſtatt begeben, woſelbſt Felix, mein Geſelle, alle Arbeiten beſorgte, ich blieb nur einen Augenblick dort, denn ich erinnerte mich, daß ich mit Herrn Alexander del Bene etwas zu reden hatte, da machte ich mich auf und als ich unter die Bänke kam, begegnete mir ein ſehr guter Freund, Herr Benedetto, er war von Florenz gebürtig, Sohn eines Blinden, der in den Kirchen betete, eines Saneſers. Dieſer Benedetto war lange in Neapel geweſen, hatte ſich darauf niedergelaſſen und beſorgte die Geſchäfte gewiſſer Handelsleute von Siena. Mein Geſelle hatte ihn öfters gemahnt, denn er war ihm Geld für einige anvertraute Ringe ſchuldig, an eben dem Tage waren ſie einander wieder begegnet und Felix hatte nach ſeiner Gewohnheit das Geld auf eine etwas rauhe Art verlangt, und zwar in Gegenwart der Herrn des Benedetto, die zufällig dabey ſtanden. Da ſie vernahmen, wie ſich die Sache verhalte, ſchalten ſie ihren Factor tüchtig aus und ſagten: ſie würden ſich eines andern bedienen, denn dergleichen Händel wollten ſie nicht haben. Benedetto entſchuldigte ſich ſo gut er konnte und behauptete, er habe

den Goldſchmied bezahlt, ſagte aber dabey: er ſey nicht im Stande, die Tollheit eines jeden Wahnſinnigen zu bändigen. Dieſe Herrn nahmen ſein Betragen übel und jagten ihn ſogleich weg, darauf eilte er, wüthend nach meiner Werkſtatt, vielleicht um gedachtem Felix Verdruß zu machen. Nun begab ſichs, daß wir uns grade in der Mitte von den Bänken begegneten, und ich, der von nichts wußte, grüßte ihn aufs freundlichſte, er aber antwortete mir mit vielen groben Worten. Da erinnerte ich mich ſogleich an alles, was mir der Negromant geſagt hatte, und hielt an mich was ich konnte, um dasjenige nicht zu thun, wozu ſeine Worte mich nöthigten. Herr Benedetto! ſagte ich, Bruder! entrüſtet euch nicht gegen mich, habe ich euch doch nichts zu Leide gethan! weiß ich doch nichts von dem Vorfall, habt ihr was mit Felix zu thun, ſo geht doch, ich bitte euch, und macht's mit ihm aus, er weiß am beſten, was zu antworten iſt, ihr thut mir Unrecht, da ich nichts davon weiß, mich dergeſtalt anzugreifen, um ſo mehr, da ihr wißt, daß ich der Mann nicht bin, um Beleidigungen zu erdulten.

Darauf antwortete Benedetto, ich wiſſe um alles, er ſey der Mann, mit mir ſchon fertig zu werden, Felix und ich ſeyen zwey groſſe Lumpen.

Schon hatten ſich viele Leute verſammelt dieſen Streit anzuhören, und, gezwungen durch ſeine groben Worte, bückte ich mich ſchnell zur Erde, nahm eine Hand voll Koth, denn es hatte geregnet, und holte aus, ihn ins Geſicht zu treffen, aber er bückte ſich und ich traf ihn mit-

ten auf den Schedel. In dem Kothe ſtack ein friſcher Stein, mit vielen ſcharfen Ecken, und mein Mann fiel ohnmächtig, für todt, auf die Erde, und jedermann, der das Blut ſo ſtark herabrießeln ſah, hielt ihn wirklich für todt. Inzwiſchen daß einige Anſtalt machten ihn wegzutragen, kam Pompeo, der Juwelier, deſſen ich ſchon öfters erwähnt habe, und als er dieſen Mann ſo übel zugerichtet ſah, fragte er, wer ihn geliefert habe, man ſagte Benvenuto, denn dieſe Beſtie hat es an ihn gebracht. Sobald Pompeo zum Papſt kam, denn er ging wegen einiger Geſchäfte dahin, ſagte er: heiligſter Vater! Eben hat Benvenuto den Tobias erſchlagen, ich habe es mit meinen eigenen Augen geſehen. Da wurde der Papſt wüthend und ſagte zum Gouverneur, der eben gegenwärtig war, er ſolle mich fahen und am Orte, da der Todſchlag geſchehen ſey, ſogleich aufhängen laſſen.

Ich aber, da ich dieſen Unglücklichen auf der Erde ſah, dachte ſogleich mich zu retten, denn ich betrachtete die Macht meiner Feinde und was mir bey dieſer Gelegenheit gefährlich werden konnte. Ich flüchtete mich in das Haus des Herrn Johann Gaddi, um mich ſo geſchwind als möglich, mit Gott, davon zu machen. Herr Johannes rieth mir, ich ſollte nicht ſo eilig ſeyn, manchmal ſey das Uebel ſo groß nicht, als man glaubt, er ließ Herrn Hannibal Caro rufen, der bey ihm wohnte, und erſuchte ihn hinzugehen, um ſich nach der Sache zu erkundigen. Indeſſen erſchien ein römiſcher Edelmann aus dem Gefolge des Cardinal Medicis, rief mich und den Herrn Johannes

bey Seite, und ſagte: ſein Herr ſchicke ihn her, der ſelbſt die Worte des Papſtes gehört habe, es ſey kein Mittel mir zu helfen, wenn ich dieſer erſten Wuth nicht entränne, ich ſolle mich ja auf kein Haus in Rom verlaſſen. Der Edelmann entfernte ſich ſogleich und Herr Johannes ſah mich mit thränenden Augen an und rief: wie traurig, daß ich kein Mittel habe dir zu helfen! Darauf ſagte ich: Mit der Hülfe Gottes will ich mir ſchon ſelbſt helfen, nur bitte ich euch, dient mir mit einem eurer Pferde. Sogleich ließ er mir ein türkiſches Pferd ſatteln, das ſchönſte und beſte, das in Rom war, ich beſtieg es und nahm eine Büchſe vor mich, um mich im Falle zu vertheidigen; da ich nach Ponte Siſto kam, fand ich die ſämmtlichen Häſcher zu Pferde und zu Fuß, ich mußte aus der Noth eine Tugend machen, herzhaft friſchte ich mein Pferd gelind an, und mit Gottes Hülfe, der ihre Augen verblendet hatte, kam ich frey durch, und ſo ſchnell ich konnte eilte ich nach Palombara zu Herrn Savelli und ſchickte von da das Pferd an Herrn Johannes zurück, ohne ihm jedoch wiſſen zu laſſen, wo ich mich befinde. Herr Savelli bewirthete mich zwey Tage aufs freundlichſte, dann rieth er mir, ich ſolle mich aufmachen und auf Neapel zugehen, bis die erſte Hitze vorüber ſey. Er ließ mich begleiten und auf die Neapolitaniſche Straße bringen, auf derſelben fand ich einen Bildhauer, meinen Freund, der Solosmeo hieß, und nach St. Germano ging, um das Grab Peter von Medicis auf Monte Caſſino fertig zu machen. Er ſagte mir, daß noch ſelbigen Abend Papſt Clemens einen ſeiner

Kämmerer geſchickt habe, um nachfragen zu laſſen, wie ſich gedachter Tobias befinde? Der Abgeordnete habe dieſen Mann bey der Arbeit gefunden, dem nichts begegnet war, und der auch von nichts wußte. Als dieſes dem Papſt hinterbracht wurde, wendete er ſich zu Pompeo und ſagte: du biſt ein ſchlechter Menſch, aber ich verſichere dir, du haſt eine Schlange gekneipt, die dich beiſſen und dir dein Recht anthun wird, dann ſprach er mit dem Cardinal Medicis und trug ihm auf, daß er ein wenig nach mir ſehen ſolle, denn um alles wollte er mich nicht verlieren; und ſo ritten wir ſingend auf Monte Caſino. Als nun Solosmeo daſelbſt die Arbeit durchgeſehen hatte, machten wir uns auf und zogen gegen Neapel. Ohngefähr eine halbe Miglie von der Stadt kam uns ein Wirth entgegen, der uns in ſein Gaſthaus einlud, und uns verſicherte, er ſey lange Zeit mit Carl Ginori in Florenz geweſen, wenn wir bey ihm einkehrten, wolle er uns aufs beſte bewirthen. Wir wiederholten ihm öfters: daß wir mit ihm nichts wollten zu ſchaffen haben, demohngeachtet war er bald vor, bald hinter uns und wiederholte ſeine Einladung immer mit denſelbigen Worten. Endlich ward ich ſeiner Zudringlichkeit überdrüſſig, und, um ihn los zu werden, fragte ich, ob er mir nicht eine Sicilianerin, Nahmens Beatrice, nachweiſen könne, die eine Tochter habe, welche Angelika hieſſe, beyde ſeyen Curtiſanen. Der Wirth, welcher glaubte, ich habe ihn zum beſten, rief aus: Gott verdamme alle Curtiſanen und jeden, der ihnen wohl will. Darauf gab er ſeinem Pferde die Sporn und eilte von uns weg. Ich

freute mich auf ſo gute Weiſe die Beſtie loß geworden zu ſeyn, aber zu gleicher Zeit machte mir die Erinnerung der groſſen Liebe, die ich zu dem Mädchen getragen hatte, nicht wenig Schmerzen. Indem ich nun mit meinem Gefährten nicht ohne manchen verliebten Seufzer von meinem Abentheuer ſprach, ſahen wir den Wirth im Gallop zurückkehren. Es ſind zwey oder drey Tage, rief er aus, daß neben meinem Hauſe ein Weib und ein Mädchen eingezogen ſind, die ſo heiſſen, ob ſie Sicilianerinnen ſind, kann ich nicht ſagen. Darauf verſetzte ich, der Nahme Angelika hat ſo groſſe Gewalt auf mich, daß ich nunmehr gewiß bey dir einkehren will. Wir folgten dem Wirth, und ſtiegen bey ihm ab, eiligſt brachte ich meine Sachen in Ordnung, ging in das benachbarte Haus, und fand meine Angelika wirklich daſelbſt, die mich mit unmäſſigen Liebkoſungen empfing; ich blieb bey ihr bis den andern Morgen, und war glücklicher als jemals. Mitten in dieſem Genuſſe fiel mir ein, daß an dieſem Tage grade der Monat um ſey, und daß ich, nach dem Verſprechen der böſen Geiſter, meine Angelika nun beſitze. Da bedenke nun jeder, der ſich mit ihnen einläßt, die groſſen Gefahren, durch die ich gegangen war.

Ob ich gleich noch jung war, ſo kannte man mich in Neapel doch auch ſchon als einen Menſchen von Bedeutung, und empfing mich aufs beſte, beſonders Herr Dominiko Fontana, ein trefflicher Goldſchmied, er ließ mich die drey Tage, die ich in Neapel war, in ſeiner Werkſtatt arbeiten, und begleitete mich, als ich dem Vicekönig auf-

wartete, der mich zu ſehen verlangt hatte. Ihro Exzellenz empfingen mich ſehr gnädig, und es fiel ihm ein Diamant in die Augen, den ich eben an dem Finger hatte, (zufälliger Weiſe brachte ich ihn in meinem Beutel nach Neapel, denn er war mir zum Kauf angeboten worden). Der Vicekönig verlangte ihn zu ſehen und wünſchte ihn zu beſitzen, wenn ich ihn entbehren könnte. Ich verſetzte darauf, indem ich den Ring an ſeinen Finger ſteckte, der Diamant und ich ſeyen zu ſeinem Befehl. Er verſetzte: der Diamant ſey ihm angenehm, noch angenehmer würde es ihm aber ſeyn, wenn ich bey ihm bleiben wollte, er wolle mir Bedingungen machen, mit denen ich zufrieden ſeyn würde. So ward viel höfliches hin und wieder geſprochen, zuletzt verlangte er den Preiß des Edelſteins mit Einem Worte zu wiſſen; ich verlangte zweyhundert Scudi und Ihro Exzellenz fanden die Forderung billig und ſagten, daß Ihnen der Stein um ſo lieber ſey, da ich ihn gefaßt habe, denn ſonſt könne er nicht eine ſo vortreffliche Wirkung thun; ich verſetzte darauf: der Stein ſey nicht von mir gefaßt, ich getraute mir ihm durch eine andere Faſſung noch einen viel gröſſern Werth zu geben, ich druckte darauf, mit dem Nagel, den Stein aus dem Käſtchen, putzte ihn, und übergab ihn dem Vicekönig, er war zufrieden und erſtaunt, und gab mir eine Anweiſung, worauf mir zweyhundert Scudi ausgezahlt wurden.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich Briefe vom Cardinal Medicis, worinn mir geſagt wurde, ich ſolle wieder nach Rom kommen, und gleich bey Ihro Eminenz Pallaſt

abſteigen. Als ich meiner Angelika den Brief geleſen hatte, bat ſie mich mit herzlichen Thränen: ich möchte entweder in Neapel bleiben, oder ſie mit mir nehmen. Darauf antwortete ich, wenn ſie mit mir ginge, ſo wollte ich ihr die zweyhundert Ducaten, die ich vom Vicekönig erhalten hatte, aufzuheben geben. Da die Mutter ſahe, daß wir Ernſt machten, trat ſie herbey und ſagte: wenn du meine Angelika nach Rom führen willſt, ſo laß mir hundert Ducaten, damit ich niederkommen kann, und alsdann will ich euch nachfolgen. Ich antwortete der alten Kupplerin: dreyßig wollte ich ihr laſſen, wenn ſie meine Angelika mit mir lieſſe. Hierzu wurden wir einig und Angelika bat mich, ich ſollte ihr ein Kleid von ſchwarzem Sammt kaufen, der in Neapel wohlfeil war, auch das war ich zufrieden, ich ſchickte nach dem Sammt und kaufte ihn. Da glaubte die Alte, ich ſey nun völlig gekocht und gar, und verlangte für ſich ein Kleid, von feinem Tuche, und dergleichen für ihre Söhne, auch mehr Geld als ich ihr angeboten hatte. Darüber beklagte ich mich mit freundlichen Worten und ſagte: meine liebe Beatrice, iſt dir das nicht genug, was ich dir angeboten habe? Sie ſagte nein! darauf ſagte ich: ſo iſt es mir genug! nahm Abſchied von meiner Angelika, ſie weinte und ich lachte, wir trennten uns und ich kehrte nach Rom zurück.

Noch dieſelbe Nacht reiſte ich von Neapel weg, daß man mir nicht auflauern und mich berauben ſollte, wie es die Gewohnheit von Neapel iſt, und doch mußte ich mich, als ich auf den Steinweg kam, mit allen Leibes- und

Geiſteskräften, gegen mehrere Räuber wehren, die mir nachſtellten. Einige Tage darauf ließ ich den Solosmeo bey ſeiner Arbeit auf Monte Caſſino, und ſtieg bey dem Gaſthauſe von Adananni ab, um zu Mittag zu eſſen, nicht weit von dem Hauſe ſchoß ich nach einigen Vögeln und erlegte ſie und ein Stückchen Eiſen am Schloß meiner Büchſe verletzte mir bey dieſer Gelegenheit die rechte Hand, und ſo wenig es bedeutete, ſo gefährlich ſah es aus, weil das Blut ſehr ſtark aus der Wunde ſtrömte. Ich ſtellte mein Pferd in den Stall und ſtieg auf einen Altan, wo ich viele Neapolitaniſche Edelleute fand, die ſich eben zu Tiſche ſetzen wollten und mit ihnen ein junges Fräulein, von der größten Schönheit. Kaum war ich oben, ſo ſtieg hinter mir mein Diener, ein braver Purſche, mit einer groſſen Partiſane in der Hand, herauf, ſo daß vor uns beyden, den Waffen und dem Blute, die guten Edelleute ſo erſchracken, da ohnedem dieſer Ort für ein Spitzbubenneſt bekannt war, daß ſie vom Tiſche aufſprangen, und, mit groſſem Entſetzen, Gott um Hülfe anriefen. Lachend ſagte ich zu ihnen: Gott habe ihnen ſchon geholfen, denn ich ſey der Mann, ſie gegen jeden zu vertheidigen, der ſie angreifen wollte, und bitte nur um einigen Beyſtand, meine Hand zu verbinden. Das ſchöne Frauenzimmer nahm ihr Schnupftuch, das reich mit Gold geſtickt war, und als ich damit nicht verbunden ſeyn wollte, riß ſie es ſogleich in der Mitte durch und verband mich, mit der größten Anmuth, ſie beruhigten ſich einigermaſſen und wir ſpeißten fröhlich. Nach Tiſche ſtiegen wir zu Pferde, und

reiſten in Geſellſchaft weiter; die Edelleute waren noch nicht ganz ohne Furcht, und lieſſen mich kluger Weiſe durch das Frauenzimmer unterhalten, blieben aber immer etwas zurück. Da befahl ich meinem Diener, er ſollte auch hinten bleiben, ich ritt auf meinem ſchönen Pferdchen neben dem Fräulein her, wir ſprachen von Dingen, mit denen kein Apotheker handelt, und ſo gelangte ich auf die angenehmſte Weiſe nach Rom.

Sogleich ſtieg ich bey dem Pallaſt Medicis ab, wartete dem Cardinal auf, und dankte ihm für ſeine Vorſorge, dann bat ich ihn, er möchte mich vor dem Gefängniß, und, wo möglich, vor der Geldſtrafe ſchützen. Dieſer Herr empfing mich aufs beſte und ſagte mir, ich ſolle nur ruhig ſeyn, dann wendete er ſich zu einem ſeiner Edelleute, der Tecci hieß, und ſagte ihm: er habe dem Bargell von ſeinetwegen zu bedeuten, daß er ſich nicht unterſtehen ſolle, mich anzurühren; dann fragte er: wie ſich der befinde, den ich mit dem Stein auf den Kopf getroffen? Herr Tecci ſagte: er befinde ſich ſchlimm und werde ſich noch ſchlimmer befinden, denn er habe verſichert, daß er mir zum Verdruß ſterben wolle, ſobald ich nach Rom käme. Darauf ſagte der Cardinal mit groſſem Lachen, konnte er uns denn auf keine andere Weiſe zeigen, daß er von Siena herſtamme? alsdann wendete er ſich zu mir und ſagte: beobachte, um meinet- und deinetwillen, den äuſſern Wohlſtand und laß dich vier oder fünf Tage unter den Bänken nicht ſehen, dann gehe hin, wohin du willſt, und die Narren mögen nach Gefallen ſterben. Ich ging nach Hauſe, um die an-

gefangene Münze, mit dem Bild Papſt Clemens, fertig zu machen, dazu hatte ich eine Rückſeite erfunden, worauf ein Friedensbild zu ſehen war. Es war ein Weibchen mit den feinſten Kleidern angethan, die, mit der Fackel in der Hand, vor einem Haufen Kriegsrüſtungen ſtand, die wie ein Trophee verbunden waren, auch ſahe man Theile eines Tempels, in welchem die Wuth gefeſſelt war, umher ſtand die Inſchrift: Clauduntur belli portae. Inzwiſchen als ich dieſe Medaille fertig machte, war der Verwundete geneſen. Der Papſt hörte nicht auf nach mir zu fragen, und ich nahm mich auch in acht, den Cardinal Medicis zu beſuchen, denn ſo oft ich vor ihn kam, gab er mir etwas bedeutendes zu thun, wodurch ich denn immer aufgehalten wurde. Endlich nahm ſich Herr Piero Corne Secchi, ein groſſer Günſtling des Papſtes, der Sache an und ſagte mir, auf eine geſchickte Weiſe, wie ſehr der Papſt wünſchte, daß ich ihm dienen möchte. Darauf antwortete ich: daß ich in wenig Tagen Ihro Heiligkeit zeigen wolle, daß ich das nie vergeſſen noch unterlaſſen habe. Einige Tage darauf ward die Medaille fertig und ich prägte ſie in Gold, Silber und Kupfer, zeigte ſie dem Herrn Piero, der mich ſogleich bey dem Papſte einführte. Es geſchah nach Tiſche, an einem ſchönen Tage im April, der Papſt war in Belvedere und ich überreichte ihm die Münzen ſo wie die Stempel; er nahm ſie, und ſah ſogleich die groſſe Gewalt der Kunſt ein, zeigte ſie Herrn Piero und ſagte: ſind die Alten jemals ſo gut in Münzen bedient geweſen? und indeſſen die gegenwärtigen bald die Medaillen bald die Stem-

pel beſchauten, fing ich mit der größten Beſcheidenheit zu reden an und ſagte: wenn das Geſchick, das mir unglücklicher Weiſe Ew. Heiligkeit Gnade entzog, nicht auch wieder die Folgen dieſes Unwillens verhindert hätte, ſo verlohren Ew. Heiligkeit ohne Ihre und meine Schuld einen treuen und liebevollen Diener; die böſe lügenhafte Zunge meines größten Feindes hat Ew. Heiligkeit in ſolchen Zorn verſetzt, daß Sie dem Gouverneur auf der Stelle befohlen haben, mich zu fahen und hängen zu laſſen, wäre das geſchehen, ſo hätten Ew. Heiligkeit gewiß ein wenig Reue gefühlt, denn ein Herr, gleich einem guten und tugendhaften Vater, ſoll auf ſeine Diener nicht ſo übereilt den ſchweren Arm fallen laſſen, denn hinterdrein kann die Reue nichts helfen, Gott hat dießmal den ungünſtigen Lauf der Sterne unterbrochen und mich Ew. Heiligkeit erhalten, ich bitte künftig nicht ſo leicht auf mich zu zürnen.

Der Papſt fuhr immer fort die Medaillen zu beſehen, und hörte mir mit der größten Aufmerkſamkeit zu, da aber viele groſſe Herren gegenwärtig waren, ſchämte ſich der Papſt ein wenig, und, um aus dieſer Verlegenheit zu kommen, wollte er von einem ſolchen Befehle nichts wiſſen. Da ich das merkte, fing ich von etwas anders an zu reden, und Seine Heiligkeit ſprach von den Münzen und fragte mich, wie ich ſie ſo künſtlich hätte prägen können? da ſie ſo groß ſeyen, als er ſie von den Alten niemals geſehen. Darüber ward eine Weile geſprochen, er aber ſchien zu fürchten, daß ich ihm noch einen ſchlimmern Sermon halten möchte, und ſagte: die Medaillen ſeyen ſehr

ſchön und gefielen ihm wohl, nun möchte er noch eine andere Rückſeite haben, wenn es anginge. Ich verſetzte, daß ſolches gar wohl geſchehen könne, und er beſtellte ſich die Geſchichte Moſis, der Waſſer aus den Felſen ſchlägt, mit der Umſchrift: ut bibat populus, darauf ſagte er: gehe Benvenuto, ſobald du fertig biſt, ſoll auch an dich gedacht ſeyn. Als ich weg war verſicherte der Papſt, vor allen Gegenwärtigen, daß er mir reichlich wolle zu leben geben, ohne daß ich nöthig hätte, für andere zu arbeiten. Ich aber war fleiſſig, die verlangte neue Rückſeite fertig zu machen.

Indeſſen ward der Papſt krank, und da die Aerzte den Zuſtand für gefährlich hielten, vermehrte ſich die Furcht meines Gegners Pompeo dergeſtalt, daß er einigen Neapolitaniſchen Soldaten auftrug mir nachzuſtellen, ich hatte viele Mühe mein armes Leben zu vertheidigen. Als meine Arbeit fertig war, trug ich ſie ſogleich zum Papſte, den ich im Bett und in ſehr übeln Umſtänden fand, mit allem dem empfing er mich ſehr freundlich und wollte Münzen und Stempel ſehen. Er ließ ſich Licht und Brille reichen, allein er konnte nichts erkennen; darauf taſtete er ein wenig mit den Fingern, ſeufzte tief und ſagte zu denen, die zunächſt ſtanden: Benvenuto dauert mich! wenn ich aber wieder geſund werde, ſo ſoll vor ihn geſorgt ſeyn. In drey Tagen ſtarb der Papſt und ich hatte meine Arbeit umſonſt gethan; doch ſprach ich mir Troſt zu, denn ich war durch dieſe Medaillen ſo bekannt geworden, daß ich hoffen konnte, jeder Papſt werde mich brauchen und vielleicht beſſer

belohnen. So beruhigte ich mich ſelbſt, und löſchte in meinem Sinne alles das groſſe Unrecht aus, das mir Pompeo angethan hatte, ging bewaffnet nach St. Peter, dem todten Papſt die Füſſe zu küſſen, welches nicht ohne Thränen abging, dann kehrte ich unter die Bänke zurück, um die groſſe Verwirrung zu ſehen, die bey ſolchen Gelegenheiten zu entſtehen pflegt.

Ich ſaß daſelbſt mit vielen meiner Freunde, als Pompeo in der Mitte von zehen wohlbewaffneten Männern einher kam. Er blieb gegen mir über ſtehen, als wenn er Händel anfangen wollte. Meine Freunde, brave und willige Leute, winkten mir, daß ich Hand anlegen ſollte, ich bedachte aber ſogleich, daß, wenn ich zum Degen griffe, groſſer Schaden auch für die entſtehen könnte, die nicht die mindeſte Schuld hätten, und ich dachte, es ſey beſſer, mein Leben allein daran zu wagen.

Pompeo blieb ohngefähr zwey Ave Maria ſtehen, lachte verächtlich gegen mich, und da er wegging, lachten die ſeinigen auch, ſchüttelten die Köpfe und forderten uns, durch noch mehr ſolche unartige Zeichen, heraus. Meine Geſellen wollten ſogleich Hand ans Werk legen, ich aber ſagte ihnen erzürnt: um meine Händel auszumachen brauchte ich keinen braven als mich ſelbſt, ein jeder möchte ſich um ſich bekümmern, ich wüßte ſchon was ich zu thun habe. Darüber wurden meine Freunde verdrießlich und gingen murrend hinweg. Unter ihnen war mein liebſter Freund Albertaccio del Bene, ein trefflicher Jüngling, voller Muth, und der mich wie ſich ſelbſt liebte, dieſer wußte

wohl, daß ich mich nicht aus Kleinmuth geduldig gezeigt hatte, vielmehr erkannte er meine entſchloſſene Kühnheit ſehr gut, deswegen bat er mich, im Weggehen, ich möchte ihn doch ja an allem, was ich vorhätte, Theil nehmen laſſen. Ich antwortete ihm: Albertaccio, geliebteſter unter allen meinen Freunden, es wird die Zeit kommen, da ich deiner Hülfe bedarf, aber in dieſem Falle, wenn du mich liebſt, bekümmere dich nicht um mich und mache, daß du fortkommſt. Dieſe Worte ſagte ich ſchnell. Indeſſen waren meine Feinde, aus den Bänken, langſam auf einen Kreutzweg gekommen, wo die Straſſe nach verſchiedenen Gegenden führt, und das Haus meines Feindes Pompeo war in der Gaſſe, die grade nach Campo di fiore geht, er war wegen einiger Geſchäfte bey einem Apotheker eingetreten, und ich hörte unterwegs, daß er ſich ſeiner Aufführung gegen mich gerühmt habe. Da war es denn auf alle Weiſe ſein reines böſes Schickſal, daß er, eben als ich an die Ecke kam, aus der Apotheke heraus trat; ſeine Braven hatten ſich aufgethan und ihn ſchon in die Mitte genommen. Da drang ich durch alle hindurch, ergriff einen kleinen, ſpitzigen Dolch und faßte ihn bey der Bruſt, mit ſolcher Schnelle und Sicherheit des Geiſtes, daß ihm keiner zu Hülfe kommen konnte, ich ſtieß ihm nach dem Geſicht, das er vor Schrecken wegwendete, daher traf ich ihn unter dem Ohr, wohin ich ihm zwey einzige Stiche verſetzte, ſo daß er beym zweyten mir todt in die Hände fiel. Das war nun freylich meine Abſicht nicht, denn ich wollte ihn nur tüchtig zeichnen, aber wie man ſagt: Wun-

den laſſen ſich nicht meſſen. Ich nahm den Dolch mit der linken Hand und zog mit der rechten den Degen, mein Leben zu vertheidigen, da waren alle ſeine Begleiter mit dem todten Körper beſchäftigt, keiner wendete ſich gegen mich, keiner zeigte das mindeſte Verlangen mit mir zu rechten; ſo zog ich mich allein durch Strada Julia zurück und überlegte, wohin ich mich flüchten wollte.

Ich war kaum dreyhundert Schritte gegangen, als mich Pilotto der Goldſchmied, mein groſſer Freund, einholte und ſagte: Lieber Bruder! da das Uebel geſchehen iſt, ſo laß uns ſehen, wie wir dich retten können! Darauf ſagte ich: gehn wir zu Albertaccio del Bene, dem ich vor kurzem geſagt habe, es werde eine Zeit kommen, in der ich ſeiner bedürfe. Wir kamen zu ihm, und er empfing mich mit unſchätzbaren Liebkoſungen, und bald erſchienen die vornehmſten Jünglinge aller Nationen, die nur in den Bänken wohnten, ausgenommen die Mailänder, und alle erboten ſich, ihr Leben zu meiner Rettung dran zu ſetzen; auch Herr Ludwig Rucellai ſchickte dringend zu mir, ich ſolle mich ſeiner auf alle Weiſe bedienen. Eben ſo thaten mehrere Männer ſeines gleichen, denn alle ſegneten mich, ſie waren ſämmtlich überzeugt, daß er mir allzugroſſen Schaden zugefügt habe, und hatten ſich oft über die Geduld, womit ich ſeine Feindſchaft ertrug, verwundert.

In demſelben Augenblick hatte Cardinal Cornaro den Handel erfahren und ſchickte mir aus eigner Bewegung, dreyßig Soldaten mit Partiſanen, Piken und Büchſen, die mich ſicher in mein Haus begleiten ſollten. Ich nahm das

Erbieten an und ging mit ihnen fort und wohl noch einmal ſo viel junge Leute begleiteten mich. Sobald Herr Trajano, der Verwandte des Entleibten, erſter Kämmerer des Papſtes, die Sache erfuhr, ſchickte er zum Cardinal Medicis einen Mailändiſchen Edelmann, der das groſſe Uebel, das ich angerichtet hatte, erzählen, und Seine Eminenz auffordern ſollte, mich nach Verdienſt zu beſtrafen. Der Cardinal antwortete ſogleich: ſehr übel hätte Benvenuto gethan, das geringe Uebel nicht zu thun! Dankt Herrn Trajano, daß er mich von dem, was ich nicht wußte, benachrichtiget hat. Dann wandte er ſich zu dem Biſchoff von Trulli und ſagte: ſeht euch ſorgfältig nach meinem Benvenuto um und bringt mir ihn hierher! ich will ihn vertheidigen und ſchützen, und wer was gegen ihn unternimmt, hat es mit mir zu thun. Der Mailänder ging ſehr beſchämt weg, und der Biſchoff eilte mich aufzuſuchen. Er ging zum Cardinal Cornaro und ſagte: der Cardinal Medicis ſchicke nach Benvenuto und wolle ihn in ſeine Verwahrung nehmen. Der Cardinal Cornaro, der etwas ſeltſam und rauh wie ein Bär war, antwortete, voll Zorn, daß er mich eben ſo gut als der Cardinal Medicis verwahren könne. Darauf ſagte der Biſchoff: er wünſche mich nur über einige andere Angelegenheiten zu ſprechen, der Cardinal aber verſicherte ihn, daß heute daraus nichts werden könne.

Der Cardinal Medicis war hierüber äuſſerſt aufgebracht; ich ging daher die folgende Nacht heimlich und wohlgeleitet zu ihm, und bat ihn, er möchte gnädigſt geruhen, mich in dem

Haus des Cornaro zu laſſen, da doch dieſer ſich ſo lebhaft meiner angenommen habe. Ihre Eminenz würden mir dadurch einen neuen Freund in meinen Nöthen erwerben, übrigens aber dächte ich Denenſelben nichts vorzuſchreiben. Er antwortete mir: ich möchte thun, was ich für gut hielte, und ſo kehrte ich in das Haus des Carnaro zurück.

(1534.)

Wenig Tage darauf ward Cardinal Farneſe zum Papſte erwählt, und als er die wichtigſten Sachen beſorgt hatte, verlangte er nach mir und ſagte: ich allein ſolle ihm ſeine Münzen machen; darauf ſagte einer ſeiner Edelleute, ich ſey wegen eines Mordes flüchtig, den ich an einem Mailänder, Pompeo, begangen, und trug dabey die Urſachen, die mich zu dieſer That bewogen hatten, ſehr günſtig vor. Ich wußte den Tod des Pompeo nicht, verſetzte der Papſt, aber die Urſachen des Benvenuto wußte ich wohl, deßwegen fertigt mir ſogleich einen Freybrief aus, der ihn völlig ſicher ſtelle. Dabey war ein Mailänder, ein Freund des Pompeo, gegenwärtig, welcher zum Papſte ſagte: es iſt nicht rathſam, in den erſten Tagen Eurer Regierung ſolche Verbrechen zu begnadigen. Darauf wendete ſich der Papſt heftig zu ihm und ſagte: das verſteht ihr nicht! ihr müßt wiſſen, daß Männer, wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunſt ſind, ſich an die Geſetze nicht zu binden haben, um ſo mehr, als ich ſeine Urſachen weiß. So ward mir der Schutzbrief ausgeſtellt, und ich fing ſogleich an für ihn zu arbeiten.

Herr Latino Juvenale kam zu mir und trug mir auf, ich ſolle die Münzen für den Papſt machen; da ſetzten ſich alle meine Feinde in Bewegung, mich daran zu verhindern, ich aber ließ mich nicht ſtören und machte die Stempel zu den Scudi, worauf ich die halbe Figur St. Pauls abbildete, mit der Unterſchrift: vas electionis, dieſe Münze gefiel weit mehr als die andern, die man mit mir um die Wette gearbeitet hatte, ſo daß der Papſt ſagte: er wolle von keinem weiter hören, ich allein ſolle ſeine Münzen arbeiten; ſo war ich friſch daran und Herr Latino Juvenale, der den Auftrag hatte, führte mich ein bey dem Papſte. Ich hätte gern das Decret wegen der Münze wieder gehabt, allein da ließ er ſich einreden und ſagte: ich müßte erſt wegen des Todſchlags begnadigt ſeyn, und das könnte am Feſt der heiligen Marien, im Auguſt, durch den Orden der Caporioni von Rom geſchehen, denn man pflege dieſem alle Jahre zu dieſem Feſt zwölf Verbannte zu ſchenken, indeſſen ſollte mir ein anderer Freybrief ausgefertigt werden, damit ich bis auf jene Zeit ruhig ſeyn könne.

Da meine Feinde ſahen, daß ſie mich auf keine Weiſe von der Münze abhalten konnten, ſo nahmen ſie einen andern Ausweg. Pompeo hatte dreytauſend Ducaten Ausſteuer einer natürlichen Tochter hinterlaſſen, und man wußte es dergeſtalt einzuleiten, daß ein gewiſſer Favorit des Herrn Peter Ludwigs, des Sohns unſers neuen Papſtes, ſie zum Weibe nahm. Dieſer Günſtling war von geringer Herkunft und von gedachtem Herrn erzogen worden, wenig

erhielt er daher von dieſen Geldern, denn der Herr hatte Luſt ſich ihrer ſelbſt zu bedienen, dagegen trieb die Frau ihren Mann: er ſollte ſeinem Herrn anliegen, daß man mich einfinge. Der Herr verſprach es zu thun, ſobald nur die Gunſt des Papſtes ſich ein wenig würde vermindert haben. So vergingen zwey Monate, der Diener verlangte ſeine Mitgift, der Herr wollte nichts davon hören, ſagte aber deſto öfter zu ihm, und beſonders zu der Frauen: daß er gewiß den Vater rächen wolle. Ich wußte zwar etwas davon, doch verfehlte ich nicht dem Herrn aufzuwarten, und er zeigte mir die größte Gunſt. Von der andern Seite hatte er dem Bargell befohlen, mich einzufangen, oder mich durch irgend jemand umbringen zu laſſen.

Um nun ein oder das andere zu erreichen übertrug der Bargell einem ſeiner Soldaten, einem gewiſſen korſiſchen Teufelchen, die Sache ſobald abzuthun als möglich, und meine andern Feinde, beſonders Herr Trajan, hatten dem kleinen Korſen ein Geſchenk von hundert Scudi verſprochen, der verſicherte, daß er leichter nicht ein friſches Ey austrinken wolle. Als ich dieſen Anſchlag vernommen hatte, war ich auf meiner Hut, und ging meiſt in guter Geſellſchaft und im Harniſch, wie ich dazu die Erlaubniß hatte. Der Korſe, geitzig genug, dachte das Geld nur ſo einzuſtreichen, und die Sache für ſich abzuthun, ſo daß ſie mich eines Tages, im Nahmen des Herrn Ludwigs, rufen lieſſen. Ich ging eilig, weil er mir von einigen groſſen ſilbernen Gefäſſen geſprochen hatte, die er wollte machen laſſen, doch hatte ich meine gewöhnliche Waffen angelegt

und ging ſchnell durch die Strada Julia, wo ich um dieſe Zeit niemand zu finden glaubte. Als ich am Ende war und mich nach dem Pallaſt Farneſe umwenden wollte, und, nach meiner Gewohnheit, mich nach der mittlern Straße hielt, ſah ich den Korſen, der aufſtand, ſich mir in den Weg zu ſtellen, ich war gefaßt, nahm mich zuſammen, ging langſam und hielt mich nach der Mauer, um dem Korſen Platz zu machen und mich beſſer zu vertheidigen. Auch er zog ſich wieder gegen die Mauer, wir waren einander ziemlich nah und ich ſah in ſeinem ganzen Betragen, daß er mir was unangenehmes erzeigen wollte, und daß er glaubte, weil er mich allein ſah, könnte es ihm gelingen, deswegen fing ich an zu reden und ſagte: tapfrer Soldat, wenn es Nacht wäre, ſo könntet ihr ſagen, ihr hättet mich für einen andern genommen, da es aber Tag iſt, ſo wißt ihr wer ich bin. Einer der mit euch nichts zu thun gehabt habt, einer der euch nie etwas zu leide that, der aber auch nicht viel vertragen kann. Darauf blieb er mit kühner Gebärde vor mir ſtehen und ſagte: er verſtehe nicht, was ich ſage. Darauf verſetzte ich: ich weiß recht gut, was ihr wollt und was ihr ſagt, aber euer Vorhaben iſt ſchwerer und gefährlicher, als ihr denkt, und könnte euch vielleicht mißlingen; bedenkt, daß ihr mit einem Manne zu thun habt, der ſich gegen hundert wehren würde, und daß euer Vorhaben ſich für keinen braven Soldaten ſchickt. Indeſſen war ich wohl auf meiner Hut, und wir hatten uns beyde verfärbt. Schon waren viele Leute herzugetreten, welche wohl merkten, daß unſere

Worte von Eiſen waren, und da mein Gegner ſeine Gelegenheit nicht fand, ſagte er: wir ſehen uns ein andermal wieder; darauf verſetzte ich: brave Leute ſeh ich immer gerne wieder, und den, der ihnen gleicht. So ging ich weg, den Herrn aufzuſuchen, der aber nicht nach mir geſchickt hatte. Als ich in meine Werkſtatt kam, ließ mir der Korſe durch einen beyderſeitigen Freund ſagen: ich brauche mich vor ihm nicht mehr in acht zu nehmen, denn wir wollten gute Freunde ſeyn, aber ich könnte mich nicht genug vorſehen, denn es hätten mir wichtige Männer den Tod geſchworen, ich ließ ihm danken und nahm mich in acht, ſo gut ich konnte. Wenige Tage darauf vertraute mir ein Freund: Herr Peter Ludwig habe Befehl und Auftrag gegeben, daß man mich noch dieſen Abend gefangen nehmen ſolle. Darüber beſprach ich mich mit einigen Freunden, die mir zur Flucht riethen, und weil man mich um Ein Uhr in der Nacht gefangen nehmen ſollte, nahm ich um dreyundzwanzig Poſtpferde und eilte nach Florenz.

So hatte Herr Peter Ludwig, da dem Korſen der Muth gefallen war, die Sache auszuführen, aus eigner Macht und Gewalt den Befehl gegeben, mich gefangen zu nehmen, nur damit er die Tochter des Pompeo beruhigen möchte, die ſich nach ihrer Mitgift erkundigte, und da nun auch dieſer letzte Anſchlag nicht gelang, ſo erſann er einen andern, von dem wir zu ſeiner Zeit reden wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Die Zauberin.

Theokrits zweite Idylle.

Bringe mir raſch Buhlzauber, o Theſtylis! bringe mir Lorbern!
Wind' um den hölzernen Becher die purpurne Blume des Schafes!
Daß ich meinen Geliebten, der hart mich quälet, beſchwöre:
Der mir ſchon zwölf Tage, der Elende! nimmer erſcheint,
Und kaum weiß, ob todt wir bereits ſind, oder noch lebend,
Nie an der Thür auch lermte, der Flatterer! Anderswohin traun!
Lenkte ſein Herz ihm Eros zur Untreu', und Afrodite!
Hingehen werd' ich am Morgen zu Timagetos dem Ringer,
Jenen zu ſchaun, und zu rügen mit Vorwurf, was er mir anthut!

Jezo beſchwör' ich ihn in Beſchwörungen! Aber, Selena,
Leuchte mir ſchön; dir heb' ich, o Himmliſche, leiſen Geſang an!
Drunten der Hekate auch, die winſelnde Hunde verſcheuchet,
Wann durch Grüfte der Todten und dunkeles Blut ſie einhergeht!
Hekate, Heil! Graunvolle! Sei uns bis zum Ende Geſellin;
Kräftige hier den Zauber nicht weniger, als Perimedens,
Als der Kirke Gemiſch, und als der blonden Medeia!
Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!
Schrot ja zehret zuerſt die Altarglut. Auf denn, geſtreuet,
Theſtylis! Unglücksdirne, wohin doch entflog der Verſtand dir?
Bin ich vielleicht, Unholdin, auch dir ein Gelächter geworden?
Streu', und ſage dazu: Hier ſtreu' ich Delfis Gebeine!
Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!
Mich hat Delfis gequält: ich will auf Delfis den Lorber
Brennen. Wie jezo das Reis mit lautem Gekrach ſich entzündet,
Plözlich ſodann auffl[a]mmt, daß ſelbſt nicht Aſche geſehn wird:

Alſo müß' auch Delfis das Fleiſch in der Lohe zerſtäuben!

Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!

Wie dies wächſerne Bild mit günſtigem Dämon ich ſchmelze,

Alſo ſchmelz' in Liebe ſofort der Myndier Delfis!

Und wie die eherne Rolle durch Kypriens Macht ſich herumdreht,

Alſo drehe ſich jener herum an unſerer Pforte!

Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!

Jezo die Kleie gebrannt! Dir, Artemis, weicht in dem Hades

Selbſt der demantene Fels, und was noch ſonſt unverrückt ſtarrt.

Theſtylis, horch in der Stadt das Hundegeheul! O die Göttin

Trit in den Dreiweg ein! Auf, rege die hallenden Erze!

Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!

Schaue doch! Still nun ruhet das Meer, ſtill ruhen die Winde!

Mir nur ruhet er nicht im innerſten Buſen der Jammer!

Ganz in Glut für jenen zerloder' ich, welcher mich Arme

Statt der Gattin gemacht zur ausgeſchändeten Jungfrau!

Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!

Dreimal ſpreng' ich des Tranks, und dreimal, Herrliche, ruf' ich:

Ob ihn eine Geliebte beſelige, ob ein Geliebter;

Schnell betäube das Herz ihm Vergeſſenheit, ſo wie in Dia

Theſeus, ſagt man, vergaß der lockigen Braut Ariadne!

Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!

Fern in Arkadia wächſt Hippomanes, welches die Füllen

Alle zur Wut auf den Bergen und hurtige Stutten entflammet.

Schauet' ich ſo auch Delfis, und ſtürmt' er daher in die Wohnung,

Einem Raſenden gleich, aus dem ſchimmernden Hofe der Ringer!

Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!

Dieſer Streif der Verbrämung entſank dem Gewande des Delfis;

Jezo werd' er zerrauft, und geſchnellt in die ſtürmiſche Flamme!

Wehe mir! tückiſcher Eros, wie haſt du das Blut aus den Adern,

Angeſchmiegt, wie ein Igel des Sumpfs, mir alles geſogen!

Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!

Dieſen zerſtampfeten Molch zum Gifttrunk bring' ich dir morgen.

Theſtylis, jezo empfah das Gemengſel allhier, und beſalbe

Jenem oben die Schwelle, woran mir immer anjetzt noch

Hängt das gefeſſelte Herz; allein nichts achtet er meiner!

Sage dann, ſpüzend darauf: Hier ſalb' ich Delfis Gebeine!

Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!

Nun allein und verlaſſen, woher bewein' ich die Liebe?

Welches zuerſt wehklag' ich? Wer ſchuf dies Jammergeſchick mir?

Jüngſt ging, tragend den Korb, des Eubulos Tochter Anaxo

Uns in der Artemis Hain; dort führten ſie andres Gewildes

Viel in feſtlichem Zug', auch eine gewaltige Löwin.

Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!

Auch die thrakiſche Amme Teucharila, [ruhe ſie ſelig!]

Damals meines Gemachs Anwohnerin, bat und beſchwur mich,

Anzuſchauen den Zug: und ich unſeliges Mädchen

Folgete, ſchön nachſchleppend ein Kleid von feurigem Byſſos,

Prachtvoll drüber gehüllt das Mäntelchen von Kleoriſta.

Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!

Schon beinah um die Mitte des Wegs, am Hauſe des Lykon,

Sah ich Delfis zugleich und Eudamippos einher gehn.

Jugendlich ſproßt' ihr Kinn, wie die goldne Blum' Helichryſos;

Beiden auch glänzte die Bruſt weit herrlicher, als du Selene,

Weil ſie eben gekehrt von der Ringſchul' edeler Arbeit.

Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!

O wie ich ſah, wie ich tobte! wie ſchwang ſich im Wirbel der Geiſt mir

Elenden! Ach die Reize verblüheten; nicht des Gepränges

Achtet' ich dort annoch; ſelbſt nicht, wie zu Hauſ' ich gekommen,

Weiß ich; nein ich erkrankte, vom brennenden Fieber verzehret;

Zehn der Tag' auf dem Lager, und zehn der Nächte verſeufzt' ich!

Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!

Und mir ward das Geſicht bleichgelb, wie die Farbe des Thapſos;

Auch die Haare vom Haupt entſchwanden mir; übrig zulezt war

Haut nur noch und Gebein. Bei wem nicht ſucht' ich Geneſung?
Welches Mütterchens Haus, das Beſchwörungen kannte, verſäumt' ich?
Doch ward nichts mir gehoben; die Zeit nur enteilete fliehend.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Und ſo redet' ich endlich zur Dienerin lautere Worte:
Auf nun, Theſtylis, finde mir Rath für die ſchreckliche Krankheit.
Ganz beherrſcht mich Verlorne der Myndier. Aber o gehe
Ihn zu erſpähn dorthin zu Timagetos dem Ringer;
Denn da pflegt er Verkehr, da mag er gerne verweilen.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Und ſobald du allein ihn antrifſt, winke verſtohlen;
Sag' ihm dann: Simätha begehrt dich zu ſprechen! und bring' ihn.
Alſo ſprach ich, ſie ging, und brachte den glänzenden Jüngling
Mir in das Haus, den Delfis. Allein wie ich eben ihn ſahe
Ueber die Schwelle der Thüre mit leichterem Fuße ſich ſchwingen,
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!

Ganz nun, mehr wie der Schnee, erkaltet' ich; und von der Stirne
Tröpfelte nieder der Schweiß, gleich rinnendem Thaue des Morgens.
Keinen Laut auch zwang ich hervor, selbſt nicht wie im Schlafe
Wimmernden Laut aufſtöhnen zur lieben Mutter die Kindlein;
Starr wie ein Püppchen von Wachs war rings der blühende Leib mir.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Als mich geſehn der Verſtockte; den Blick zur Erde geſenket,
Sezt' er ſich hin auf den Seſſel, und redete ſitzend die Worte:
Traun, mir eilteſt du vor nicht weniger, als ich, Simätha,
Neulich im Lauf voreilte dem anmutsvollen Filinos,
Da du in deine Behauſung mich nöthigteſt, eh ich daher kam.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Selbſt auch wär' ich gekommen, ja trauteſter Eros! gekommen,
Samt drei Freunden bis vier, dein Liebender, gleich in der Dämmrung,
Tragend die goldenen Aepfel des Dionyſos im Buſen,
Und auf dem Haupt Weißpappel, den heiligen Sproß des Herakles,

Rings umher durchwunden mit purpurfarbigen Bändern.

Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!

Hättet ihr wohl mich empfangen; o Seligkeit! denn ein gewandter

Werd' ich genannt, und ein schöner, im Kreis der Jugendgenossen.

Schon genug, wenn ich einzig den lieblichen Mund dir geküsset.

Hättet ihr, mich abweisend, die Pforte gesperrt mit dem Riegel;

Sicherlich wären auch Beil' und brennende Fackeln gekommen.

Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!

Dank nun, Dank bekenn' ich zuerst der erhabenen Kypris

Schuldig zu seyn; nächst Kypris entrafteſt mich du aus dem Feuer,

Süsses Weib, mich hieher in die trauliche Kammer bescheidend,

Mich schon halb versenkten; denn Eros zündet ja wahrlich

Oft noch entflammtere Glut, wie der Liparäer Hefästos.

Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!

Er mit verderblicher Wut hat die Jungfrau selbst aus der Kammer,

Auch die Vermählte gescheucht, das Bette noch warm zu verlassen,

Ihres Gemahls! So ſprach er; und ich ſchnellgläubige faßt' ihm
Leiſe die Hand, und zog ihn heran zum ſchwellenden Lager.
Bald ward Leib an Leib wie von Sonnen erwärmt, und das Antliz
Glühete mehr denn zuvor, und wir flüſterten hold mit einander.
Daß ich nicht zu lange dir plaudere, liebe Selene;
Siehe, geſchehn war die That, und wir freuten uns beide des Wunſches.
Nie ward mir von jenem ein Vorwurf, ehe denn geſtern,
Noch ihm einer von mir. Nun kam zum Beſuche die Mutter
Meiner guten Filiſta, der Flöterin, und der Melixo,
Heute, ſobald am Himmel empor ſich ſchwangen die Roſſe,
Von dem Okeanos tragend die roſenarmige Eos.
Und viel andres erzählte ſie mir, und wie Delfis verliebt ſei.
Aber ob jezt ein Mädchen ihn feſſele, oder ein Jüngling,
Wußte ſie nicht ſo genau; dies eine nur: immer zum Taumel
Schwelgt' er im Nektar der Lieb', und zulezt entflattert' er treulos.
Auch umhäng' er mit Kränzen, erzählte ſie, jenem die Wohnung.

Dieſes that die Freundin mir kund; und die Freundin iſt wahrhaft.

Denn wohl dreimal vordem und viermal pflegt' er zu kommen,

Oft bei mir hinſezend das Doriſche Krüglein mit Salböhl.

Nun ſind ſchon zwölf Tage, ſeitdem ich ihn nimmer geſehen.

Hat er nicht andere Luſt ſich geſucht, und unſer vergeſſen?

Jezo mit Liebeszauber beſchwör' ich ihn. Aber wofern er

Mehr mich betrübt; bei den Mören! an Aides Thor ſoll er klopfen!

Solch ein verderbliches Gift bewahr' ich ihm, mein' ich, im Käſtlein,

Wie ein aſſyriſcher Fremdling, o Herrſcherin, mich es gelehret.

Lebe nun wohl, und hinab zum Okeanos lenke die Roſſe,

Herrliche! Ich will tragen mein Elend, wie ich begonnen!

Lebe denn wohl, o Selene, du glänzende! Lebet auch ihr wohl,

Sterne, ſo viel den Wagen der ruhigen Nacht ihr begleitet!

III.

Szenen aus Shakeſpeare.

Der Sturm.

Erſter Aufzug.

Zweyter Auftritt.

Die bezauberte Inſel, vor Proſpero's Zelle. Proſpero und Miranda treten auf.

Miranda.

Wenn eure Kunſt, mein liebſter Vater, ſo
Die wilden Fluten toben hieß, ſo ſtillt ſie.
Der Himmel, ſcheint es, würde Schwefel regnen,
Wenn nicht die See, die Stirn der Veſte ſchlagend,
Das Feuer löſchte. O ich litt mit ihnen,
Die ich ſo leiden ſah: ein wackres Schiff,
Das ohne Zweifel edle Weſen trug,
In Stücke ganz zerſchmettert! O der Schrey
Ging mir an's Herz; die Armen! keine Rettung!
Wär' ich ein mächt'ger Gott, ich hätte lieber
Die See verſenket in der Erde Schooß,
Als ſo das gute Schiff verſchlingen laſſen,
Samt aller ſeiner Mannſchaft.

Proſpero.

Faſſe dich!
Nichts mehr von Angſt! Sag deinem weichen Herzen,
Es ſey kein Leid geſchehn!

Miranda.

Weh über ſie!

Proſpero.

Kein Leid. Ich thats aus Sorge nur für dich,
Für dich, du Theure, dich, geliebte Tochter,
Die, unbekannt mit ſich, nicht weiß, woher
Ich ſtamm', und daß ich viel was höhers bin
Als Proſpero, Herr einer armen Zelle
Und dein nicht größ'rer Vater.

Miranda.

Mehr zu wiſſen
Kam nie mir in den Sinn.

Proſpero.

Nun iſt es Zeit
Dir mehr zu offenbaren. Hilf mir erſt
Mit deiner Hand den Zaubermantel ab.

(Er legt den Mantel nieder.)

Da lieg nun, meine Kunſt! Du, trockne dir
Die Augen, tröſte dich. Das grauſe Schauſpiel
Des Schiffbruchs, ſo dein innerſtes Gefühl
Erſchüttert hat, hab' ich mit ſolcher Vorſicht
Durch meine Kunſt ſo ſicher angeordnet,
Daß keine Seel' — daß keiner Kreatur
Im ganzen Schiff auch nur ein Haar gekrümmt iſt,
Obwohl du ſchreyn ſie hörteſt, ſinken ſahſt.
Komm, ſetze dich! Du mußt nun mehr erfahren.

Miranda.

Oft wolltet ihr mir ſagen, was ich bin;
Doch brach't ihr ab, ließt mich vergebens forſchen
Und ſchloſſet immer: wart! noch nicht!

Proſpero.

Die Stund' iſt da,
Ja die Minute fodert dein Gehör.

Gehorche denn! merk auf! Entſinnſt du dich
Der Zeit, eh wir in dieſe Zelle kamen?
Du kannſt es, glaub' ich, kaum: denn damahls warſt du
Noch nicht drey Jahr' alt.

Miranda.

Ja, ich kanns, mein Vater.

Proſpero.

Schwebt dir von andern Häuſern, andern Menſchen
Noch etwas vor? Sag' irgend mir ein Bild,
Das dir im Sinne blieb.

Miranda.

Es iſt weit hin,
Und eher wie ein Traum, als wie Gewißheit,
Die mein Gedächtniß ausſagt. Hatt' ich nicht
Vier Frauen oder fünf zur Wartung einſt?

Proſpero.

Die hatteſt du, mein Kind, und mehr, doch ſage,
Wie kömmt's, daß dieß in deiner Seele lebt?
Was ſiehſt du ſonſt im dunklen Hintergrunde
Der Zeit? Erinnerſt du dir irgend was
Vor deiner Ankunft hier, ſo kannſt du auch
Noch wiſſen, wie du kamſt.

Miranda.

Doch weiß ichs nicht.

Proſpero.

Zwölf Jahre ſind es her, zwölf Jahr, Miranda,
Da war dein Vater Meilands Herzog, war
Ein mächt'ger Fürſt.

Miranda.

Seyd ihr denn nicht mein Vater?

Proſpero.

Ein Weib von Ehr' und Zucht war deine Mutter,
Sie ſagte mir, du ſeyſt es, und dein Vater
War Meilands Herzog; du, ſein einzig Kind,
Warſt Erbin und Prinzeſſin.

Miranda.

Lieber Himmel,

Welch böſer Streich, daß wir von dannen mußten,
Wie? oder war es glücklich?

Proſpero.

Beydes, Liebe.
Ein böſer Streich verdrängt' uns, wie du ſagſt,
Doch unſer gutes Glück half uns hieher.

Miranda.

O wie das Herz mir blutet, wenn ich denke,
Wie viel Beſchwer ich damahls euch gemacht,
Wovon ich nichts mehr weiß! Beliebts euch, weiter?

Proſpero.

Antonio, mein Bruder und dein Oheim —
Ich bitte dich, gieb Achtung! — Daß ein Bruder
So treulos konnte ſeyn! Er, welchen ich
Nächſt dir vor aller Welt am meiſten liebte,
Und ihm des Landes Führung übertrug.
Es war der Herzogthümer Krone damahls
Und Proſpero der Fürſten; dafür galt er
Der Würde nach, und in den freyen Künſten
Ganz ohne Gleichen. Da ich dieſer mich
Allein befliß, ließ ich den Bruder walten,
Und wurde meinem Lande fremd, vertieft
Und wie verloren in geheimes Grübeln.
Dein falſcher Oheim — aber merkſt du auf?

Miranda.

Mit allen Sinnen, Vater.

Proſpero.

So bald er ausgelernt, wie man Geſuche
Gewährt, wie abſchlägt; wen man muß erhöhn,
Und wen als einen üpp'gen Schößling fällen;
So ſchuf er die Geſchöpfe meiner Wahl
Von neuem, tauſchte, modelte ſie um.
Durch dieſes Spiel mit Aemtern und Beamten
Stimmt' er ein jedes Herz im Staat zur Weiſe,
Die ſeinem Ohr gefiel. Er war das Epheu nun,
Das meinen königlichen Stamm verſteckt

Und ausgeſogen meine Säfte hatte. —
Du merkſt nicht auf.

Miranda.

Ich thu es, beſter Vater.

Proſpero.

Ich bitte dich, gieb Achtung. Daß ich ſo
Mein zeitlich Theil verſäumte, ganz der ſtillen
Betrachtung mich ergab, und mein Gemüth
Durch das zu adeln ſuchte, deſſen Werth,
Wenn es nicht ſo verborgen wär, die Schätzung
Der Menſchen überſtieg'; dieß, ſag' ich, weckte
In meinem falſchen Bruder arge Luſt;
Und mein Vertraun, gleich einem guten Vater,
Erzeugte Tück' in ihm, ſo ausgezeichnet,
In ihrer Art, als mein Vertrauen war,
Das keine Gränzen kannte. Er alſo,
Von dem Ertrage meiner Renten Herr,
Und allem ſonſt, was meiner Macht gebührte;
Wie einer, der durch öft'res Wiederhohlen
Der eignen Lüge ſein Gedächtniß ſo
Zum Sünder macht, daß es für wahr ſie hält:
Er glaubte nun, er ſey der Herzog wirklich,
Weil er ihn ganz vertrat, und, mit dem Schmuck
Der Hoheit angethan, ein jedes Vorrecht übte.
Das nährte ſeinen Ehrgeiz — Hörſt du auch?

Miranda.

Ein Tauber müßt' auf die Geſchichte horchen.

Proſpero.

Um keinen Damm nun zwiſchen dieſer Rolle
Und dem zu ſehn, für welchen er ſie ſpielte,
Wollt' er durchaus der unumſchränkte Herr
Von Meiland ſeyn. Mich armen Mann — mein Büchersaal
War Herzogthums genug — mich hält er nun
Für weltliche Regierung ungeſchickt,
Verbindet ſich dem König von Neapel
Zu jährlichem Tribut und Huldigung, (ſo dürſtet
Nach Herrſchaft ihn!) will ſeinen Fürſtenhut

Vor deſſen Krone neigen, und das Land,
Ein freyes Herzogthum — ach, armes Meiland! —
Zu ſchnödem Dienſt erniedrigen.

Miranda.

O Himmel!

Proſpero.

Hör', was er ſich bedungen, und den Ausgang;
Dann ſag mir, ob das wohl ein Bruder war?

Miranda.

Ich ſündigte, wenn ich von eurer Mutter
Nicht würdig dächte; ſchlechte Söhne trug
Schon mancher edle Schooß.

Proſpero.

Nun die Bedingung.
Der König, der mein alter Todfeind war,
Horcht gern auf das Begehren meines Bruders;
Und dieſes war: für die belobten Punkte
Von Huldigung, von Zins, ich weiß nicht mehr wie viel,
Mich und die Meinen gleich vom Herzogthum
Zu bannen, und des ſchönen Meilands Lehen
Und Würden meinem Bruder zu verleihn.
Als drauf Antonio ein Heer Verräther
Geworben, öffnet' er in einer Nacht,
Erfahren zu der That, die Thore Meilands;
Und in der Finſterniß und Stille riſſen
Die Diener des Verraths mich haſtig fort,
Und dich, ein weinend Kind.

Miranda.

Ach, welch ein Jammer!
Ich, der es unbewußt, wie ich geweint,
Will jetzt von neuem weinen; der Gedanke
Erpreßt mir Thränen.

Proſpero.

Hör ein wenig weiter,
So komm' ich auf die Sach', um die uns jetzt
Zu thun iſt: ohne ſie wär die Geſchichte
Sehr unnütz angebracht.

Miranda.

Warum erſchlugen
Sie uns nicht gleich?

Proſpero.

Ja, Mädchen! gut gefragt!
Was ich erzählet, heiſcht die Frage. Liebe,
Sie wagten nicht (ſo liebte mich mein Volk)
Der That ſolch blutig Siegel aufzudrücken,
Und übertünchten den verruchten Anſchlag.
Sie riſſen uns an eines Schiffleins Bord,
Dann in die See hinaus; da nahmen ſie
Ein faul Geripp von Bord, ganz abgetakelt:
Kein Segel, Maſt noch Tau: ſogar die Ratzen hatten
Sich fortgemacht: ſo ſtoſſen ſie uns aus,
Zu weinen ins Gebrüll der See, den Winden
Zu ſeufzen, deren Mitleid, wiederſeufzend,
Nur ſchonend Weh uns that.

Miranda.

Ach, welche Noth
Hab' ich euch da gemacht!

Proſpero.

O nein! du warſt
Ein holder Engel, der mir Rettung bot.
Du lächelteſt, beſeelt mit Muth vom Himmel,
Wenn ich, die See mit ſalzen Tropfen tränkend,
Die Laſt mit Aechzen trug; und das verlieh
Mir feſten Dulderſinn, daß ich gefaßt
Auf jeden Unfall war.

Miranda.

Wie kamen wir an Land?

Proſpero.

Durch Gottes Lenkung.
Wir hatten etwas Speiſ und friſches Waſſer,
Das uns ein edler Neapolitaner,
Gonſalo, zur Vollführung dieſes Plans
Ernannt, aus Milde gab, nebſt reichen Kleidern,
Nebſt Leinwand, Zeug und allerley Geräth,

Das uns gar viel genützt. Auch da er wußte
Ich liebe meine Bücher, ſtellt' er mir
Mit freundlicher Geſinnung Schriften zu
Aus meiner Sammlung, die ich höher ſchätze
Als wie mein Herzogthum.

Miranda.

O könnt' ich einſt
Den Mann doch ſehen!

Proſpero.

Nun erheb' ich mich.
Bleib ruhig, hör das Ende unſrer Seenoth.
Wir landeten auf dieſem Eiland; hier
Hab' ich, dein Meiſter, weiter dich gebracht,
Als andre Prinzen kommen, die mehr Muße
Für eitlen Zeitvertreib, und Lehrer haben,
Die minder eifrig ſind.

Miranda.

Der Himmel lohn' es euch.
Und nun, ich bitt' euch, (denn er tobt noch ſtets
Mir im Gemüth) aus welchem Grunde habt
Ihr jetzt den Sturm erregt?

Proſpero.

Noch dieſes wiſſe.
Durch wunderbare Schickung hat das Glück,
Jetzt meine holde Freundin, meine Feinde
An dieſen Strand gebracht; und meine Kunde
Der Zukunft lehrt mich, daß mein Zenith ſich
Dem günſtigſten Geſtirn verknüpft: verſäum' ichs,
Und buhle jetzt um deſſen Einfluß nicht,
So wird nachher mein Glücksſtand nimmer grünen. —
Nun halt mit Fragen inne; du biſt ſchläfrig!
Die Müdigkeit iſt heilſam, gieb ihr nach.
Ich weiß, es bleibt dir keine Wahl. —

(Miranda ſchläft ein.)

Herbey,
Mein Diener! komm! Ich bin nunmehr bereit.
Mein Ariel, erscheine!

(Ariel tritt auf.)

Ariel.

Heil, grosser Weiser! Heil dir, mein Gebieter!
Ich komme, deinen Winken zu begegnen.
Sey's Fliegen, Schwimmen, mich in Flammen tauchen,
Auf krausen Wolken schweben: schalten kann
Dein Machtgebot mit Ariel, und Allem
Was sein Vermögen leistet.

Prospero.

Hast du, Geist,
Genau den Sturm vollbracht, den ich dir auftrug.

Ariel.

Aufs Haar genau. Ich enterte das Schiff
Des Königs; jetzt am Schnabel vorn, im Bauch,
Auf dem Verdeck, in jeglicher Kajüte,
Flammt' ich Entsetzen: bald zertheilt' ich mich
Und brannt' an vielen Stellen: auf dem Mast,
An Stang' und Bogspriet flammt' ich abgesondert,
Floß dann in eins. Zeus Blitze, die Verkünder
Des furchtbarn Donnerschlags, fliehn nicht so reissend
Dem Blick voraus; das Feuer, das Geknall
Des losgebrannten Schwefels schien den starken
Neptunus zu belagern; machte beben
Die kühnen Wogen, ja erschütterte
Den mächt'gen Dreyzack selbst.

Prospero.

Mein wackrer Geist! —
Wer war so fest, so standhaft, daß der Aufruhr
Ihm nicht den Sinn verwirrte?

Ariel.

Keine Seele,
Die nicht von Fieberwuth ergriffen ward,
Und Streiche der Verzweiflung spielte. Alle,
Bis auf die Schiffer, stürzten sich vom Schiff,

Das ganz in Glut ſtand, in der Fluten Schaum.
Der Sohn des Königs, Ferdinand, ſein Haar
Emporgeſträubt, wie Binſen, nicht wie Haar,
Sprang allererſt, ſchrie: ledig iſt die Hölle
Und alle Teufel hier!

Proſpero.

Schön, lieber Geiſt!
Doch war dieß nah beym Strand?

Ariel.

Ganz nah, mein Meiſter.

Proſpero.

Sind ſie in Sicherheit?

Ariel.

Kein Haar gekränkt,
Kein Fleck an ihren Kleidern, die empor
Sie trugen; friſcher glänzen ſie vielmehr.
Wie du befahlſt, zerſtreut' ich ſie in Rotten
Rings um die Inſel her: den Sohn des Königs
Bracht' ich allein ans Land. Da ſitzt er nun
In einem unbeſuchten Winkel, kühlt
Die Luft mit Seufzern, ſchlingt die Arme ſo
Trübſelig in einander.

Proſpero.

Sag, was thateſt
Du mit dem Schiff des Königs, den Matroſen,
Und mit dem Reſt der Flotte?

Ariel

Sicher liegt
Des Königs Schiff in jener tiefen Bucht,
Wo du einmahl mich aufgerufen haſt
Um Mitternacht, dir von den ſtets beſtürmten
Bermudas Thau zu hohlen. Die Matroſen
Verließ ich, in den Raum des Schiffs gepackt,
Wo nebſt der ausgeſtandnen Müh mein Zauber
Sie tief in Schlaf verſenkt. Der Flotte Reſt,
Die ich zerſtreut, hat wieder ſich vereint,
Und kehrt nun auf der Mittelländ'ſchen Welle

Voll Trauer heim nach Napel,
Im Glauben, daß des Königs Schiff gescheitert,
Und er sein hohes Leben eingebüßt.

Prospero.

Mein Auftrag, Ariel, ist ganz erfüllt;
Doch giebts noch mehr zu thun. Was ist die Zeit
Am Tage?

Ariel.

Mittag ist vorbey?

Prospero.

Zwey Stunden
Zum wenigsten. Die Zeit von hier bis sechs
Bedürfen wir zum kostbarsten Gebrauch.

Ariel.

Mehr Arbeit noch? Weil du mir Mühe giebst,
So muß ich dich an dein Versprechen mahnen,
Das du noch nicht erfüllt.

Prospero.

Nun? übellaunig?
Was kannst du wohl verlangen?

Ariel.

Meine Freyheit.

Prospero.

Eh deine Zeit zu End' ist? Schweig!

Ariel.

O bitte!
Bedenk, mein Dienst war aller Ehren werth,
Ich log dir nie was vor, versah dir nichts,
Und murrt' und schmollte niemahls. Du versprachst mir
Erlassung eines vollen Jahrs.

Prospero.

Vergiß'st du
Von welcher Qual ich dich befreyte?

Ariel.

Nein.

Prospero.

Du thusts, und denkest Wunder, was es sey,

Zu waden in der ſalzen Tiefe Schlamm,
Zu rennen auf dem ſcharfen Wind des Nordens,
Im Schooß der Erde Dienſte zu verrichten,
Wenn ſie vom Froſte ſtarrt.

Ariel.

Fürwahr nicht, Herr.

Proſpero.

Du lügſt, boshaftes Ding! Vergaſſeſt du
Die Hexe Sycorax, die Neid und Alter
Gekrümmt wie einen Reif? Vergaſſeſt du?

Ariel.

Nein, Herr.

Proſpero.

Ja, ſag' ich! Sprich: wo war ſie her?

Ariel.

Aus Algier, Herr.

Proſpero.

Ha, ſo? Ich muß dir Einmahl
In jedem Mond vorhalten, was du warſt:
Denn du vergiß'ſt es. Die verruchte Hexe,
Die Sycorax, ward für unzähl'ge Frevel
Und Zaubereyn, wovon zu hören ſchon
Den Menſchen graut, aus Algier, wie du weißt,
Verbannt: Sie lieſſen ihr, um Eines willen,
Das ſie gethan, das Leben noch. Nicht wahr?

Ariel.

Ja, Herr.

Proſpero.

Die Unholdin ward ſchwanger hergebracht,
Hier lieſſen ſie die Schiffer. Du, mein Sklav,
(So nennſt du ſelbſt dich) warſt ihr Diener damahls.
Allein da du, ein allzuzarter Geiſt
Ihr ſchnödes fleiſchliches Geheiß zu thun,
Dich ihrem groſſen Werk entzogſt, verſchloß ſie
Mit ihrer ſtärkern Diener Hülfe dich,
In ihrem unerbittlich wildem Zorn,
In einer Fichte Spalt; ein Dutzend Jahre

Hielt dieſe Kluft dich peinlich eingeklemmt.
Sie ſtarb in dieſer Zeit und ließ dich da,
Wo dein Geſtöhn in Einem fort erſcholl,
Wie Mühlenräder klappern. Damahls ward
Von keiner menſchlichen Geſtalt dieß Eiland
Geſchmückt, bis auf ein ſcheckig Wechſelbalg,
Den Sohn, den ſie hier warf.

Ariel.

Ja, Caliban ihr Sohn.

Proſpero.

So ſag' ich, dummes Ding! Der Caliban,
Der jetzt mir dienen muß. Du weißt am beſten
In welcher Marter ich dich fand. Dein Stöhnen
Durchdrang der niegezähmten Bären Bruſt,
Und machte Wölfe heulen; für Verdammte
War dieſe Qual gemacht, die Sycorax
Nicht wieder löſen konnte: meine Kunſt,
Als ich hieher kam und dich hörte, hieß
Die Fichte gähnen und befreyte dich.

Ariel.

Geliebter, habe Dank!

Proſpero.

Murrſt du noch mehr,
So ſpalt' ich einen Eichbaum, nagle dich
In ſeinen knot'gen Eingeweiden feſt,
Bis du zwölf Winter durchgeheult.

Ariel.

Verzeih!
Gern, Meiſter, will ich auf Befehle lauſchen
Und artig ſpüken.

Proſpero.

Thu's, und in zwey Tagen
Entlaß' ich dich.

Ariel.

Das ſprach mein edler Meiſter.
Was ſoll ich thun? o ſag', was ſoll ich thun?

Proſpero.

Geh, nimm die Bildung einer Meeresnymphe,
Nur dein und mein Geſicht erkenne dich.
Sonſt allen Augen mach dich unſichtbar.
Nimm die Geſtalt, und komm verwandelt wieder.
Geh! fort! mit Eil! (Ariel ab.)
(Zu Miranda.) Erwache, liebes Herz!
Erwache! du haſt wohl geruht. Erwache!

Miranda.

Das Wunderbare der Erzählung machte
Mir Müdigkeit.

Proſpero.

Verjage ſie! Wir wollen
Zu meinem Sklaven Caliban, der nie
Uns freundlich Antwort giebt.

Miranda.

Er iſt ein Böſewicht,
Ich mag nicht gern ihn ſehn.

Proſpero.

Doch wie's nun ſteht,
Iſt er uns nöthig: denn er macht uns Feuer,
Holt unſer Holz, verrichtet mancherley
Das Nutzen bringt. He, Sklave! Caliban!
Du Erdklos! ſprich!

(Caliban drinnen.)

'S iſt Holz genug im Hauſe.

Proſpero.

Ich ſage, komm heraus! Es giebt was anders
Für dich zu thun. Schildkröte, komm heraus!
(Ariel erſcheint in der Geſtalt einer Waſſernymphe.)
Ah, ſchönes Luftbild! Schmucker Ariel,
Hör' insgeheim! (Flüſtert ihm ins Ohr.)

Ariel.

Mein Fürſt, es ſoll geſchehn.
(ab.)

Proſpero.

Du ſchnöder Sklave, den der Teufel ſelbſt
Mit deiner Rabenmutter zeugt'! Heraus!

(Caliban kömmt.)

So gift'ger Thau, als meine Mutter je
Von faulem Moor mit Rabenfedern ſtrich,
Fall' auf euch beyd'! Euch blaſ' ein hitz'ger Süd
Den ganzen Leib voll Ausſchlag!

Proſpero.

Dafür reißt es,
Verlaß dich drauf, zu Nacht dir in den Gliedern;
Den Odem hemmt dir Seitenſtechen; Igel
So lang die öde Nacht es zuläßt, ſollen
An dir den Kitzel büſſen; zwicken ſolls
So dicht wie Zell' an Zell' im Honigwaben dich,
Und ärger jeder Biß als Bienenſtacheln.

Caliban.

Ich muß zu Mittag eſſen. Dieſes Eiland,
Das du mir nimmſt, iſt mein von Sycorax,
Von meiner Mutter. Wie du erſtlich kamſt,
Da ſtreicheltest du mich, und thateſt lieb,
Gabſt Waſſer mir mit Beeren drin, und lehrteſt
Mich Nahmen für das groß' und kleine Licht
Des Tages und der Nacht; da liebt' ich dich
Und wies dir alles, was die Inſel trägt:
Salzbrunnen, Quellen, fruchtbar Land und dürres.
Verflucht, daß ich es that! Beher' euch aller Plunder
Der Sycorax, Kreuzſpinnen, Käfer, Kröten!
Denn ich allein bin euer dienend Volk,
Mein eigner König ſelbſt; und ſperrt mich hier
In dieſen harten Felſen, und verwehrt
Den Reſt des Eilands mir.

Proſpero.

Verworfner Lügner!
Der Schläge nur, nicht Güte fühlt! Ich pflegte,
Koth, der du biſt! dich menſchlich; ließ dich wohnen

In meiner eignen Zell', bis du getrachtet
Der Ehre meines Kinds Gewalt zu thun.

Caliban.

Hoho! Ich wollt' es wär geſchehn. Du kamſt
Mir nur zuvor, ich hätte ſonſt die Inſel
Mit Calibans bevölkert.

Proſpero.

Schnöder Sklav,
In welchem keine Spur des Guten haftet,
Zu allem Böſen fähig! Ich erbarmte
Mich deiner, gab mir Müh zum Sprechen dich
Zu bringen, lehrte dich in jeder Stunde
Dieß oder jenes. Da du, Wilder, ſelbſt
Nicht wußteſt was du wollteſt, ſondern nur
Höchſt viehiſch kollerteſt, verſah ich dich
Mit Worten, deine Meynung kund zu thun.
Doch deiner wilden Art, obwohl du lernteſt,
Hing etwas an, das edlere Naturen
Nicht um ſich leiden konnten: darum wardſt du
Verdienter Weiſ' in dieſen Fels geſperrt,
Da du noch mehr verdient als ein Gefängniß.

Caliban.

Ihr lehrtet Sprache mich, und mein Gewinn
Iſt, daß ich weiß zu fluchen. Frieſel plag' euch
Für euren Unterricht!

Proſpero.

Fort, Hexenbrut!
Schaff Holz herbey! Sey hurtig, rath' ich dir,
Um mehr noch abzuthun. Du ziehſt Geſichter, Unhold?
Wenn du verſäumſt, wenn du mit Unluſt thuſt
Was ich befehle, foltr' ich dich mit Gichtern,
Und rüttle dir die Knochen. Brüllen ſollſt du,
Daß Beſtien erzittern vor dem Lerm.

Caliban.

Nein, bitte! laß! (Für ſich.) Ich muß gehorchen.
So ſtark iſt ſeine Kunſt, ſie zähmte wohl

Selbſt meiner Mutter Gott, den Setebos,
Und legt' ein Joch ihm auf.

Proſpero.

So, Sklave! fort! (Caliban ab.

Ferdinand erſcheint im Hintergrunde, Ariel ſpielt und ſingt unſichtbar.

Ariels Lied.

Geiſter, kommt auf dieſen Strand!
Fügt Hand in Hand!
Wenn ihr küſſend euch verneigt,
(Die See nun ſchweigt)
Hüpft behende dort und hier,
Liebe Geiſter, ſingt mit mir!
Horch! horch!

Chor. (zerſtreute Stimmen). Wau! wau!
Es bellt der Hund:

Chor. Wau! wau!

Horch! horch!
Der Hahn thut ſeine Wache kund,
Er kräht: Kikiriki!

Ferdinand.

Wo iſt wohl die Muſik? Auf Erden? in der Luft?
Sie ſpielt nicht mehr; gewiß, ſie richtet ſich
Nach einem Gott der Inſel. Wie ich ſaß
Am Hügel, meines Vaters Schiffbruch weinend,
Da ſchlich ſie bey mir über die Gewäſſer,
Und lindert ihre Wuth und meinen Jammer
Mit ſüſſer Melodie; ich folgt' ihr dann,
Sie zog vielmehr mich nach: nun iſt ſie fort.
Da hebt ſie wieder an.

Ariels Lied.

Tief in Meeresgrund gefallen,
Liegt dein Vater wohl bewahrt.
Sein Gebein wird zu Korallen,
Jedes Aug 'ne Perle zart.
Alles wird an ihm erhalten,
Muß ſich köſtlich umgeſtalten.

Nymphen läuten ſtündlich ihm
Todtenglöcklein: Bim! bim! bim!

Chor. Bim! bim! bim!

Ferdinand.

Das Liedchen ſpricht von meinem todten Vater.
Dieß iſt kein ſterblich Thun; der Ton gehört
Der Erde nicht: jetzt hör' ich droben ihn.

Proſpero.

Zieh deiner Augen zarten Vorhang auf,
Und ſag, was ſiehſt du dort?

Miranda.

Was iſts? ein Geiſt?
O Himmel, wie's umher blickt! Glaubt mir, Vater,
Eine feine Bildung hats, doch 's iſt ein Geiſt.

Proſpero.

Nein, Kind, es ißt und trinkt, hat ſolche Sinne,
Wie wir, ganz ſo. Der Knabe, den du ſiehſt,
War bey dem Schiffbruch, und entſtellt' ihn Gram,
Der Schönheit Wurm, nicht etwas, möchteſt du
Ihn wohlgebildet nennen. Er verlohr
Die Schiffsgefährten, und, ſie aufzufinden,
Schweift er umher.

Miranda.

Ich möcht' ein göttlich Weſen
Ihn nennen, denn ich ſah in der Natur
Nie ſo was edles.

Proſpero beyſeite.

Wie ich ſehe, gehts
Nach meines Herzens Wunſch. (Zu Ariel.) Geiſt, lieber Geiſt!
Dafür entlaß' ich in zwey Tagen dich.

Ferdinand.

Gewiß die Göttin, welcher die Muſik
Zu Ehren ſpielt. — Vergönnet meinem Wunſch
Zu wiſſen, ob ihr auf der Inſel wohnt?
Geruht mich anzuweiſen, wie ich hier
Mich muß betragen; meiner Bitten erſte,

Zuletzt geſagt, iſt dieſe: ſchönes Wunder!
Seyd ihr ein Mädchen oder nicht?

Miranda.

Kein Wunder,
Doch ſicherlich ein Mädchen.

Ferdinand.

Meine Sprache! Himmel!
Ich bin der Höchſte derer, die ſie reden,
Wär' ich, wo man ſie ſpricht.

Proſpero.

Der Höchſte? wie?
Was wärſt du, wenn der König von Neapel
Dich hörte?

Ferdinand.

Was ich jetzo bin, ein Weſen,
Erſtaunt, daß du von Napels König ſprichſt.
Er hört mich, und das iſts, warum ich weine;
Ich bin es ſelbſt, und ſah mit dieſen Augen,
Die ſtets ſeitdem geflutet, wie der König,
Mein Vater, unterging.

Miranda.

O Jammer!

Ferdinand.

Ja,
Samt allen ſeinen Rittern; auch der Herzog
Von Meiland und ſein guter Sohn.

Proſpero.

Der Herzog
Und ſeine beßre Tochter könnten dich
Zu Schanden machen, wär' es Zeit dazu. —
(Bey Seite zu Ariel.)
Beym erſten Anblick tauſchten ſie die Augen. —
Mein zarter Ariel, für dieſen Dienſt
Entlaß' ich dich. — (Zu Ferdinand.) Ein Wort, mein Herr! Ich fürchte
Ihr habt euch ſelbſt herabgeſetzt: Ein Wort!

Miranda.

Warum ſo hart mein Vater ſpricht? Dieß iſt
Der dritte Mann, den ich geſehn, der erſte
Für den ich ſeufzte. Ach, gewönne Mitleid,
Wie mich, den Vater!

Ferdinand.

Seyd ihr unvermählt,
Und euer Herz noch frey, ſo mach' ich euch
Zur Königin von Napel.

Proſpero.

Still, Herr! Noch ein Wort! —
(Für ſich.) Sie ſind einander hingegeben, doch
Ich muß den ſchnellen Handel ſchwierig machen,
Damit der leichte Sieg nicht das Gewicht
Des Sieges mindre. — Noch ein Wort! Ich ſag' dir,
Begleite mich! Du ſchleichſt auf dieſer Inſel
Dich ein wie ein Spion, mir, ihrem Herrn,
Sie abzunehmen.

Ferdinand.

Nein, bey meiner Ehre!

Miranda.

Nichts Böſes kann in ſolchem Tempel wohnen.
Hat ein ſo ſchönes Haus der böſe Geiſt,
So werden gute Weſen ſich bemühn
Bey ihm zu wohnen.

Proſpero.

Folge mir! — Du, ſprich
Nicht mehr für ihn, 's iſt ein Verräther. — Komm,
Ich will dir Hals und Fuß zuſammen ketten;
Seewaſſer ſey dein Trank; zur Speiſe geb' ich
Dir Wurzeln, Muſcheln aus dem Bach, und Hülſen,
Worin die Eichel wächſt. Komm, folge!

Ferdinand.

Nein!
Ich will die Schmach nicht dulden, bis mein Feind
Mich überwältigt. (Zieht den Degen.)

Miranda.

O mein lieber Vater,
Verſucht ihr nicht zu raſch! Er iſt ja ſanft
Und nicht gefährlich.

Proſpero.

Seht mir, will das Ey
Die Henne meiſtern? — Steck den Degen ein!
Du drohſt, doch wägſt du keinen Streich, Verräther:
So drückt dir Schuld auf dem Gewiſſen. Komm
Von deinem Poſten! Sieh, ich kann dich hier
Mit dieſem Stab' entwaffnen, daß die Wehr
Dir aus den Händen fällt.

Miranda.

Ich bitt' euch, Vater!

Proſpero.

Fort! häng' dich nicht an meine Kleider!

Miranda.

Gnade!
Ich ſage gut für ihn.

Proſpero.

Kein Wort mehr! Schweig!
Ich müßte ſonſt dich ſchelten, wo nicht haſſen.
Wortführerin für einen Schurken? Wie?
Du denkſt, es ſey ſonſt niemand ſo geſtaltet,
Weil du nur ihn und Caliban geſehn.
Du thörigt Mädchen! Mit den meiſten Männern
Verglichen, iſt er nur ein Caliban,
Sie Engel gegen ihn.

Miranda.

So hat in Demuth
Mein Herz gewählt: denn einen ſchönern Mann
Zu ſehn, begehrt es nicht.

Proſpero zu Ferdinand.

Gehorche mir!
Komm! deine Sehnen ſind aufs neu im Stande
Der Kindheit, ihrer Kraft beraubt.

Ferdinand.

Das ſind ſie.

Gefeſſelt ſind mir, wie in einem Traum,
Die Lebensgeiſter. Meines Vaters Tod,
Die Schwäche, die ich fühle, den Verluſt
Von allen Freunden, dieſes Mannes Drohn,
Von dem ich unterjocht bin, trüg' ich leicht;
Dürft' ich nur Einmahl Tags aus meinem Kerker
Dieß Mädchen ſehn! Mag Freyheit alle Winkel
Der Erde ſonſt gebrauchen: Raum genug
Hab' ich in ſolchem Kerker

Proſpero.

Komm! — (Für ſich.) Es wirkt.
(Zu Ariel.) Gut ausgerichtet, lieber Ariel!
Begleite mich! Vernimm, was ſonſt zu thun!

(Flüſtert ihm ins Ohr.)

Miranda.

Beruhigt euch! Mein Vater, Herr, iſt beſſer
Geſinnt als wie er ſpricht; was er euch that,
Iſt ſeine Sitte nicht.

Proſpero laut zu Ariel.

Du ſollſt ſo frey
Wie Wind' auf Bergen ſeyn: doch thu auch Wort für Wort,
Was ich dir aufgetragen.

Ariel.

Jede Sylbe.

Proſpero.

Komm, folge! — Sprich du nicht für ihn. (Alle ab.)

IV.

Ein Nachtrag zu der Unterſuchung über Idealiſten und Realiſten.

Aus Platons Theätetus

(S. 113—124. ed. Bip)

Socrates.

So kommen wir, mein Theodorus, von einem Gegenſtande der Unterſuchung auf den andern, von dem wichtigen auf den minder wichtigen.

Theodorus. Wir haben ja Muße genug dazu, Socrates.

Socrates. Das iſt auch wahr. Ich habe wirklich oft ſchon, und vorzüglich heute die Bemerkung gemacht, mein Beſter, wie ſehr es in der Natur der Sache liege, daß diejenigen, welche ſich lange mit dem Studium der Philoſophie beſchäftigen, als Redner in öffentlichen Geſchäften eine lächerliche Rolle ſpielen.

Theodorus. Wie verſtehſt du das?

Socrates. Die, welche ſich von früher Jugend an auf Gerichts- und andern öffentlichen Plätzen herumgetummelt haben, ſehen aus, als ob ſie wie Sklaven, und

und die hingegen, welche ſich der Philoſophie und dergleichen Studien widmeten, als ob ſie in Vergleichung mit jenen wie Freygeborne erzogen wären.

Theodorus. In wie ferne?

Socrates. In ſo ferne, daß die letztern, wie du ſagteſt, immer Muße haben, und ihre Unterſuchungen in Ruhe und mit Bequemlichkeit anſtellen können. Gerade wie wir jetzt ſchon zum drittenmal auf einen neuen Gegenſtand der Unterſuchung gekommen ſind, ſo machen es auch ſie, wenn ihnen, wie jetzt uns, ein neuer Gegenſtand beſſer gefällt als die eigentlich obwaltende Frage, und bekümmern ſich nicht, ob ſie auf einem längern oder kürzern Wege zum Ziele gelangen, wenn nur Wahrheit dabey herauskömmt. Jene hingegen dürfen ſich beym Reden nie keine Zeit laſſen, denn das ablaufende Stundenglas nöthigt ſie zur Eile, und läßt ſie nicht dazu kommen, über das zu reden, worüber ſie vielleicht wünſchten. Ihr Gegner hat ſie ganz in ſeiner Gewalt, indem er ſie beſtändig auf die vorgeleſene Anklageformel zurückweißt, über deren weſentlichen Innhalt ſie nie hinausgehen dürfen. Die Reden ſelbſt beziehen ſich immer auf einen Mitſklaven und ſind an den Gebieter gerichtet, der als Richter daſitzt. Ihr Streit iſt nie unintereſſiert, ſondern geht immer ſie ſelber an; oft ſteht ſogar ihr Leben dabey auf dem Spiele. Das alles macht ſie nur hitzig und beiſſend, und lehrt ſie die Kunſt, dem Richter durch Worte zu ſchmeicheln, und ſich ihm durch Thaten gefällig zu machen. Kurz, ſie werden engherzige, ſchlechtdenkende Menſchen; denn die ſklaviſche

Denkungsart, an die ſie von Jugend auf gewöhnt ſind, hat das Aufſtreben des Geiſtes, den geraden freyen Sinn erſtickt, und ſie zu Ränken verleitet, indem ſie die noch jedem Eindruck offnen Gemüther beſtändig in Angſt und Furcht erhält. Da ſie nun nicht im Stande ſind, dieſe durch Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe zu bekämpfen, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zum Betruge und zu gegenſeitigen Ungerechtigkeiten, und werden auf alle Weiſe verſchroben und verdreht; ſo, wenn ihre Seele ganz verdorben iſt, kommen ſie am Ende aus den Jünglings-Jahren ins männliche Alter, und bilden ſich nun ein, was recht Groſſes und Kluges zu ſeyn. Das iſt der Charakter der Leute von dieſem Schlage. Soll ich dir etwa nun auch noch ein Bild der Männer von unſerm Orden entwerfen, oder wollen wir lieber zu unſerm Hauptgegenſtande zurückkehren, damit wir nicht unſre vorhin gerühmte Freyheit abzuſchweifen allzuſehr misbrauchen?

Theodorus. O nein! im Gegentheil wollen wir auch dieſe näher betrachten. Es gefiel mir ſehr wohl, was du vorhin ſagteſt, daß wir in unſerm Orden nicht ſklaviſch an den Gegenſtand gebunden ſeyen, ſondern, daß dieſer gewiſſermaaſen unſer Sklave ſey, und daß jede Unterſuchung warten müſſe, bis es uns gefällt, ſie zu vollenden. Denn wir haben weder einen Richter, noch, wie z. B. die Richter, einen Zuſchauer vor uns, der uns tadeln und uns gebieten kann.

Socrates. Nun ſo laß uns denn, weil es dir einmal ſo gut dünkt, von den erſten Meiſtern unſrer Kunſt

ſprechen, denn was wollten wir uns um die gemeinen Philoſophen bekümmern.

Der wahre Philoſoph weiß vielleicht ſchon von Jugend an nicht einmal den Weg auf den Volksplatz. Er kennt weder den Gerichtshof noch das Rathhaus, noch ſonſt irgend einen andern öffentlichen Verſammlungsort in der Stadt. Von den geſchriebenen oder öffentlich ausgerufenen Geſetzen und Volksſchlüſſen hört und ſieht er nichts. Jene intriguanten Bewerbungen der Cameradſchaften um die erſten Stellen, jene heimlichen Zuſammenkünfte, jene Gaſtgebote und Tänze mit Flötenſpielerinnen wird er nie auch nur im Traume anſtellen. Ob etwas Glückliches oder Unglückliches in der Stadt vorgefallen, oder ob einer ein Unglück ſeinen Voreltern von väterlicher oder mütterlicher Seite zuzuſchreiben habe, darum bekümmert er ſich ſo wenig als wie man im Sprüchworte ſagt, um die Zahl des Sandes am Meere. Und von dem allem weiß er nicht einmal, daß er es nicht weiß. Denn es geſchieht gar nicht aus Eitelkeit, wenn er von allem dieſem keine Notiz nimmt, ſondern eigentlich wohnt und liegt nur ſein Körper in der Stadt; ſein Geiſt hingegen hält alle dieſe Dinge für gering, verachtet ſie ſogar als nichtig „und ſchweift allent„halben umher, wie Pindarus ſagt, durchmißt, was un„ter und über der Erde iſt, berechnet die Sterne über dem „Himmel, durchforſcht allenthalben die ganze Natur eines „jeden einzelnen Weſens, und läßt ſich zu keinem der „ihm naheliegenden Dinge herab.“

Theodorus. Wie meinſt du das?

Socrates. Man erzählt vom Thales, daß er, ganz in Betrachtung des Himmels vertieft, in eine Grube fiel, und ihn eine Thraziſche Sklavin, ein munteres und witziges Mädchen, ausgelacht habe, weil er ſich alle Mühe gebe, das was im Himmel ſey zu ſehen, und hingegen das, was ihm ganz nahe und ſo zu ſagen vor der Naſe liege, nicht merke. Der nemliche Spott iſt auf alle, die ſich mit der Philoſophie beſchäftigen, anwendbar. Denn eigentlich weiß ſo ein Menſch nichts von ſeinem nächſten Nachbar, nicht einmal wie es ihm gehe, ja kaum ob er ein Menſch ſey oder irgend ein andres zahmes Hausthier. Was hingegen der Menſch ſey, und was ein ſolches Weſen ausſchlieſſend vor andern zu thun oder zu leiden habe, das unterſucht er genau und giebt ſich Mühe, es zu erforſchen. Begreifſt du, Theodorus, was ich ſage oder nicht?

Theodorus. Warum nicht; es iſt wie du ſagſt.

Socrates. Wenn nun, mein Lieber, ſo ein Mann, ſey es zu Hauſe oder öffentlich, mit irgend jemand Geſchäfte hat, oder wenn er, wie ich ſchon vorhin ſagte, vor Gericht oder anderswo in die Nothwendigkeit verſetzt wird, über Dinge zu ſprechen, die ihm ſo zu ſagen vor der Naſe und unter den Augen liegen, ſo wird er nicht nur den Thraziſchen Sklavinnen, ſondern auch dem übrigen Pöbel zum Gelächter, und fällt aus Ungeſchicklichkeit in Gruben, und geräth in alle nur mögliche Verlegenheiten. Auch macht ſein erſtaunend unbehülfliches Weſen, daß man ihn für blödſinnig hält. Wenn er geſchimpft wird, kann er

keinem ein treffendes Schimpfwort zurückgeben, indem er von Niemand irgend etwas böſes weiß, weil er ſich nie darum bekümmert hat. Da iſt er denn nun wieder in Verlegenheit, und wird lächerlich. Wenn man aber bey Lobes-Erhebungen und Prahlereyen anderer bemerkt, daß er nicht zum Scheine, ſondern im Ernſte darüber lacht, ſo hält man ihn für aberwitzig. Denn wenn man ihm einen Tyrannen oder König rühmt, ſo glaubt er irgend einen Hirten, z. B. einen Schwein- oder Schaaf- oder Rinderhirten glücklich preiſen zu hören, der ſich gut auf's Melken verſteht. Indeſſen meint er, daß jene ein edleres und heimtückiſcheres Thier zu weiden haben, als dieſe; daß ſie aber nothwendig eben ſo roh und unwiſſend werden müſſen, wie die Hirten, weil ſie auf ihrer Burg mit der Mauer, wie jene auf ihrem Berge mit dem Pferche eingeſchloſſen ſeyen. Wenn man ihm ſagt, daß jemand erſtaunend reich ſey, weil er tauſend oder mehr Hufen Landes beſitze; ſo hält er das eben für nichts groſſes, weil er immer die ganze Erde im Auge hat! Wenn man ferner eines Mannes Geſchlecht erhebt: er ſey von gutem Hauſe, und könne ſieben reiche Ahnen herzählen, ſo hält er dieſe Lobredner für ſehr kurzſichtig und kleindenkend, weil ſie aus Unwiſſenheit nicht im Stande ſind, ihre Blicke immer auf das Ganze zu richten, und nicht einmal vernünftiger Weiſe ſchlieſſen können, daß jeder unzählige Myriaden von Ahnen und Voreltern gehabt haben müſſe, unter denen Reiche und Bettler, Könige und Sklaven, Griechen und Ausländer oftmals bey tauſenden geweſen ſeyn können.

Ja wenn ſich einer gar mit fünf und zwanzig wohlgezählten Ahnen brüſtet, und bis an Herkules den Sohn des Amphitrüo hinaufrechnet, ſo hält der Philoſoph das für eine lächerliche Pedanterey. Und weil dieſer fünf und zwanzigſte in abſteigender Linie von Amphitrüo gerade das iſt, wozu das Glück ihn machte, und wenn er auch der fünfzigſte geweſen wäre, ſo muß er über ſolche Leute lachen, weil ſie ihre Vernunft nicht brauchen, und dummen Stolz nicht aus ihrem leeren Kopfe herausbringen können. In allen dieſen Fällen macht ſich der Pöbel über den Philoſophen luſtig, weil er auf der einen Seite alles zu verachten ſcheint, und auf der andern, das was ihm vor den Augen liegt, nicht ſieht, und allenthalben in Verlegenheit kömmt.

Theodorus. Du redeſt völlig der Erfahrung gemäß, Socrates.

Socrates. Wenn nun im Gegentheile der Philoſoph ſelbſt einen andern auf einen höhern Standpunkt bringen, und wenn ſo ein Menſch von der gerichtlichen Unterſuchung über geſchehenes Unrecht zur philoſophiſchen Betrachtung der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zurückgehen will, worinn ſie ſich von einander ſelbſt, und worinn von allem andern unterſchieden oder von der Frage, ob ein König, der z. B. viel Gold beſitzt, glücklich ſey, zur Betrachtung der königlichen, und überhaupt der menſchlichen Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit, und in wie ferne es von menſchlichen Kräften abhänge, jene ſich zu erwerben, und dieſe zu vermeiden — wenn nun wieder jener

engherzige und zänkiſche Rabuliſt von dem allen Rechenſchaft geben ſoll, ſo wird er hier das Gegenſtück zu unſerm Philoſophen ſpielen. Denn ihm ſchwindelt, wenn er auf einer ſolchen Höhe ſchwebt, er ſieht, weil er's gar nicht gewohnt iſt, mit irrendem Blicke niederwärts, er quält ſich und ſchwankt und ſtottert, * und wenn gleich weder Thraziſche Sklavinnen, noch ſonſt ungelehrte Leute (denn die merken es nicht) darüber lachen, ſo werden es doch alle diejenigen thun, die auf eine freye, jenem Sklaven-Sinne ganz entgegengeſetzte Weiſe erzogen ſind.

Das iſt mir das Bild des einen und des Andern. Der erſte, den du Philoſoph nennſt, iſt in Freyheit und Muße erzogen. Ihm macht es keine Schande, für einen einfältigen und unbrauchbaren Menſchen gehalten zu werden, wenn er Sklavendienſte verrichten ſoll, z. B. ein Tiſchpolſter ordentlich hinzulegen, oder ein Gerücht durch Würtze oder ſeine Worte durch Schmeicheleyen zu verſüſſen. Der andere hingegen weiß dieſes Alles mit Behendigkeit und Genauigkeit zu thun, aber er kann nicht wie ein freyer Mann die Laute ſpielen, ** er hat kein Ohr für den Wohllaut der Rede, und nie wird ſein Geſang das wahre Leben der Götter und ſeligen Helden würdig preiſen.

* Oder wird frech und flunkert. Man ſehe in F. Nicolais Reiſen den eilften und die noch kommenden Bände.

** ἀναβαλλεσθαι. Camerarius, Caſaubonus und Perizonius haben, durch eine Stelle des Athenäus verleitet, dieſen Ausdruck völlig mißverſtanden.

Theodorus. Wenn du Jedermann, wie mich, von dem was du sagst überzeugen könntest, so würde mehr Friede und weniger Unglück unter den Menschen herrschen.

Socrates. Freylich! Aber, mein Lieber, es ist eben so wenig möglich, das Böse ganz zu vertilgen, weil dem Guten ja immer etwas entgegengesetzt seyn muß, als es unter die Götter zu versetzen. Es sucht immer nothgedrungen die menschliche Natur und diese untern Regionen heim. Darum muß man suchen, sobald als möglich von hier dorthin zu entfliehen. Dieses Entfliehen ist Annäherung zur göttlichen Vollkommenheit, und diese Annäherung gründet sich auf wohlverstandene Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe. Indessen, mein Bester, ist es gar nichts leichtes, die Menschen zu überzeugen, daß man nicht, nach der bey dem grosen Haufen geltenden Maxime, nur zur Vermeidung des bösen und zur Erhaltung des guten Rufes das Laster verabscheuen und nach der Tugend streben müsse, denn das liefe, wie mir dünkt, am Ende auf altes Weibergewäsche hinaus. Das Wesentliche von der Sache aber beruht auf folgendem:

Gott ist niemals auf irgend eine Weise ungerecht, sondern im höchsten Grade gerecht, und nichts kömmt ihm so nahe, als wer unter uns wieder die höchste Stufe der Gerechtigkeit erreicht hat. Darinn besteht die wahre Grösse und Veredlung, und mithin in dem Gegentheile die wahre Erniedrigung und Ausartung der Menschheit. Denn die Erkenntniß dessen was Recht ist, macht die wahre Weisheit und Tugend aus, und die Nichterkenntniß desselben

iſt entſchiedene Unwiſſenheit und Verdorbenheit. Jede andre ſo geheiſſene Gröſſe und Weisheit iſt in der Staats-Regierung läſtiges Gepränge, und in den Künſten Ziererey. Man würde alſo weit beſſer daran thun, den, welcher Ungerechtigkeiten begeht, und Pflichtvergeſſen redet oder handelt, um ſeiner Verſchlagenheit willen gar nicht für einen ſo wichtigen Mann gelten zu laſſen. Denn ſolche Leute freuen ſich ihrer Schande, und bilden ſich ein, man halte ſie doch für keine verächtliche Menſchen oder für unnütze Erdenlaſten, ſondern für Männer, deren Erhaltung dem Staate wichtig ſeyn müſſe. Aber, die Wahrheit zu geſtehen, ſind ſie deſto mehr ſolche Leute, wie ſie nicht zu ſeyn glauben, je weniger ſie es glauben. Denn ſie wiſſen nicht, was ſie doch am eheſten wiſſen ſollten, welche Strafe die Ungerechtigkeit nach ſich ziehe. Dieſe beſteht nemlich gar nicht, wie ſie etwa wähnen, in Züchtigung und Hinrichtung, der bisweilen auch ganz Unſchuldige ausgeſetzt ſind, aber ſie können ihr unmöglich entfliehen.

Theodorus. Was meinſt du denn für eine?

Socrates. Ungeachtet in der Natur zwey Urbilder aufgeſtellt ſind, das eine göttlich und höchſt glückſelig, das andere ungöttlich und höchſt unglücklich, ſo können ſie dieſes Verhältniß nicht einſehen, und merken alſo in ihrem Wahnſinne und ihrer äuſſerſten Verblendung auch nicht, daß ſie durch ihre ſchlechten Handlungen ſich dem letztern ähnlich und dem erſtern unähnlich machen, und dafür werden ſie nun geſtraft, indem ſie ein Leben wie ihr

Urbild führen müssen. Vergebens stellt man ihnen vor, daß sie nach ihrem Tode, wenn sie ihrer falschen Grösse nicht entsagen, nie an jenen von Bösen reinen Ort gelangen können, und schon in diesem Leben immer das Ebenbild ihres Lebens vor sich haben, indem sie selbst als schlechte Leute nur mit schlechten Leuten umgehen müssen. Das würden sie als grosse Schlauköpfe und Genies für thörichtes Geschwätz halten.

Theodorus. Unstreitig Socrates.

Socrates. Ich hab' es erfahren, mein Freund — Doch das einzige begegnet ihnen zuweilen, wenn sie in einer Privat-Unterredung Gründe und Gegengründe über das was sie tadeln vorbringen müssen, und nun herzhaft und lange aushalten und nicht feige sich ergeben wollen, daß sie dann am Ende sich nicht mehr zu helfen wissen, und mit ihren eignen Worten nicht zufrieden sind. Ihre Beredtsamkeit ist dann gewissermassen dahin, und sie stehn da wie die Kinder.

Doch laß uns dieses, da es sonst schon ausser unserm Wege liegt, aufgeben, sonst würden die sich immer mehr darbietenden neuen Gegenstände die Haupt-Untersuchung, von der wir ausgiengen, verdrängen. Laß uns also, wenn es dir gefällt, zum vorigen zurückkehren.

Theodorus. Ich höre zwar dieses eben so gerne; in meinem Alter faßt man so etwas leichter, doch wenn es dir gutdünkt, so kehren wir wieder zurücke.

V.

Das Geſtändniß.

Erſtes Lied.

Theon an Theano.

Ich denk' an dich, und holde Fantaſien,
Und roſenfarbe Träume ſchmeicheln mir.
Mein Liebelechzend Herz zerſchmilzt in Elegieen,
Und jede Fiber tönt von dir.

Getragen von dem Fittig der Gedanken,
Gehoben von der Welle der Begier,
Entſchwingt der freye Geiſt ſich kühn des Raumes Schranken,
Und pflegt Vertraulichkeit mit dir.

Doch ach! wenn ich nun wirklich zu dir fliege,
So überwältigt mich geheimes Graun.
Der Blöde wagt es nicht, die ſeelenvollen Züge,
Das klare Antliz anzuſchaun.

Wenn im Vorüberfliehn dein Kleid mich ſtreiffet,
Dein irrend Auge meines blinzelnd faßt,
Dein himmelheller Blik den meinigen ergreiffet,
So ſtokt die Rede. Wechſelnd blaßt

Und fuert mir die Wange! Nebel ſtirren
Vor meinen Augen. Jeder Umriß ſchwankt.
Es ſchwindelt der Begriff in ausganglose Irren,
Und rings die Feſte rollt und wankt.

Doch, wenn du ſchonend deine Macht gebraucheſt,
Mir mild und gütig in das Auge blikſt,
Ein leiſes Denke mein! mir in die Seele haucheſt,
Und ſcheidend mir die Hände drükſt.

Wie ſelig fühl' ich dann mich, überſelig,
Ein Heros, wähn' ich, ſey ich, ſey ein Gott,
Und blutete für dich mit Freuden, ſänke frölich
Für dich, Geliebte, in den Tod.

Dann könnt' ich alles dulden, alles tragen,
Der Bande Schmach, der Kerker Finſternis;
Ich trozet', um für dich mein Alles hinzuwagen,
Den Parzen, und der Nemeſis.

Ein himmliſch Feuer fühl' ich in mir lodern;
Die Groſſen, Starken, die Heroen all
Gebeut der Dämon mir zum Kampf herauszufodern
Auf Leyer, Griffel, oder Stahl.

Drum laß dich, edles Mädchen, laß dich lieben,
Dein Theon wünſcht ſich nichts von dir zurück.
Ihm gnügt ſein Saytenſpiel, die Wolluſt, dich zu lieben,
Dein Anſchaun, Huldin, und dein Blick.

Zweytes Lied.

Theon und Theano.

Theano.

Weg iſt ſie, Gottes Sonne! Wolthuns müde,
Und wie die Tugend ruhig, ſchlief ſie ein.
O wiegte dieſe Ruh, o lullte dieſer Friede
Mich in den langen Schlummer ein!

Theon.

Schön ſank ſie hin, die Starke, Hohe, Groſſe,
Und ſteigt bald wieder ſchimmernder empor.
So blüht Theano einſt aus der Verweſung Schooſe
Verſchönert und verjüngt hervor.

Theano.

Wie glüht der Weſten! Theon, ſieh, wie wallen
Die rothen Fluthen um der Sonne Grab!
Es regnet Roſen, Theon. Diamanten fallen
Aus jenem Duftgewölk herab.

Theon.

Und regnen einſtens dieſe Roſen, fallen
Des Thaues Perlen einſt auf meinen Stein,
Wird auch Theano wohl zu Theons Hügel wallen
Und Blumen auf den ſtillen ſtreun?

Theano.

Wie ſagſt du, Theon? — — Ach die klare Bläue,
Die wie ein wogend Lichtmeer uns umſchwillt!
Wie dieſe lautre Fluth, wie dieſe Füll' und Treue
Des matten Herzens Lechzen ſtillt!

Theon.

Dieß matte Herz lechzt, Beſte, nach dem Lande,
Wo das Verhängniß ſich der Lieb' erbarmt;
Wo alles Zwanges loß, und ledig aller Bande
Sich ſelig Seel' und Seel' umarmt.

Theano.

Siehſt du den regen Punct hoch in den Lüften!
Hörſt du der Lerche wirbelnd Abendlied!
Izt ſchweigt ſie, krayſt herab auf thauberauſchte Trifften,
Und ſinkt ins hochbegraßte Ried.

Theon.

Die Glükliche! Sie lebt ein ſelig Leben.
Ihr kürzt den Tag die ſüſſe Harmonie;
Die ſüßre Nacht verwallt ihr zephyrleicht und eben
Am Buſen der geliebten Sie.

Theano.

Zurük du Raſcher! Morde nicht das Veilchen,
Von Thau und Düfften ſchwer hinabgedrükt!
Verſtreue deinen Duft, verblühe, frommes Veilchen,
Von meinem Finger ungepflükt!

Theon.

Du wollteſt Florens Lieblingskind verachten?
Misgönnen wollteſt ihr den Stolz, die Luſt,
Ihr Leben auszublühn, ihr Daſeyn auszuſchmachten
An eines Engels reiner Bruſt?

Theano.

Wie meinſt du, Theon? — Theon, welche Friſche!
In Amboinas Würzen ſchwimmt die Luft!
Die kleebeblümte Flur, die thaubeſprengten Büſche,
Sie träufeln Balſam, ſtrömen Duft.

Theon.

Es iſt der Liebe Hauch, der um uns ſäuſelt,
Es iſt der Liebe Athem, der uns kühlt,
Der Liebe Liſpel iſts, der deine Lokken kräuſelt,
Und fächelnd um die Wangen ſpielt!

Theano.

Ja ſchön biſt du, du unſers Lebens Wiege,
Und einſtens unſer Grab! — Ach wenn ich nun
An deiner kalten Bruſt, du gute Mutter, liege,
So laß mich ſchuldlos an dir ruhn!

Theon.

Ja ſchön iſt unſer Stern im Frühlingsgrüne.
Doch ſchöner iſt ein menſchlich Angeſicht,
Wenn leiſ' aus jedem Zug, und laut aus jeder Miene
Der Seele hohe Schönheit ſpricht;

Die Flur erſchließt ſich lauen Regengüſſen,
Der Blume Kelch dem jungen Morgenlicht;
So fühlt zu ſolcher Huld mein Herz ſich hingeriſſen,
Und liebte gern und — darf es nicht.

Theano.

Und darf nicht, Theon? — — Wonne, Theon, Wonne!
Sie ſchlägt, die Sängerin, die Nachtigal!
Entzükken, das mich ſchwellt, biſt du noch Erdenwonne?
Biſt du nicht Eden, ſelig Thal?

Theon.

Ja Eden iſt es. Wo du weilſt, iſt Eden,
Und wo du lächelſt, blüht Elyſium —
Ach lächle nicht ſo hold. Dein Lächeln täuſcht den Blöden,
Und wandelt ihn zum Helden um.

Horch! wie ſie flötet! Wekt kein leiſes Sehnen,
Kein ſüſſes Ahnen dieſer Ton in dir?
Du wendeſt dich? Du weinſt? Was deuten dieſe Thränen,
Was weiſſagt dieß Erblaſſen mir?

Nein länger, länger duld' ichs nicht. Zu brechen
Droht dieſes Herz, zurükgedrängt in ſich —
Laß, theure Seele, laß das groſſe Wort mich ſprechen!
Theano ach! ich liebe dich!

Drittes Lied.

Theano an Theon.

O Theon, welche Wehmuth, welch Entzükken
Durchbebt mich ſeit den ſelgen Augenblikken,
Die mir ohnlängſt, von deinem Arm umſchloſſen,
So hell verfloſſen!

Als du ſo liebend mir ins Auge blikteſt,
Als du ſo blöd' und bang mich an dich drükteſt,
Als mir zum erſtenmahl, was in dir brannte,
Dein Mund bekannte.

Noch immer wähn' ich, Beſter, dich zu ſehen.
Ich höre noch dein ſeelerührend Flehen,
Wie Lieblingsmelodieen um uns ſingen,
Tief in mir klingen.

Ich fühle noch der Pulſe raſches Jagen,
Dem deinigen mein Herz entgegenſchlagen,
Dem deinigen des Buſens rege Wellen
Entgegenſchwellen.

Ich weiß es noch, und ich vergeß' es nimmer,
Wie du umgoſſen von des Spatroths Schimmer
In deiner ſchlanken Schönheit vor mir ſtandeſt,
Dann mich umwandeſt,

VIII.

Der neue Orpheus.

Heil euch, süsse Harmonien,
Euch verdank' ich nur mein Glück!
Chloen saß ich jüngst zur Seite;
Doch sie spielte die Zerstreute,
Und ihr Blick floh meinen Blick.

Schüchtern wagt' ichs unter Seufzern,
Meine Gluth ihr zu gestehn,
Wagt's, ihr sanft die Hand zu drücken;
Doch sie zog, mit finstern Blicken,
Sie zurück, und wollte gehn.

Kaum bewog ich sie, zu bleiben,
Angeloben mußt ich ihr,
Nie von Liebe mehr zu sprechen.
Mein Gelübde nicht zu brechen,
Setzt' ich stumm mich ans Clavier.

Und nun klagt' ich auf den Saiten,
Ihr der Sehnsucht heissen Drang:
Seufzer, Bitten, Schmeicheleyen
Mußte mir die Tonkunst leihen,
Amor half; die List gelang.

Milder wurden Chlöens Züge,
Bey der ſanften Harmonie;
Lauſchend ſaß die Spröd' und hörte;
Was in Worten ſie empörte,
Hatt' in Tönen Reiz für ſie.

In den ſchmelzendſten Accorden,
Mahlt' ich nun der Liebe Glück;
Leiſ' erwachendes Verlangen
Röthete des Mädchens Wangen,
Sympathie verrieth ihr Blick.

Schlau erſah ich meinen Vortheil,
Eilte zu des Stückes Schluß,
Fragte „Liebſt du mich?" ſie wieder;
Chloe ſchlug die Augen nieder,
Und die Antwort war ein Kuß.

